



3 1761 07492782 3

Friedrich
Schlögl's

Gesammelte
Werke.



Wiener-Blut.



3 Bde

BCC
Agac

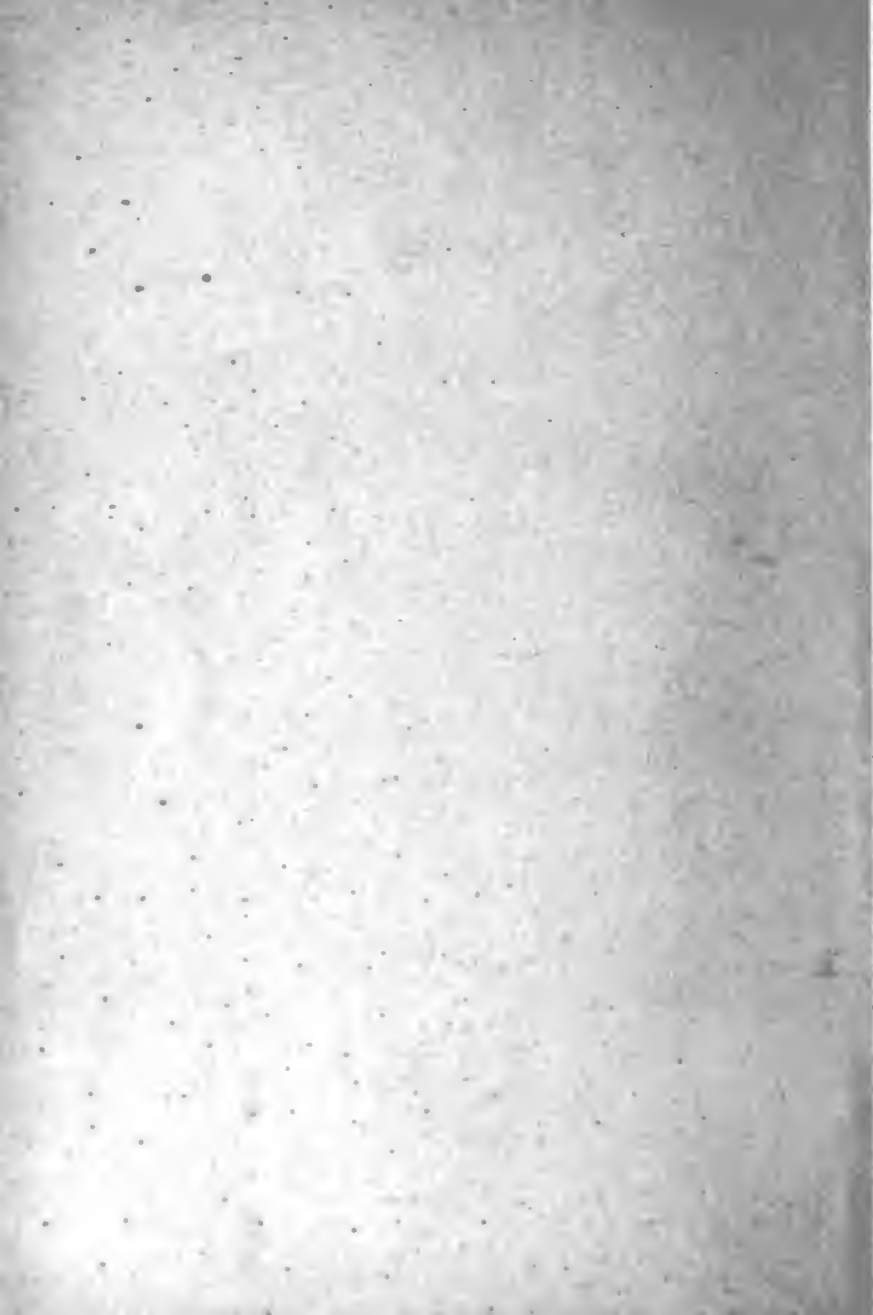
2 31/538

287617

ANTON SWA

VIEW

2007. 10. 10.



Wiener Blut.

Friedrich Schlögl's
Gesammelte Schriften.

→ ❖ ← Erster Band. ❖ →

Wiener Blut.



Wien, Pest, Leipzig.
at. Barteleben's Verlag.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Wiener Blut.



Kleine Kulturbilder

aus dem

Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau.

Von

Friedrich Schlägl.

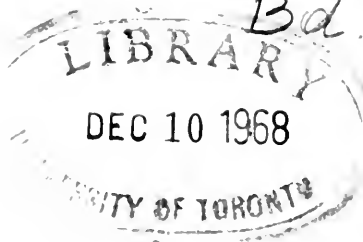


Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

(Alle Rechte vorbehalten.)

PT
2504
S816
1823
Bd. 1



Die Wiener haben einen großen Vorzug vor
den Norddeutschen, sie sind keine Philister.

Glaßbrenner (1836).

Ach, das muß ja prächtig sein, dort möcht' ich hin:
's gibt nur ein' Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!

Bäuerle („Mime" 1820).

O Wien, o Wien, du märchenvoller Klang!
Dem Sinnenden, der dir in's Herz geht.

Karl Wed (1838).

Allerweil fidel, fidel!

Dürst (1870).

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

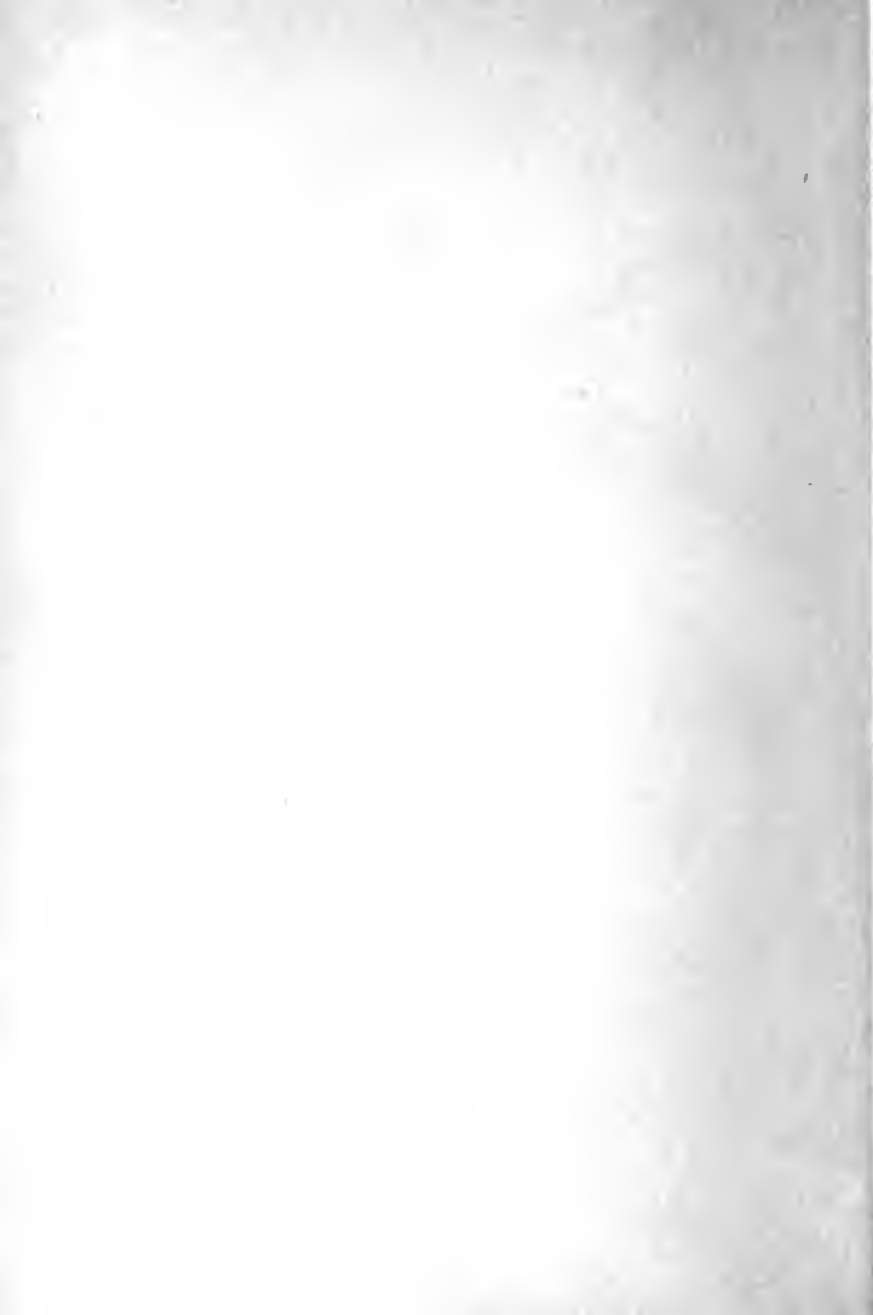
I n h a l t.

	Seite
Einleitung von Fritz Lemmermayer	1
Gelatsbrief	17
I. Stimmungsbilder.	
Ein paar alte Leute	23
Neujahr	32
Der Fasching der Armen	37
Vom „Stoß“	41
Alter-Weiber-Sommer	45
Veni sancte spiritus!	51
II. Sitten und Ansitten.	
Wäghermittwoch	57
Der Vorstadt-Umgang	60
In der Firmwoche	65
Vom Kir'tag	71
Alterseelen	76
Vom Christkindlmarkt	80
Weihnachten	86
Wiener Feiertage	92
Die Gratulationshefte	97
III. Wie und wo sich Wien unterhält.	
Sperrl — Walhalla — Dianasaal n. j. w.	102
Beim Heurigen	109
Beim Trabweltfahren im Prater	116
Auf dem Wäghermädlball	122
Auf dem Fiakerball	126
Bei den „Jodlern“	135
Unterm Galgen	136
Bei den Volksjüngern und Volksjangerinnen	139

IV. Portraits und Skizzen.	Seite
Fahnenpredigten und ihr Publicum	209
„Gutgeünnte“ von Damals	225
Nachschwärmer	240
Wirthshausbrüder	246
Stille Zecher	253
Kunst und Künstler vor der Linie	260
Auß dem „Loch“	267
Sonntagsschmarozer	272
Untröstliche Witwen	279
Zwei Freikarten	285
 V. Wiener Blut.	
Unsere Lehrbuben	295
Wiener Bettler	302
Unsere Köchinnen	307
Der Hausmeister	312
Vom Grueber Franzl	318
Deutichmeister-Gedekknaben	321
Kriegsgefichter und Kanonenfutter	328
 VI. (Anhang.) Zur Tagesgeschichte.	
Am Glnium	334
Der Fall der Unsehlbaren	339
D' Frau Kest über die Altkatholiken	343
Drei Stunden (im „W i t g r ü b e r l“) unter dem Ministerium „Nirecet Habietinel“	349
 S c h l u ß w o r t	356



Friedrich Schlegel.



Einleitung.

Friedrich Schlögl wurde am 7. December 1821 zu Wien, in der Vorstadt Mariahilf, geboren. Er war das Älteste unter vierzehn Kindern, deren Erziehung den blutarmen Eltern — der Vater war Sutmacher — manche Hartnack bereitete. Friedrich, ein Knabe von lebhaftem Temperamente und bewegtem Geiste, lernbegierig und empfänglich, wurde, nicht ohne einen Aufwand von Opfern, in's Gymnasium geschickt, wo er zum ersten Mal an den „Brüsten der Wissenschaft“ zu saugen begann. Wichtiger aber als der Schulunterricht waren für ihn die poetischen Anregungen, die er im Vaterhause empfing. Wie eng die Familienstube auch war, sie hatte gastlichen Mannes genug, um den Mufen und Grazien Platz zu gewähren. Nach des Tages Müh' und Arbeit oblag der Vater der edlen Beschäftigung, aus entliehenen Büchern die schönsten Balladen Bürger's und Schiller's abzuschreiben, um sie nach der „dürftigsten Einbremsuppe“ und dem „Kartoffel-Souper“ den Seinen vorzulesen. Er las, wie Schlögl in seiner Lebensskizze im „biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich“ von Wurzbach und in einem mir vorliegenden kleinen „Curriculum vitae“ mittheilt, gut und mit ergreifender Wärme; denn er hatte seine natürliche Anlage an den besten Vorbildern der damaligen Glanzepoche des Theaters an der Wien geknüpft. Mit angehaltenem Athem lauschte die kleine Zuhörerschaft, Friedrich insbesondere, der in den Genußen und Wonnen der Poesie schwelgte; und spät im Alter noch, wenn er von seiner kümmerlichen Jugend erzählte, gedachte er gern und

dankebar des unermesslichen Einflusses, den jene schlichte und unwürdige „Bildungsschule“ auf die Entwicklung seines Geistes und Gemüthes ausgeübt hatte. Er wurde warm und weich bei solchen in traumhafter Ferne liegenden Erinnerungen. Im Uebrigen erging es ihm wie anderen begabten und phantasievollen Kindern: er besaß einen unstillbaren Lesehunger und verschlang alles Gedruckte, das ihm ein fremdlicher Zufall in die Hände spielte. In seinem siebenten und achten Jahre waren es jene holden Büchlein, deren mancher von uns als trauer Kindheitsgenossen trennend gedacht und sich ihrer bis auf's Einzelne, bis auf Druck, Papier und Umschlagsfarbe erinnert, waren es die Schriften von Christoph Schmid, Chimani, Campe und Anderen, welche ihm Genuß und nachhaltigen Eindruck gewährten. Rührende Erzählungen und Geschichten, wie „Die Stiereier“, „Rosa von Lammenburg“, „Der gute Fridolin und der böse Dietrich“, die er vor Elm's Zeiten im Vereine mit seinen Geschwistern, bei taglichem Lampenlicht und dürftig gebeiztem Tien, zu lesen bekommen hatte, vergaß er nicht bis in sein hohes Alter. Sie hoben ihn, den Knaben, über das häusliche Elend hinweg; er litt und freute sich mit den Helden und Heldinnen, deren Schicksale er auf geringem Zeichpapier verzeichnet und mit grellfarbigen Bildern illustriert fand; und er sprach später die Vermuthung aus, ob sich nicht diese vielgeliebten Zachtchen durch ihre Einfachheit und Einfachheit und wegen ihres sittlichen Gehaltes in Herz und Seele bleibend einprägten und die Grundlage bildeten für den künftigen Lebensgang. Bei zunehmender Reife kamen als mit Begier aufgenommenen Lesebücher die damals eben auftauchenden „Heller- und Biennig Magazine“ an die Reihe, ferner „Die Welt in Bildern“ von Comenius, Käftls „Naturgeschichte“ und Fenelon's unsterbliches „Telemach“. Aber die Krone des Ganzen war, die höchste Begeisterung erregte das Buch der Kinderbücher, Robinson Crusoe, und nach ihm die Märchen von „Tausend und eine Nacht“. Diese unerchöpfliche Reihe wunderbarer Wilder zog die jugendliche Einbildungskraft an das Lebendige an, erschloß neue Welten, umfloss das Denkvermögen an und beschäftigte es unablässig.

Einen erhöhten Reiz bot dem jachte Heranreisenden der ästhetische und dramatische Unterricht, den seine Tante, die einstmals berühmte Schauspielerin Josefine Gottschau, ihren zahlreichen Zöglingen erteilte und dem er als stummer Zuhörer beiwohnen durfte. So hörte er allenthalben um sich den kaskadischen Quell rauschen und trank aus ihm mit vollen Zügen.

Leider zwang ihn die Nothlage der Eltern, die Gymnasialstudien zu unterbrechen und eine Anstellung zu suchen. Er fand sie im Jahre 1840 in einer Militär-Rechnungskanzlei. Nachdem die Leidenszeit eines unbefoldeten Praktikanten um war, ging er ruckweise in die Rangklasse der Honorirten über. Nach neun-jähriger Dienstesfrohe betrug sein Monatsgehalt vierzehn Gulden. Die Beschäftigung erdrückte den Geist und lähmte den Flügel-schlag der Seele. Er war, wie es in dem erwähnten Artikel bei Wurzbach heißt, im rauschenden Lenz der Jugend verurtheilt, bei der trockenen Arbeit einer „Achtel- und Hundertel-Kreuzer-Berrechnung“ und der Erlernung der Geheimnisse des nichts weniger als classischen „halbbrüchigen“ Bureaustyls geistig fortzuvegetiren. Nach einer langen Kette von Geduldproben und Entbehrungen wurde er endlich zur Hofkriegsbuchhaltung übersezt, wo er den Genuß hatte, neue Variationen der antiken Leiden kennen zu lernen. Mühsam auf den Stufen der endlosen Leiter des Anciennitäts-Avancements emporsteigend, trat er, in seinen Hoffnungen erschöpft, von schwerer Krankheit heimgesucht, im Jahre 1870, nach mehr als dreißigjähriger Dienstzeit, in Pension. Aber die Bezüge waren für den Subalternbeamten nicht glänzend bemessen.

Schloßl wurde allzeit ernst und traurig, wenn er auf seine Bureauzeit zu sprechen kam, wenn er erzählte von der Qual des Actendienstes, von dem Uebermuth der Aemter, von der despotischen Willkür der Vorgesetzten, die bei der geringsten Insubordination, bei der dürrigsten Regung irgend eines männlichen und menschlichen Stolzes mit „Vernichtung“ drohten, und oft meinte er, er könnte über das Beamtenthum im ehemaligen Oesterreich eine Komödie schreiben, aber keine göttliche.

Mit Energie und festem Willen ausgerüstet, überwand er sich und die Verhältnisse, Trost suchend und findend in der innigsten Beschäftigung mit der Literatur. Wie er als Kind war, so blieb er als Mann: er las alle Bücher, die die Zeit beschäftigten und erregten, mit besonderer Freude jene, die mit dem bevormundenden Geiste eines veralternden Systemes brachen und mutig eintraten für das Recht und die Freiheit des menschlichen Denkens und Empfindens. Er ließ sich keine Mühe verdrießen, um Lieblingsgedichte aus Zeitungen und Büchern herauszuschreiben, und zeigte nicht ohne Stolz sein altes Heft, in welchem sie schön geschrieben zu lesen waren. In den letzten Dreißiger Jahren überfiel ihn der Drang zu eigener Production. Die ersten Versuche entsprachen im laienfrommen Vornarz den genügsamen Anforderungen der zahmen belletristischen Provinz- und Wienerblätter, zumal man derlei poetische Anfängereien nicht zu honoriren pflegte. So entstanden denn vorerst die üblichen Irtischen Schwärmerien, die obligaten Liebesgedichte, sogenannte „Gedankenpäne“, dann kleine Humoresken, kurze topographische Schilderungen nach jeweiligen Ausflügen und Landpartien in die schöne Umgebung Wiens und ähnliche Stylübungen und fanden ihre Lagerplätze in Taschenbüchern, Almanachen, illustrierten Kalendern, in gemeinnützigen und gangbaren Unterhaltungszeitchriften, bis das Sturmjahr 1848 hereinbrach, welches den Empfindungen und damit auch den schriftstellerischen Arbeiten eine andere und ernstere Richtung gab. Nun galt es in „Politik“ zu machen, den sich überhaltenden Tagesereignissen und der wechselnden Tagesströmung zu folgen und in populärer Weise in den fast unendlich auftauchenden Volksblättern das Heil der Menschheit zu predigen — natürlich honorarlos. Den großen Tag des Umsturzes und der Neubildung hatte Schloßal, gleich unzähligen Anderen, mit Freude und Begeisterung begrüßt. Eine morsche Welt war zerfallen, und Jedermann hatte das Gefühl, daß aus dem Schutte etwa- Neues- entstehen mußte, aber Niemand wußte, welches Antlig die- Neue tragen werde. Es lodte und reizte, denn der Wunsch nach Reformen war mächtig geworden in allen Herzen und die daran ob Impulsenden Stimmungen waren von dem schönsten Grün,

sie brachten die Menschen enger und herzlicher aneinander, als dies in ruhigen Zeitläuften der Fall zu sein pflegt, und erhielten sie in erwartungsvoller Spannung und Erregung. Schlögl lauschte mit seinem Ohr dem Pulschlage der Zeit; er nahm, innerlich bewegt und ergriffen, den lebhaftesten Antheil an den stürmenden Ereignissen, doch irgendwie activ theilhaftigte er sich an denselben nicht und konnte es nicht. Er war kaiserlicher Beamter und hatte sich zudem gerade im Jahre 1848 einen eigenen Herd gegründet, von dem die erwärmendste Flamme für ihn ausgehen sollte. Er war mit Anna Wild vermählt, einer durch Herzensbildung ausgezeichneten, schönen Frau, die ihren Gatten mit allen seinen Besonderheiten verstand und ihn haß zu behandeln wußte. Zwei Söhne gingen aus der Ehe hervor; ein dritter starb in zarter Kindheit. —

Zu dessen verrauschten die Wogen der Revolution. Alles Gerölle hatten sie hinweggerissen und ein neues zurückgelassen. Andere Zeiten kamen und andere Menschen. Vieles war besser geworden, manches schlechter. Das nächste Ergebniß war eine grimmige Reaction mit all ihrem denunciatorischen Zubehör. Mit Schlögl's literarischer Thätigkeit auf politischem Gebiete nahm es ein für allemal ein Ende. Wieder hieß es, sich andere, minder gefährliche Stoffe zu wählen. Zu seinem Heil fand er bald das seiner Eigenart entsprechende Gebiet, auf dem er ein Meister wurde. Zunächst holte er sich Freude und Freunde unter seinen geliebten Büchern, die er mit einem Sammeleifer, dem freilich seine kärglichen Mittel nicht entsprachen, auf dem Landelmarkt und in allen möglichen Antiquarbudten aufstöberte und oft um wenige Kreuzer erwarb. Wenn er zur Zeit, als er noch im „Flügelkleide schwärmte“, sich für sentimentale und thränenvolle Poesien begeisterte, für Schiller's Gedichte „An Laura“ und Schutze's „Verzauberte Rose“, später für den Titanismus der deutschen Sturm und Drangperiode, für Stilling's „Jugend“, ein Buch, das er Nachts unter sein Kopfkissen steckte, für die „Räuber“, „Fiesco“, Klingers „Zwillinge“, Gerstenberg's „Agolino“, so griff er jetzt in seiner Kistkammer der Bildung nach solchen Lieblingen, die der Reife

der Jahre entsprachen und die ihre Werke nicht aus idyllischen Traumzuständen schöpften, sondern aus dem rastlosen Borne der Zeit. Schögl schaute gerne hin zum Morgenroth. Und er selbst langte wieder nach der Feder.

Sein Freund Karl Sitter gründete nach überstandnem Martirium im Jahre 1857, unter der Patronanz der Firma Waldheim, das heute noch bestehende humoristische Wochenblatt „Zigaro“, das später durch das Beiblatt „Wiener Lust“ bereichert wurde. Für dieses neue Unternehmen nun begann Schögl zu schreiben und erhielt in dem genannten Jahre sein erstes Honorar. Durch mehr als zwanzig Jahre war er Sitter's ständiger Mitarbeiter, die „Wiener Lust“ enthielt in den ersten Jahrgängen die meisten Beiträge aus seiner Feder. Inzwischen war er auch in hervorragender Weise bei den politischen Blättern „Wanderer“, „Neues Wiener Tagblatt“ und „Deutsche Zeitung“ als Journalist thätig. Er verfaßte biographische Artikel und Reiseberichte, theils von seinen häufigen Ausflügen und Exkursionen und Fahrten durch die Alpenländer Oesterreichs, theils von weiter her, von Paris und Aegypten. Aber seine bedeutendsten und originellsten Arbeiten waren die Skizzen aus dem Wiener Volkleben. Sie machten ihn beliebt und berühmt und sie sind sein Vermächtniß an sein Volk. Außer an den schon erwähnten Zeitungen theilte er sich als Mitarbeiter noch an der Wiener „Heimat“, an der „Neuen Illustrirten Zeitung“ und an Mosegger's, seines lieben Freundes, „Heimgarten“. Nach und nach erschienen seine Schriften gesammelt in Buchform. Es sind: „Wiener Mut.“ (Sammlung der kleinen Kulturbilder aus dem Wiener Volkleben.) Wien, 1873. 4. Auflage. 1876. „Wiener Lust.“ (Neue Folge des Vorigen.) Wien, 1875. 2. Auflage. 1876. „Wienerisches.“ (Dritte Folge.) Wien und Leiden, 1883. 2. Auflage. 1884. — „Alte und neue Sitten und Gebräuche von Wiener Weinkellern.“ Wien und Bolz, 1875. „Das rote Buch.“ (Von Sammlern.) Mit Illustrationen. Ebenda, 1882. „Aus Alt und Neu-Wien.“ (Fortrag.) Wien, 1882. „Vom Wiener Volkstheater.“ Wien und Leiden, 1881. „Ferdinand Sauter.“

(Vortrag.) Wien, 1882. — „Wien.“ (Sammt Führer.) Mit Illustrationen. (Europäische Städtebilder.) Zürich, 1886 und 1887. — „Von den besten Büchern.“ Wien, 2. Auflage. 1889.

Die drei erst genannten Bücher, „Wiener Blut“, „Wiener Lust“ und „Wienerisches“, enthalten die Quintessenz seines Schaffens und werden nicht vergessen werden, solange es eine Wiener Chronik gibt. Als Culturhistoriker seiner Vaterstadt eroberte er sich ein weites Feld, das zwar vor ihm schon bebaut wurde, z. B. von dem trefflichen alten Pezzl, dessen Schriften Schögl selbst sehr hoch hielt, von keinem aber mit so viel Talent und so starker Liebe wie von ihm, dem diese Zeiten gelten. Seine Aufsätze über Wien und die Wiener sind der Ausfluß einer durchaus eigenartigen, auf sich selbst ruhenden und in sich gefestigten, charaktervollen Persönlichkeit, und ganz in ihrem vollen Werthe kann sie vielleicht nur Derjenige würdigen und schätzen, dem diese Persönlichkeit bis auf ihren innersten Kern vertraut und sympathisch war.

Darum sei es nicht mit Ungunst vermerkt, wenn ich an dieser Stelle einige wenige persönliche Bemerkungen einflechte, die mir zur Charakterisirung des Wertwürdigen und Vortrefflichen unerläßlich scheinen. Seit acht Jahren stand ich zu ihm in den engsten freundschaftlichen Beziehungen, Freud und Leid hatten wir gemeinsam und mit innigster gegenseitiger Theilnahme durchlebt. Er, der zwar eine Unzahl von Bekannten, aber doch nur wenige engere Freunde besaß, die er seines vollen Vertrauens würdigte, schloß seine verriegelte Brust in Lieb' und Treue vor mir auf, die für mich, den viel Jüngeren, oft rührend war, und er besprach mit mir ohne Rückhalt, was ihn bewegte und erfüllte, wenn wir lustwandelten in Stadt und Land oder des Abends gemüthlich hinter dem Krüge saßen, was mitunter nach längeren Pausen, zu Zeiten auch mehrmals die Woche geschah, immer aber genußreich war: denn, trotz allem Einwand, er war einer der unterhaltendsten, erfahrungsten und geistreichsten Männer Wiens. So ward es mir vergönnt, ihn in der vollen Originalität seines Wesens kennen zu lernen; und nicht allein seine Außenseite, welche,

da sie sehr stachelig sein konnte, manchen, besonders einen Solchen, der sich in seiner Haut nicht ganz sicher fühlte, zurückstieß, sondern den tiefsten Grund seines Gemüthes, wo zarte und warme Empfindungen wohnten: Treue, Güte, Theilnahme, Hilfsbereitschaft, ein ganzes, kräftig pulsirendes, deutsches Mannesherz. Die Redensart von der rauhen Schale mit dem guten Kerne ist in den meisten Fällen eine leere, nichtsnutzige Phrase, in Bezug auf Schögl war sie eine Wahrheit. Er besaß ein heißes Blut und ein leidenschaftliches Temperament, das auch zu den Regungen und Aeußerungen heftigen Zornes geneigt war. Vieles an Menschen und Dingen war ihm nicht recht, und was er tadelnswerth fand, tadelte er offen und unummunden. Der Zug, den schon der alte Schulmeister Schmeltzl an den Wienern hervorhob, daß sie „Schimpfere“ seien, war auch unserem Freunde eigen. Er hatte einen starken pädagogischen und moralisirenden Trieb und betrachtete es als seine Aufgabe, zu kritisiren, zu bessern und zu helfen. Sein scharf blickendes, fein beobachtendes Auge war auf die Fehler und Gebrechen der Menschen, zumal seiner Landsleute, trefflich geschult. Er besprach und bemängelte sie muthig, ohne selbstsüchtigen Neben Zweck, ohne nach gemeinen Vortheilen auszuspähen, aus seinem sittlichen Bewußtsein heraus und in der lauterer Absicht, Abhilfe zu schaffen. Er war ein Raisonneur oder, wie er bisweilen ironisch selbst sagte, „ein Rannzer“, wie auch Grillparzer einer genannt wurde. Die Schule des Lebens war für ihn hart, an Entbehrungen und Schicksalsschlägen reich. Darum bemächtigte sich seiner jene einem empfindlichen Seelenleben entspringende moralische Verbitterung, jene pessimistische Stimmung, an der es gerade den hervorragendsten Geistern in dem „heiteren“, „lebenslustigen“, „gemüthlichen“ Wien nur selten gefehlt und die in den Werken eines Grillparzer, Raimund und Keßron ihren deutlichsten dichterischen Ausdruck erlangt hat — eine Verbitterung und Stimmung, die Schögl wenig machte gegen sich und gegen die Menschen. Aber sein weiches Gemüth, das sich zu einem energischen und lebenden Keim gegen einen Anstoß gegenüber nur selten fähig zeigte, glück Alles wieder aus und noch mehr sein Humor, der

seine Seele, der sein guter und unverwundlicher Genius war bis an's Ende. Wenn er sich in der Aufwallung zu einer heftigen Bemerkung hinreißen ließ, begann es mit einem Male in seinem Gesichte zu zucken, und aus jeder Falte schien ein humoristisches Teufelchen sichernd herauszuschauen. Er sagte einen Wit, ein Scherzwort, und die entente cordiale war wieder hergestellt. Jede Arglist, jeder Winkelzug war ihm verhaßt. Er war eine in allen Stücken offene und gerade Kernnatur, wahr bis zur Schonungslosigkeit, aufrichtig — bis zur Grobheit. Niemals jedoch beleidigte er Jemanden vorsätzlich oder in übelwollender Absicht. Seine Freunde verteidigte er gegen Angriffe oder gar gegen Verleumdungen, dieses ärgste Teufelszeug, bis auf's Messer, oft mit elementarer Verleerermuth, und für Personen, deren öffentliches Wirken, sei es auf politischem oder literarischem Gebiete, ihm sympathisch war, trat er mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens in die Schranken, ohne Zugeständnisse zu machen, ohne leistetretende Vorsicht, mitunter auch ohne Rücksicht für die Ueberzeugungen und Empfindungen Anderer. Reid war ihm eine völlig fremde Sache. Mit Recht durfte er sagen, daß er nie im Leben irgend einen Menschen beneidet habe. Pünktlich war er wie ein König, genau auch in der Ausübung der geringsten Obliegenheiten, zuverlässig und gewissenhaft in der Erfüllung seiner Versprechungen und Pflichten. Darum war er, nicht in seinen äußeren, oft klobigen Umgangsformen, sondern in seinem inneren Wesen eine in höherem Sinne vornehme Natur.

Diese gediegenen und achtungsgebietenden Charaktereigenschaften, die selten in dieser gebrechlichen Welt sind und von manchem minder Festen und minder Gediegenen als unbequem empfunden wurden, finden sich wieder in seinen Schriften. Der Mensch und der Schriftsteller waren bei ihm eins und dasselbe. Wie er dachte, so sprach er, und wie er sprach, so schrieb er: urwüchsig und kraftvoll, aus dem eigenen Herzen und dem Herzen des Wiener Volksthum's schöpfend. Seine Schilderung ist draßig und drollig, voll von sarkastischen und humoristischen Lichtern. Er sagte nicht, wie etwas war oder ist, er zeigte es; er redete nicht, er bildete. Und das

ist nicht ein und dasselbe; ebenjowenig als es ein und dasselbe ist, ob ein Lehrer der Botanik dem Schüler eine Pflanze bloß beschreibt oder ihm dieselbe zu unmittelbarer Anschauung darreicht. Uner-schöpflich war er an schlagenden und lausitischen Wendungen, an bezeichnenden Attributen, an köstlichen, deutlich veranschaulichenden Bildern und Vergleichen. Fremdwörter gebrauchte er gern und häufig. Aber sie hören bei ihm nicht, sondern dienen im Gegen-theil zur schärferen Charakteristik des Wienerischen. Es ist nämlich eine Eigenthümlichkeit des Wiener Dialectes, daß er eine Menge fremdsprachlicher Ausdrücke, zumeist corrumpt, in sich aufgenommen hat: italienische, französische, spanische, czechische. Die wienerische Mundart ist gleichsam ein Symbol Oesterreichs, dieser bunten Musterkarte aller möglichen Völkerschaften, und sie weist hin auf die mannigfachen Verührungen, Zusammenstöße und Kriege der Wiener mit anderen Nationen, also auf den geschichtlichen Werde-proceß Oesterreichs.

Im Gebrauche des Dialectes war Schögl sparsam. Mit richtiger Erkenntniß wendete er ihn nur bei den Gesprächen an, die er seinen Gestalten in den Mund legte, und bediente sich im Uebrigen der Schriftsprache, des stärksten und edelsten Bindemittels der deutschen Völkerschaften, derselben nur hin und wieder durch mundartliche Ausdrücke, die dem Gegenstande angemessen waren, Kraft und Fülle verleihend. Seine Schriften sind für den Dialect-forscher eine Fundgrube. Sie sind eben so reich an saßigen und derben, als an zarten Worten und Wendungen, die in dem Mutterwige und dem Volksgemuthe der Wiener ihre Quelle haben. Seine Sätze, meist lang gebaut, sind stramm wie Soldaten und hart wie Stahl. Ist aber bricht, wie aus einer Wolke die Sonne, aus seinen Wildern jene den Wiener Kindern zukommende Grazie, jene weiche, gemuthvolle Gelassenheit und Hingebung hervor, welche in den Walzern eines Strauß und Panzer ihren idyllischen Ton und Klang gefunden hat. Alles in Allem kann man bei Schögl von Zint in höherem Sinne sprechen, als von einer kennzeichnenden Architektur des Geistes.

Er, der Urwiener, war den Wienern zugethan mit feuriger Liebe. Aber diese seine Liebe war nicht blind und nicht partiell. Wahrheit — so lautete sein oberster Grundsatz, Wahrheit um jeden Preis, unbekümmert um Haß und Günst der Menschen und Parteien, um Richtung und Mode. Als Schilderer der Sitten und Unsitte Wiens und des Wiener Volkes durfte er sich rühmen, niemals etwas erfunden zu haben: er stellte dar, frisch und lebendig, scherzhaft und ernsthaft, Dasjenige, was er fand, schaute, hörte, erlebte, und er hielt Gericht streng und gerecht wie Rhadamanthus. Niemand hat die Fehler der Wiener mit so scharfen Nuthen gezeißelt wie er: ihre falsche Gemüthlichkeit, die oft mit Rohheit und Gewissenlosigkeit gleichbedeutend ist, ihren Leichtsin, ihre Gedankenlosigkeit; kein Sarkasmus war beißender und keine Satire vernichtender, als die seine. Dabei wahrte er, der in den Ideen des Josephinismus aufgewachsen war, seine Unabhängigkeit nach oben und unten. Er war kein wilder Libertiner, aber er war ein Gegner jeder engherzigen, niederdrückenden Tyrannei, er trat für das Recht und die Würde der Persönlichkeit ein; er wurde kein Renegat, keiner, der als submissiver Hofrath sein Dasein in Gerfährdung und Neue über volksliebende und freieitliche Jugendverirrungen verbrachte. Schloß wahrte sich bis an's Ende Freimuth und Unerfchrockenheit nach allen Richtungen hin, er verschonte mit keinem strafenden Batel keine Behörde und keine Anstanz, er kannte keine vertuschende Rücksichtnahme den Fehlern und Gebrechen öffentlicher Einrichtungen gegenüber. Weder den Großen dieser Erde noch dem Volke hatte er jemals geschmeichelt. Er besaß nicht die niedrige Moral der modernen Streber und Utilitarier, die sich bei allen ihren Unternehmungen fragen: Was hab' ich davon?

Aus solchem Geiste heraus sind seine Schriften geschrieben. Es gab eine Zeit, wo seine Artikel über Wien förmlich verpfungen wurden und wo er das Gewissen war unserer Stadt. Seine Darstellungen reichen weit in die Geschichte Wiens zurück, bis zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia; er behandelte Zustände und Typen des Vormärz, der Reaction, ferner der liberalsten Zeit des wirthschaftlichen Aufschwunges in den Zwanziger und

Ziehiger Jahren, der Zeit der Gründer und Schwindler, wo, wie es heißt, die Millionen auf der Straße lagen, niemals aber von einem Rechtschaffenen gefunden wurden. Diese Epoche der Schlemmerei, der ausgelassensten Frivolität fand in ihm ihren gründlichen Naturhistoriker, und der kulturgeschichtliche Wert seiner Erzählungen wird nicht schwinden in allem Wandel der Zeit.

Wer irgend einen alten Schriftsteller liest, der sich über Wien vernehmen ließ, sei es den staatsklugen Enea Silvio aus dem 15. Jahrhundert, sei es Lady Montague, die Schéhérazade aus dem 18., oder den kühl verständigen Berliner Buchhändler Nicolai aus dem nämlichen Jahrhundert, der wird erfahren, daß in Wien nichts als geschmaußt, gesungen und getanzt wurde, daß Wien die Stadt schäumender Lebenslust war. Schiller bezeichnete die Wiener bekanntlich als ein „Volk der Phäaken“, Grillparzer nannte seine Vaterstadt großend ein „Capua der Geister“. Hauptsächlich von dieser Seite des Genusses betrachtete auch Schlogl seine Landsleute, deren einstige Lebensfreudigkeit und weltberühmte Nachlust freilich von dem Ernste und den Sorgen der Zeit erheblich herabgestimmt wurde. Die Helden Schlogl's gehören den mittleren und unteren Ständen an; er war der Photograph und Portratist der sogenannten breiten Schichten der Bevölkerung, besonders der südwestlichen Bezirke. Ihre geistige und moralische Physiognomie zeigte er, ihre Leiden und Freuden veranschaulichte er. Den Armen und Unterdrückten war er ein beredter, herzenswarmer Anwalt, der moralischen Verkommenheit war er ein strenger, zürnender Richter. Bekannt sind seine Typen „Wiz“ und „Grammerstadter“ geworden. Unter „Wiz“ versteht man in Wien einen Menschen, der, im Besitze eines genügenden Vermögens, in ordinärem Genuße sein Leben vergendet. Er ist wohl genährt, von unverwundlicher Gesundheit und unwuchtigem Gleichgewichte der Seele. Er Heidet sich nach der Mode, besitzt einen gewissen vorstädtischen Obie, ist immer „reich“, immer gut aufgelegt, immer voll „Spinn“ und hoch ansetzen „am Grund“, d. h. im Massehaufe, wo er seine Nachmittage, im Stammortshaus, wo er seine Abende ver-

bringt in Gesellschaft gleichgesinnter „Dulliahbrüder“. Er versteht trefflich zu tuschiren, zu tanzen und zu jodeln und weiß auf die Frauen seiner Umgebung stark zu wirken. Jeder Ernst ist aus seiner Brust verbannt, er kümmert sich nicht um die leidige Politik, ist mit der Regierung immer zufrieden und schimpft auf sie nur dann, wenn durch neue Steuern ein Attentat auf seinen Säckel begangen wird, er liest keine Zeitung, kein Buch, besucht kein Theater, kein Concert und ist geseierter Stammgast beim „Heurigen“ und bei den Volksängern. „Biz“ ist der wohlbestallte Wiener, wie er im Vormärz auf dem „Diamantengrund“ zu Hause war, ein Mann, wie ihn die damalige dumpfe Regierung liebte und großzog. Herr „Grammerstädter“ steht zu ihm in verwandtschaftlichen Beziehungen. Ungeklärtes materielles Genießen, d. h. Kartenspiel, Essen, Trinken, die „Heß“ ist auch seine Neigung, auch er verachtet Genüsse edlerer Art, auch er will von Gedankenarbeit nichts wissen, Wörter wie „Bildung“, „Gesittung“ und „Gefinnung“ finden sich in seinem beschränkten Lexikon nicht. Die Angehörigen dieser entnervten Rasse toleriren einander, sehen sich ihre Fehler und Laster durch die Finger und streicheln sich schamlos gegenseitig den Bauch, der ihr Gott ist. Sie sind das, was man kurzweg Spieß-, Pfahl und Schildbürger nennt. Solche Leute, gekennzeichnet durch Bornirtheit, Hochmuth, Indifferentismus und Ausschniderei, hat wohl jede Stadt. Das Alterthum durfte auf sein Abdera hinweisen und das tiefsinnige mittelalttrige Valenbuch erzählt, daß allenthalben im heiligen deutschen Reiche ein Abdera zu finden: im Braunschweigischen Schöppenstädt, in Hessen Schwarzenborn, in Westfalen Bockum, im jülicher Land Dullen u. s. w. Auch in Wien fand und findet sich ein Stüd Abdera, und Schlögl wies mit strengem Finger darauf hin und schrieb sein Mene tekel an die Wand. Er war mehr als bloßer Sittenschilderer, er war Satiriker, und in vollem Maße bewahrheitete sich auch an ihm das Wort des Juvenal „difficile est satiram non scribere“. Er malte mit sicherem Pinzel das Laster, aber er malte, wie es sich gebührt, auch den Teufel dazu. Trotz des Humors, der alle

seine Darstellungen wie ein silberner Faden durchzieht, fehlte ihm ein gewisser sentimentaler Zug nicht. Eine sorgende, selbstquälerische Angst durchzittert seine Bilder, Angst um die Wohlfahrt der Wiener, die er tadelte, weil er sie liebte, Mitleid mit Jenen, die an sich selbst und dem Unglück zu Grunde gehen müssen. Wohl gibt es Menschen, bei denen das Unglück gleich nach der Geburt, häufig sogar schon vor der Geburt beginnt. Aber von jedem Menschen kann man verlangen, daß er wenigstens den Versuch unternimmt, durch ethische Anstrengungen ein Gleichgewicht zwischen sich und den Verhältnissen herbeizuführen. Der Wiener macht ihn oft genug nicht aus feiger Schwäche — diese Mahnung und diesen Vorwurf kann man in den Schriften Schögl's zwischen den Zeilen lesen. Neben dem Betrübenden und Demüthigenden findet sich auch des Erfrenenden und Erhebenden genug. Wir lernen in dieser belletristischen Ethnographie über Wien und die Wiener nicht allein die Tragödie des Leichtsinnes, der Zoten-gier, des Lustfrevels kennen, sondern auch die besten, freundlichen und freudigsten Seiten des Volksgemüthes, der Volksgenügsamkeit und der Volksfröblichkeit. Wir steigen in die Höhlen des Lasters hinab, aber wir betreten auch die Stuben der zufriedenen Arbeit und der mit stiller Heiterkeit und rührender Ergebung ertragenen Armuth. Die Herzlichkeit, die Anmuth, die Liebe, Alles, was schon ist im Menschen und das Leben erträglich macht, spielt in seinen goldensten Lichtern. Und so ward es Friedrich Schögl gegeben, zu belehren, zu unterhalten, zu fesseln und nach verschiedenen Seiten hin anzuregen.

In seinen letzten Lebensjahren griff er nur selten zur Feder. Viele Ercheinungen der neuen Zeit verstimmten und verletzten ihn, der immer empfindlich und erregbar blieb, auf's Tiefste. Als Vortrager trat er wiederholt mit großem Erfolge öffentlich auf. Originell wie er selbst, war auch seine Art zu lesen. Mein Schauspieler hat ihn darin überboten. Die Natürlichkeit, die dramatische Lebendigkeit, sozusagen die Selbstverständlichkeit des Vortrages seiner Skizzen war meisterhaft. Im Uebrigen lebte er an der Seite seiner munterhaften Lebensgefährtin in einem alten Hause,

dem er mehr als vierzig Jahre als Miether angehörte, ziemlich einsam dahin, umgeben von Büchern und Zeitungen, deren eifriger Leser er war. Er las sie und ärgerte sich über ihre zahllosen Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, denn er war auch ein Meister in der Kunst des Zick-Mergerns. Alle möglichen Artikel und Notizen über die Local-Chronik, wie über die Weltgeschichte, über Zeiten und Menschen schnitt er sorgfältig aus den Zeitungen heraus und sammelte sie, genau classificirt und rubricirt, in einem ungeheueren Wust von Fascikeln, der, als er seine kleinen Wohnräume erfüllt hatte, auf Böden und in Kellern aufgestapelt wurde. An dieser papierenen Welt hing er mit ängstlicher Treue und Liebe. Er schrieb ein drolliges Büchlein über Sammler und über vereinzelte Originale unter ihnen, über Viertel-, Halb- und Ganz-Narren, merkwürdige Mäuze, stille Sonderlinge u. dgl., und er war selbst einer der unermüdlichsten Sammler, die Leiden und Freuden eines solchen bis zur Reize auskostend. Er schnitt mit der Scheere in bedruckten Papieren so lange herum, bis die Parze kam und seinen eigenen Lebensfaden entzwei schnitt.

Seit langer Zeit von Leiden geplagt, schloß der theuere Mann seine hell sehenden Augen am 7. October 1892. Als er, geistig frisch, doch körperlich vernichtet, nach seiner letzten Leidensnacht den grauenenden Morgen bemerkte, sagte er: „Gott sei Dank, daß es wieder Licht wird!“ Dann neigte er das Haupt und starb. Er hat das Licht immer geliebt. Nun leuchtet ihm das ewige — möge es ihm freundlicher sein, als ihm das irdische oft gewesen! In Purkersdorf bei Wien liegt er im eigenen Grabe, das er sich lange Jahre vor seinem Ende selbst gekauft hatte, begraben, umgeben von dem schönen Bergfranz des Wienerwaldes, den er so feurig geliebt.

Schlögl hatte viel erlebt und erlitten; aber er hatte sich auch oft gefreut und, wie pessimistisch er sein konnte, er lebte gern. Das wissen Diejenigen, denen er nahe stand. Im Kreise der Freunde, wie ging ihm das Herz auf; wie köstlich übersprudelnd war seine Laune; wie unermüdlich seine Lust, Schmirren zum Besten zu geben und aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Erinnerungen

Anekdoten hervorzuholen; wie warm war sein Antheil an allem Menschlichen und wie frohvoll sein Rath und sein Zuspruch!

Nun ist er dahin und kommt nicht wieder. Er war ein ganzer Mann und ein deutlicher Mann: das wollen wir nicht vergessen!

Zu seinen letzten Lebensplänen gehörte die Herausgabe seiner ausgewählten Schriften, die er selbst auf „Wiener Mut“, „Wiener Zeit“ und „Wienerisches“ zunächst beschränken wollte. Er sprach mit mir häufig darüber, mich gewissermaßen zu seinem literarischen Testamentvollstrecker ernennend. Nun erscheinen, seinem Sinne entsprechend, die genannten Bücher wieder vor dem Publikum, unverändert und unverkürzt im Texte. Nur die Aufeinanderfolge der Aufsätze mußte aus technischen Gründen hin und wieder verschoben werden. Ich zweifle nicht, daß sich die Schriften Schlögl's Freunde auch in ferner Zukunft erwerben werden. Als Motto aber sollte man darüber schreiben: ihm galt kein Gesetz höher als das der Wahrheit.

Wien, im April 1893.

Fritz Kemmermayer.

Geleitsbrief.

Nachfolgende Skizzen erschienen großen Theils unter dem Titel „Kleine Culturbilder aus Wien“ im Feuilleton des „Neuen Wiener Tagblatt“ und waren mit der Chiffre „F. S.“ gezeichnet.

Die außerordentliche Popularität dieses publicistischen Organes kam meinen literarischen Versuchen insofern trefflich zu Statten, als es mir durch die immense Verbreitung desselben vergönnt war, gleich vorweg einen Leserkreis von solchem Umfange zu finden, wie er selbst den verdienstvollsten Productionen nur selten zu Theil wird, und somit zu einem Auditorium zu sprechen, das sich im Laufe der Jahre zu einem unabsehbaren gestaltete.

Dieser günstige Umstand, und nicht ein innerer schriftstellerischer Werth (welches Deficit ich selbst nur zu sehr vermisse), machte meine anspruchlosen Skizzen in weitesten Kreisen bekannt, und ich hätte mich mit dem erzielten Resultate eigentlich begnügen sollen, da auch noch irgend eine literarische Gloriette zu erreichen, diesen Arbeiten wohl jegliches Anrecht fehlt.

Aber nicht nur nachsichtige, auch gar freundliche Stimmen erschollen, welche meinen „Schilderungen des Wiener Volkslebens“ das Zeugniß gaben, daß sie mindestens getreue Porträts gewisser Schichten und Stände seien und namentlich die allmählich aussterbende Race des unvermischten „Urwieners“, des „Wiener Volksbub“, der typischen Specialitäten von den „entern Gründen“ — lebenswahr gezeichnet waren.

Viele solche wohlwollenden Urtheile vereinten sich endlich in dem mich ehrenden Wunsche, diese „Zeit und Sittenbilder“ dem Lose der Tagesliteratur zu entreißen und sie,

sowohl als Chronik einer entweichenden Epoche und ihrer markantesten Repräsentanten, wie auch als unverfälschten Ausdruck der unvermittelten, urwüchsigen, weltberühmten „Wiener Anschauung und Empfindung“ zu erhalten.

Ein Wagstück ist es. Ich kenne nicht die Zahl der „Amateurs“ dieses spezifischen „Genres“, und wenn ich sie kenne, weiß ich erst nicht, ob sie durch die einmalige Lectüre nicht schon hinlänglich gesättigt seien, oder ob ein volles Menu von solch — derber Kost, nach ein und derselben Fagon bereitet, und ohne Beigabe stilsistischer Delicatessen, dem Geschmacke des Lesers zusage.

Ist doch die gewählte Form meist — rüde. Denn, war ich auch bemüht, das etwas plumpe Instrument des heimatischen Dialectes mit möglichster Behutsamkeit und aller schuldigen Rücksicht vor den zartfühligen Nerven meiner verehrten Leser und Leserinnen zu handhaben, so dürfte der unmelodische Ton hin und wieder manchem Ohre doch noch immer befremdend, um nicht zu sagen: verlegend klingen, und manches Auge sich erzürnt abwenden von der unachtsamlichen Deutlichkeit der aufgerollten Bilder. Gesaßt auf solche fatale Wirkung, rechtfertige ich mich jedoch mit der, freilich subjectiven Meinung, daß gewisse Dinge eben genannt werden müssen, wie sie heißen, soll der Begriff nicht verloren gehen.

Ich meine den charakterisirenden Begriff von der innerlichen und äußerlichen Wesenheit einzelner, wenn auch nicht loblichen Urtypen der Gesellschaft; die richtige Anschauung von der originellen Organisation dieser oder jener Branche und Gattung, die nur an ganz besonderen Merkmalen zu erkennen, welche aber dem Gleichner von Bedeutung, wenn er die classischen Hauptacteurs drastischer Scenen zu porträtiren hat.

Kommt nun zu guter Letzt auch noch der Hägerische Hauptcinnwurf, daß eine solche gewissenhafte Deutlichkeit überhaupt nicht nothig; daß es kein allzu verdienstlich Unternehmen ist, Gestalten vorzubringen, deren sittlicher Mißwuchs oder sonstige ästhetische Gebrechen an und für sich keine amüsante Augenweide, so erlaube ich mir weiters zu erwidern, daß, wie der professionelle Naturforscher sich nicht nur mit zierlichen Schmetterlingen und ähnlichen Rappes der Schöpfung allein beschäftigen kann, sondern den un-

appetitlichsten Thierchen die gleiche anatomisirende Aufmerksamkeit andeuten lassen muß, so auch der Chronist der Local- und Tagesgeschichte mit seinem Mute die Pflicht übernimmt, zeitweise in die unsaubersten Räume hinabzusteigen, um auch das gang und gäbe Ceremoniell der ungewaschensten Ignobilität kennen zu lernen; die auf einsamen (oft waghalsigen) Wanderungen auftauchenden Helden (und Heldinnen) der verdächtigsten „Einsicht“ kritisch zu analysiren, oder — im lustigsten Falle — die taumelnden Injassen ränderig-fuseliger Refugien bei ihren Debatten zu belauschen, um auch von dieser Sorte zweifelhafter „Ebenbilder Gottes“ einen getreuen Bericht erstatten zu können. Die culturhistorische Beute, die sich auf solchen Rundgängen ergab, steckte ich denn gleichfalls in meine Sammelbüchse — wenn ich sie nun öffne, und die curiosen Varietäten classificire, mag ein verehrungswürdiges Publicum meinem Vortrage nicht unwillig horchen. —

Ich ambitionire just nicht den Ruf eines „Cuvier der Kneipen-Zusuforien“, aber wenn die krassesten Kirmesbilder eines Ostade, Breughel, Brouwer und Teniers ihre . . . Verehrer fanden, so könnte es gestattet sein, auch die städtischen Repräsentanten der allerletzten Diätenklassen mit der Feder zu zeichnen, zumal die Boudoirs und Salons ihre Plutarchie in erflehtlicher Anzahl bereits besitzen, und es nachgerade vielleicht doch — ermüdend werden dürfte, unansgesetzt durch betäubend parfümirte Gemächer und auf wollüstig weichen Teppichen grazios umherzutrippeln . . . Und so erscheine ich denn in etwas deronter, oder doch falopper Toilette, ja zumal in massiven Holzschuben und mit aufgestreckten Hemdärmeln und erzähle in ungeschminkter Weise — und wenn's Noth, in der Ursprache — von Leid und Freud der schwülen und sorgenvollen misera plebs, von den dubiosen Heldenstücklein unserer Vocalherfuleße aus den ungepflasterten Bezirken, von dem eigenartigen „Hamur“ meiner „engeren“ Landsleute, von den olympischen Spielen der robustesten Athleten im Rayon der Mosanertlande und ihrer ehrsüchtigen Rivalen, der „Thurnbrücker“ und des „Wiesener“ Nachwuchs; ferner von den Zungen- und Faustgefechten der Welsen und Whibellinen vom „Althan“ und „Michelbenern“, von den Sammerknißen des Spelmengenfindels, von der unverwundlichen Raivetät des Spießbürgers u. s. w. u. s. w.

Mein Versuch ging dahin, daß Wiener Volksleben der letzten Decennien in einzelnen Partien zu schildern. Frühere Epochen fanden eine Legion Historiographen, davon heute noch die theils burlesken, theils schlicht-einfachen, gleichzeitigen Berichte eines Gemen, Richter, Perinet, Friedel, Kautenstrauch, de Luca und vor Allem des wackeren Pezzl als die trefflichsten Spiegelbilder des Josefinischen Wien gelten. — Das „Wien des Kaiser Franz“ fand in Hebenstreit, Kanne, Gleich, Gräffer, Castelli, Schimmer, Bäuerle, Kealis u. s. w. u. s. w. seine ethnographischen (meist lobbuhelnden) Zeichner, denen sich noch „ex offo“ eine ganze Schaar hyperjerviler Stribler anschloß, um die unvergleichliche Glückseligkeit und Gemüthlichkeit der herrschenden Zustände in Heften, Brochuren und Bänden — für den Maculaturhändler nachzuweisen. — Während des stillen, dreizehnjährigen Interregnums Ferdinand's des Gütigen begann die Mode des Porträtirens einzelner „Volksfiguren“ und beschäftigte sich eine ansehnliche Reihe geachteter Schriftsteller — ich nenne nur Stelzhamer, Stifter, Eulv. Wagner, Reiberstorfer, v. Schenker, der farbenreiche Stylst Kordmann, K. v. Berger u. s. w. mit solch populären „Studien und Charakteristiken“. Ihrem Beispiele folgten später H. Adami, Marzoth, Levitschnigg, aber auch zahllose Andere, deren Namen und „Werke“ heute selbst ihren Zeitgenossen bereits mythisch erscheinen würden. Außer diesen eingeborenen Chronisten widmete jedoch auch der unaufhörliche Zuzug neugieriger, „Pachbendl“ suchtiger Touristen der alten, vielbesungenen und noch mehr verleumdeten Kaiserstadt seine kritisirende Aufmerksamkeit. Wer vierzehn Tage Serien hatte, kam „aus dem Reich“ in das lustige Phaalement und schnupperte nach drastischen Typen. Wer ein Paar Vössel Suppe hier aß, einmal den Schonbrunner Garten, am nächsten Tage den Prater und das Leopoldstädter Theater besuchte, schrieb ein didleibiges Buch über „Wien und die Wiener“. Glasbrenner, der allzeit Wigige, perhorisierte die dreite Methode in lautiicher Weise, indem er seine erbrüggen- gediegenen und trotz ihres sechsunddreißigjährigen Alters heute noch werthvollen „Pulder und Traume aus Wien“ mit den clammten Worten einleitete: „Ich habe Feder, Papier

und Tinte, warum sollte ich kein Buch über Wien schreiben?“ Und so schrieben nach diesem pikanten Recepte denn wirklich auch Mathias Koch und selbst Großhoffinger (fürchterlichen Andenkens) — von den Lohnschreibern gewisser Pamphleten-Verleger gar nicht zu reden, über das arme Wien! — —

Als „unvermischter Wiener“ erlaubte ich mir ebenfalls den „Wiener Boden“ zu durchforschen, und, was ich hiervon der Schilderung werth hielt, einzusammeln und für ein Büchlein, eine Art „socialen Wegweiser“ zurecht zu legen. Hier ist es: der Nachsicht meiner theuren Leser auf's Dringlichste empfohlen.

Und nun noch Eines: Ich bat oben des Langen und Breiten, mir die Ungeheuerlichkeit der Form zu verzeihen . . . ach! die vermeintlich grellsten Skizzen, die vor vier und fünf Jahren fertig, sind heute vielleicht schon „abgeblaßt“, und was ich für derb halte, dünkt Manchem etwa zu zahm. Ein Rudel überbietender Nachtreter in gewissen Organen ist ja längst weit energischer in seinen Schilderungen — — ich lasse ihnen den Lorbeer.

Wien, im Weinlesemond 1872.

F. S.





I.

Stimmungsbilder.

Ein paar alte Leute.

(Eine einfache Geschichte zum Eingang.*)

Es war zu Ende der neunziger Jahre. Ein junger Mediciner, der sich vorerst ein Weibchen nahm, ehe er Patienten hatte, war über diesen Einfall ganz außer sich und in dalei jubilo und lobte Gott den Herrn allstündlich ob des Glückes, das er gemacht. Sie hatten zwar nichts zu nagen und zu beißen, aber sie waren jung und liebten sich — und für das Andere werde schon der Himmel sorgen.

Und des Himmels Segen blieb auch nicht aus. Nach Jahresfrist gab's in dem Kämmerlein, welches das Pärchen in einer der südlichen Vorstädte Wiens bewohnte, plötzlich großes Geschrei. Ein Mägdlein lag an der Mutter Brust, und obwohl an Zinnen und sonstigen Aufpus für das herzige Ding nicht allzuviel in Vorrath war, der glückliche Vater sprang dennoch deckenhoch und jubelte und bedeckte die jetzt lächelnde Mutter mit tausend heißen Küßen.

Nun kamen aber auch der Sorgen eine ernsthafte Zahl. Für Drei galt es zu schaffen und nebstbei gab's noch zu studiren: eine schwere Menge Bücher und Schriften lagen vor dem Lampchen, das recht kümmerlich fladerte und dem eifrigen Leser das Geschäft mühselig genug machte. Dann und wann entrang sich wohl ein

*) Geschrieben am 20. November 1871.

leiser Zentzer der Brust des Vielgeplagten, aber ein Blick nach den beiden Schlummernden gab ihm neuen Muth und ließ ihn die Qual überdauern. Und endlich fanden sich sogar die ersten Patienten: Geld, wenn auch nur in kleinen Dosen, kam in's Haus, man konnte Holz kaufen und das Stübchen tagüber warm halten; ja ein paar glückliche Curen verschafften dem Namen des bisher Unbekannten in der ganzen Gasse einen Ruf — die Zukunft war geebnet . . . Da starb ihm sein gutes Weibchen. —

Nachbarsleute nahmen sich des Kindes an und pflegten es während des Tages, wenn den trostlosen Vater seine Berufspflicht nach auswärts rief. Kam er Abends heim, dann holte er sich das arme Wesen, das ihm die Händchen sehnsüchtig entgegenstreckte, herüber und herzte es und plauderte mit ihm von der Mutter, die verreist sei und bald wieder käme, und wenn die Kleine die schlafmüden Augen lächelnd schloß, da hielt er sie wohl noch stundenlang im Arme und schuf sich aus den holden Zügen das Bild der Mutter, die gewiß segnend über den Beiden wachte. Dann legte er die Schlummernde leise und behutsam zu Bette und sich daneben und horchte jedem Athemzuge, bis sich der Schlaf auf seine eigenen Wimpern senkte.

So ging es ein paar Jahre. Das „schwarze Zentchen“, wie man das Mädchen im Hause hieß, gedieh zusehends, es wurde stark und machte sich zu schaffen, wo es nur möglich war. Das gefiel den Leuten und man lobte das wadere Kind, das, noch nicht volle acht Jahre alt, die, wenn auch überaus bescheidene und kleine Wirthschaft, aber dennoch ganz allein führte, und unangeseht schenerte und segte und alle Hände voll Arbeit nahm.

Tagegen wollte es leider mit dem Vater nicht recht vorwärts gehen — er krankte, er zehrte sich ab, und als sein Zentchen in's neunten Jahr ging, da starb er. Das arme Kind stand nun allein in der weiten Welt.

Als aber die Verlassene und Vereinsame, bitterlich weinend, hinter dem Zarge wankte, der ihr Alles umschloß, und als sie im Wahnsinn des Schmerzes dem Zarge nach, sich in die Grube stürzen wollte, da wurde die Verzweifelte von einer Frau, die sich als „Tante“ zu erkennen gab, am Arme erfaßt und mit den Worten: „Meine Kartheiten! Du bleibst von nun an bei mir!“ von der Grube fortgehrt.

Und die Verwaisste blieb bei der „Tante“. Es war eine kalte, ernste, harte Frau, die die trockene Brotrinde und die „Liegerstatt“ keineswegs für Nichts gab, sondern tüchtigen Robot dafür verlangte. Sie entließ ihre Magd, und die neue „Kostgängerin“ mußte deren Dienste versehen. Das war nun allerdings kein kleines Stück Arbeit für ein neunjähriges, von Schmerz und Gram gepeinigtes Mädchen, das seiner „Wohlthäterin“ nichts zu Dank machen konnte, obwohl es sich die Hände wund rieb und vor Kummer die Augen roth weinte.

Aber ein Herz erbarmte sich doch der Gequälten. Vor dem Hause stand ein Brunnen, von dem auch Lenchen das Wasser holen mußte. Als nun eines Tages das Mädchen mit einem großen, schweren Schaffe sich recht abplagte, um es weiter zu bringen, und es doch nicht vermochte, da — lief aus der Werkstätte gegenüber ein vierzehnjähriger Bursche herbei, ergriff das volle Schaff mit nervigen Armen und trug es dem erstaunten Mädchen in das dritte Stockwerk. Das war ein echter und rechter Liebesdienst, so aus vollem, uneigennützigem Herzen und ganz unbewußt gethan, und obwohl sich das Kind ob seiner „Faulheit“ von der erzürnten Pflegemutter schelten lassen mußte, dankte es doch hellen Auges dem wackern Helfer. Ach, der gute Junge suchte sogar von nun an Gelegenheit, um dem armen Geschöpfe mit Rath und That zur Hand zu sein, das es gar nicht fassen konnte, wie ein wildfremder Mensch so liebevoll sein sollte.

Das Alles ging eine Zeitlang seinen Werktagsgang ruhig weiter, bis der große Welt-Störesfried Napoleon auch in diese kleinen Verhältnisse verwirrend eingriff. Der 11. Mai 1809 kam. Wien wurde bombardirt, Menschen wurden getödtet, Häuser in Brand gesteckt; Entsetzen erfüllte die Menge. Die Tante flüchtete in den Keller, mit ihr Lenchen. Der Junge von drüben stand mit seinem Vater und den übrigen Arbeitern auf den Bastionen. Auch dieses Intermezzo ging vorüber und man lehrte zu seinem Herde zurück. — Nicht lange, und auch die Tante starb, und Lenchen stand wieder allein und verlassen.

Sie hatte gesunde Arme und war die Arbeit gewohnt, so suchte sie denn frohen Muthes ein ehrbares Haus und bot ihre Dienste an. Sie fand es. Man gab sie ihres beiteren Temperamentes wegen zu Kindern und hielt sie selbst wie das Kind des eigenen Hauses.

Vorher aber nahm sie noch Abschied von ihrem Jugendfreunde. Mit dem Bündel in der Hand trat sie in die Werkstätte und bot dem Jungen, der schon gewaltig in die Höhe geschossen und eben mächtig in der Esse rührte, treuherzig ihre Rechte. Der wurde feuerroth und rief: „Ho! Ho! was soll's, was gibst's?“ — „Fort muß ich!“ war die gelassene Antwort. „Doch nicht etwa aus der Welt?“ — „Das wohl nicht. Ich trete in ein Haus, wo ich denke, daß ich's getroffen habe. Aber ehe ich von hier scheide, wollte ich Dir — wollte ich Euch noch einmal recht vom Grund meines Herzens danken, für . . .“ — „Für was? Du Narrin! daß ich Dir zuweilen ein volles Wasserschaff getragen, oder Holz, oder einen Sack Erbsen vom Wagen geholt habe, wie Du noch ein kleines Ding warst? Das sind weiter merkwürdige Geschichten! da hat's viel zu bedanken! — Nun, wenn's sein muß, so geh' halt in Gottes Namen, und denk' öfter an uns, hörst Du! Und wenn es Dir — was der Himmel verhüten möge, schlecht gehen sollte, so komm zu uns, hörst Du! Nicht wahr, Mutter!“ — wandte er sich zu der wackeren Frau, „nicht wahr Mutter, wenn es dem Leuten schlecht gehen sollte, sie darf kommen und — es Dir sagen?“ — „Gewiß, gewiß!“ erwiderte diese, „und wenn wir helfen können, wollen wir's gerne thun! Und nun leb' wohl!“ — „Lebt wohl! . . .“

„Ein Witzmadel das“, meinte der Vater, „steht so mutterselbstallein auf der Welt und verliert nicht die Courage. Wer die einmal zum Weibe bekommt, denk' ich, der hat nicht fehlgeschossen!“ — Der Junge schien der letzten Worte nicht zu achten, er warf ein Scheit Holz in die prasselnden Flammen und pffif sich ein lustig Liedl. —

Jahre vergingen. Leuten wuchs zur blühenden Jungfrau heran und schaukelte die Kinder des Hauses auf ihren Knien und erzählte ihnen die staunenswerthen, unglaublichen Geschichten, die ihr Vater eine unabsehbare Menge zu erzählen wußte, und womit er in ihrer Mindheit Tagen ihr und sich selbst so manche bittere Stunde vermischte. Und die Kinder horchten ihr gerne und baten um neue und wieder neue Geschichten, und lachten hell auf über die tausend tollen Einfälle und riefen: „Nicht wahr, Du bleibst immer bei uns?“ — „Ja, liebe Engel, ich bleibe bei Euch!“

Die Frau des Hauses, voll Güte und Sanftmuth, lächelte zu diesen unschuldvollen Herzensbündnissen oder drohte nur liebevoll

mit dem Finger und sagte: „Du raubst mir noch die Kinder!“ — „O, meine Mutter!“ rief da die treue Hüterin der Kleinen und warf sich schluchzend der edelmüthigen Frau in die Arme.

Diese verstand den Schmerz der Verwaisten, küßte sie auf die Stirne, liebte ihre Kinder und rieth ihnen, bald zu Bette zu gehen. Die aber erhoben ein Zetergeschrei und verlangten dringend solch lustige Zügürchen, wie sie „Madelaine“ zu zeichnen verstand und die die kleinen Knirpse dann jubelnd nachfrickelten, bis der Schlaf sie überwältigte. Aus zweien dieser „Knirzler“ wurden später Künstler von achtbarem Namen.

Und wieder vergingen Jahre. Da meldete sich eines Tages ein Mann bei der Frau des Hauses, mit dem Vorgeben, „Wichtiges“ zu besprechen zu haben. Man ließ ihn ein. Es war ein junger, kräftiger, stattlicher Mann, im bürgerlichen Sonntagskleide, einfach und modest. Nur etwas verlegen that er und kämpfte sichtbar mit den Worten, um sein Anliegen vorzubringen. Endlich schien er den Anfang gefunden zu haben und pläzte mit der Frage heraus: „Gnädige Frau, haben ja noch das Leuchen im Dienste?“ — „Das Leuchen? Ja so, Sie meinen Madelaine; im Dienste? Je nun, wie Sie's eben nehmen wollen, wir halten sie nicht wie eine Dienerin.“ — „Ich weiß, ich weiß!“ war die rasche Antwort; „sie hat's hier gut, o — ich hab' mich schon erkundigt, ich hab' sie nicht aus den Augen gelassen, das heißt, Alles in Ehren — sie wußte nichts davon.“ — „Und was ist der Zweck Ihres Hierseins? Ueber was soll ich Ihnen noch Aufschluß geben?“ — Aber das war zu viel auf einmal gefragt. Der Herrsche hatte den Faden seines Conceptes nun vollends verloren, er drehte nur unablässig den frisch gebügelten Cylinder mechanisch zwischen den Händen, stand auf, ruckte den Stuhl in die Ecke und murmelte: „Ich werde nächsten Sonntag mir nochmals die Freiheit nehmen, bitte jedoch vorläufig nichts zu erwähnen, daß Jemand . . .“ Hier stockte er neuerdings.

In diesem für den „Bedner“ qualvollen Momente wurde die Thüre heftig aufgerissen. Ein hausbackenes Mädchen sprang herein, barg sich in den Schoß der Mutter und rief: „Du fündest mich nicht! Du fündest mich nicht!“ Und ein Viertel Duzend Kinder folgten und zerrten ein schlankes Frauenzimmer, welches eine Binde um die Augen hatte, herbei und klatschten in die Hände und schüttelten sich vor Lachen.

Und die Geblendete tastete und tastete; da streifte ihre Hand eine fremde Hand, sie fühlte sich von ihr kräftig erfaßt, die fremde Hand glühte . . . sie riß sich die Binde von der Stirne . . . ein Mann stand vor ihr . . . alles Blut wich aus ihrem Antlitz und drang zum Herzen, das zu zerpringen drohte: „Georg, sind Sie es?“ waren die einzigen Worte, die sie zu fammeln vermochte.

Die Frau des Hauses gebot den Kindern in das Nebenzimmer zu treten, welche es zögernd thaten, nicht ohne den fremden Mann sehen anzustarren. Als das ungestüme Quartett entfernt und die Drei allein waren, begann Georg, welcher plötzlich all seinen Muth wieder gefunden, also:

„Gnädige Frau, vor allem Anderen denken Sie von uns Beiden nichts Unrechtes! Dieses Mädchen hier kenne ich noch, als es ein Kind war. Als Kind sprach ich es zum letzten Male, als Kind schied es von uns. Ich vermied es seitdem, ihr unter die Augen zu kommen, weil — ich sie nicht hätte ziehen lassen sollen, als sie zu . . . fremden Leuten ging. O, die Mutter hätte sie schon behalten . . . Nun, ich sagte damals: wenn es Dir schlecht gehen sollte, komm zu uns! Lenchen! verzeihe mir, Gott straf' mich, im Stillen wünschte ich, Du kämest gleich des anderen Tages — Du kamst nicht wieder; das wurmte mich. Ich zog Erkundigungen ein, wie Du Dich händest, was Du triebst und machtest und thatest. Jeden Deiner Schritte ließ ich bewachen, aber ich hörte nur — Untröstliches! das heißt: ich hörte, daß es Dir gut gebe, über die Maßen gut gebe, daß Du eine Mutter gäindest, und weil es Dir so gut ging, da vergaßest Du auf uns . . .“

„Ich dachte alltaglich an Euch!“

„Nun, das ist schon, wenn's wahr ist; das ist schön, Lenchen! Aber hore weiter. Ich ließ Dich nicht aus den Augen! Du sahst mich nicht, aber ich sah Dich Sonntags in der Kirche. Wenn Du mit den Kleinen kamst, stand ich schon längst oben auf dem Chore, nun wenn's da manchmal mit dem Tacte happerte, da warst eben Du Schuld daran; endlich war ich die Geige auch weg, meine Hände wurden zu schwer. Du weißt, unsere Arbeit ist keine leichte. Aber verstocken habe ich doch immer noch Dir geschaut. Und weil ich die ganzen Jahre nichts Heßes von Dir gehört —

und — weil ich nun mein Handwerk selbstständig ausüben will — so komm' ich, Dich zu fragen — — das heißt, Du mußt mich recht verstehen — 's sind schwere Zeiten — aber arbeiten will ich früh und spät, und wenn Du mit dem einfachen Lohse Dich zufrieden geben willst, das ich Dir bieten kann, und die gnädige Frau es hier erlaubt, so möchte ich, daß Du — Ja sagtest und — —.“

Weiter konnte er nicht. Die Frau des Hanses lachte und meinte, daß sie nichts zu erlauben hätte, aber Lenchen fiel ihr in's Wort und sagte:

„Gnädige Frau! Sie haben an mir gethan, wie eine Mutter nicht anders thun konnte; ich gebe Ihnen deshalb volle Gewalt über mich und werde nie einen Schritt ohne Ihre Einwilligung unternehmen. Was das Anliegen dieses Mannes betrifft, den ich heute das erste Mal wieder gesehen, so gestehe ich, daß mich sein Antrag überrascht und verwirrt. Als Kinder sprachen wir uns das letzte Mal . . . wohl dachte ich gar oft an das gute Herz des wackern Jungen — — aber — konnte ich ahnen, daß er des armen Mädchens noch gedanke, dem er einst in Jugendlauue half — Lasten tragen? Es ist edel — — daß er der armen Waise nicht ver-
gessen — aber — ich bin auch heute noch nichts Anderes. Ich . . .“

„Lenchen, halt' ein! Ich weiß, was Du sagen willst. Aber ich muß ja Dich vorerst fragen, ob denn Du die sorgentlose Zufriedenheit, die Dich umgibt, je vertauschen könntest mit den trüben Tagen an der Seite eines armen Arbeiters? Ob, wenn unsere Pläne scheiterten, nie ein Ton der Klage, des Vorwurfs über Deine Lippen käme, ob nicht qualvolle Reue Dich folterte und —“

Sie sah ihn milde und freundlich an, ergriff seine Hand und drückte sie.

„Lenchen! Lenchen!“ rief der Ueberglückliche. „Ach, Du weißt es ja, daß ich nicht von Dir lassen kann, aber daß Du siehst, daß ich's ehrlich meine und auch nicht in Dich stürmen will, so — lasse ich Dir ein volles Jahr Bedenkzeit. Leb' wohl! Ja oder Nein! Mag's kommen, wie es will, aber in einem Jahre siehst Du mich wieder!“

Damit eilte er davon. Er hielt Wort. Nach einem Jahre kam er wieder und — sechs Wochen später war Lenchen sein ehelich angetrautes Weib. —

Seitdem sind — fünfzig Jahre verflossen. Fünfzig lange Jahre mit ihren Nöthen und Trübel sind in's Land gegangen, fünfzig schwere Winter haben an Mark und Knochen gerüttelt, aber — das Pärchen lebt noch immer. Auf seinen Häuptern liegt der Schnee des Alters, aber in ihrem Gemüthe ist's Frühling geblieben; das Feuer der Augen ist wohl allmählich leise verglommen, aber im Herzen bewahren sie tren das Flämmchen zärtlicher Fürsorge; die Last der Jahre hat ihre Rücken wohl etwas gekrümmt, aber sie vermögen noch aufrecht den Blick zu erheben; in Kummer und Mühjal haben sie das Lachen wohl längst verlernt, aber das sanfte Lächeln innerer Glückseligkeit, der Seelenfreudigkeit spielt noch um ihre Lippen . . .

Fünfzig Jahre sind an ihnen vorbeigezogen, aber sie zählten sie nicht und merkten's kaum, und erschrafen fast, als sie inne geworden, daß der Herr so gnädig gewesen und sie so lange vereint gelassen. Ein halb Jahrhundert ist in's Grab der Zeiten gestiegen und eingeargt hat man vor ihren Augen Kinder und Kindeskinder und zahllose liebe Freunde und Genossen, sie aber selbst wandeln noch immer ungebrochenen Muthes auf der schönen Erde — die ihnen so wenig bot.

Ach, so wenig! — — Der Pfad, der sie durch's Leben führte, war nicht mit den Rosen des Glücks geschmückt; eine Dornenheide von Mißgeschick umschlang ihre Wege, die nur von spärlichen Sonnenbliden erhellt wurden. Der eiserne Ring der Noth legte sich um ihre bescheidensten, kleinsten Wünsche; Mangel und Entbehrung wuchs aus all ihrem Mühen und Streben, und ihre genugsamsten Traume und Pläne erstickte der Gifthand der — Ungunst ihres Schicksals. Sie blieben arm.

Sie blieben arm in bitterster Armuth. Sie konnten sich nichts erbeuten und erobern im schweren Kampfe des Lebens, als ein schuldlos Gewissen, die Liebe ihrer Kinder und die Achtung ihrer Wittmenichen. Sie blieben arm trotz unsäglichem Ringens, und ihr Stern stellte sie unter Jene, die der Pann getroffen: das Stüd Prot im Schweiße des Angesichts zu verdienen.

Sie blieben arm. Aber kein Laut des Vorwurfs kam über ihre Lippen, kein unmuthevoller Mid trübte das Paud, das sie geknußt. Sie harrten aus in Liebe und Irene und einträchtigem, unverdrossenem Zusammenhalten und unüberwindlichem Gottvertrauen und in der Hoffnung, auf eine bessere Zukunft.

Auf eine bessere Zukunft! Noch am Abende des Lebens verläßt sie der Glaube nicht! — Sie blicken nun lächelnd zurück auf den langen Weg, den sie miteinander gegangen, und wissen selbst nicht, wie sie's getragen, was der Herr ihnen Alles aufgebürdet . . .

Gestern war's Jahrestag, daß sie sich vor fünfzig Jahren die Hände zum Bündniß gereicht. Sie hatten Beide Wort gehalten und sind sich, Eins dem Andern, eine Stütze geblieben. Und wenn der Traum ihrer Jugend auch nicht in Allem in Erfüllung gegangen, ihr theuerster Wunsch ist doch zur Wahrheit geworden: Treue Liebe für's ganze Leben!

So feierten sie denn gestern, wie's der Gebrauch will, nochmals eine Hochzeit — die goldene. In derselben Kirche, wo sie einst — es sind bald achtzig Jahre — getauft, und wo sie vor fünfzig Jahren ehelich verbunden wurden, standen sie gestern noch einmal und horchten den mahnenden, tröstenden, liebevollen Worten des Priesters. Und als sie die Kirche verließen und neben einander dahertrippelten, da führte sie der Weg zu dem Brunnen, der heute noch auf demselben Flecke, und sie blieben einige Augenblicke vor ihm stehen. „Weißt Du noch“, begann das Mütterchen-Braut mit zitternder Stimme, „wie Du hier einst dem armen Kinde hilfsreich Deinen Arm geboten? Da lernte ich zuerst Dein gutes, edles Herz kennen und Dir vertrauen — ich habe mich nicht getäuscht in Dir — ich danke Dir nochmals für alle Liebe, die Du mir im Leben erwiesen.“

Dann gingen sie weiter, in ihre kleine Behausung. Der Nest der Kinder, so ihnen geblieben — neun hatten sie im Laufe der Jahre bestattet — stand um das Jubelpaar, eine Schaar munterer Enkel sprang um die greisen Brautleute lustig herum. Das Fest selbst aber verlief still und geräuschlos.

Warum ich diese einfache Geschichte erzählte? Weil sie mir an's Herz gegangen. Ob ich die Leute genau kenne? — Gewiß, denn es sind — meine eigenen Eltern, die mir der Himmel noch lange erhalten möge!

Neujahr.

Jemand Einer von der Sorte der „gründlichen Forscher“ hat seinerzeit die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß niemand Anderer als die — „armen Leute“ das „Neujahrswünschen“ erfinden hätten, aber — und das ist des Pudels Kern: einzig und allein mir aus „schnöder“ Gewinnucht.

Nun, wenn der erste Theile der Entdeckung begründet, dann ist es naturgemäß auch der zweite, denn ich sehe nicht ein, zu was Ende die „armen Leute“ Etwas erfinden sollten, wobei sie nichts profitieren, und da es in dieser verkehrten Welt schon so eingeführt ist, daß kein Mensch einem armen Teufel — sondern daß vielmehr Letzterer gerade den „Glücklichen der Erde“, den vom Schicksale Begünstigten, den irdischen Göttern, z. B. den Ministern und Hausherren, den Millionaren und Hofräthen, den Rentiers und Maitresses, den ersten Tenoren und Verwaltungsräthen, den Primadonnen und Kirchenfürsten zc. zc. unaufhörlich in tiefster Ehrerbietigkeit noch alles übrige Beste im Leben und bei Gelegenheit ein „glücklich' Neujahr“ wünscht, es wohl kein himelsschreiendes Verbrechen ist, wenn dann der „arme Teufel“ für diese unentgeltbare Belästigung Fortunens sich nicht wenigstens ein paar Percent Disconto des jenfeitigen Gewinnes herauszuschlagen die Ambition und Tendenz hatte.

Schnode Gewinnucht! Wie unbillig! — Ich bitte nochmals, sich die Frage zu stellen und gefälligst gleich selbst zu beantworten: wer gratulirt und wem wird gratulirt? Es gratulirt Der, der nichts hat, Dem, der, wenn auch nicht Alles, so doch viel mehr hat, als er selber, und wenn Letzterer für einen solchen Pleonasmus der Begünstigung eine kleine Provision, eine Tantieme von einem „Guldenmudl“ bewilligt, so ist das wahrlich keine Verschwendung und der großmuthige Geber braucht nicht zu befürchten, daß ihn die Behörde deshalb unter Curatel stelle. Aber die Besitzenden und mitunter nicht nur Inanierig, sondern auch pflüssig, und diese pflüssige Ananierie calculirt also: Wer weiß, ob der liebe Herrgott die Glückwünsche eines so armen Teufels berndschichtigt und in Verrechnung nimmt, und ob ich nicht etwa viel eher ein kleines Viehhirt mache, wenn ich überhaupt auf dertei Gratulationen

Verzicht leiste, ja mich sogar durch eine mäßige „Gebühr“ von der ganzen Schererei, die man von dem Verkehre mit armen Leuten hat, loskaufe? Und der Egoismus erfand die „Neujahrswunsch-Enthebungskarten“. Wie unrühmlich, wie . . . schmachlich!

Ich setze meinen Kopf zum Pfande und wette, daß der Erfinder dieser, wenn auch hübsch und geschmackvoll lithographirten, aber dennoch brutalen Abwehr ein . . . Glückspilz war. Kein Anderer hätte es ausgeklügelt, wie man sich des Anblicks der Armuth, wenn sie auch nur einmal im Jahre an unsere Thüre klopft, unter dem legalen Vorweis der erlegten „Laxe“ erwehren kann. Und wenn die armen Leute das „Neujahrswünschen“ erfunden haben, so erfanden nur die Reichen die „Neujahrswunsch-Enthebungskarten“, den augenagelten Schreckfuß für alle abgeschabten schwarzen Fracks und ausgewaschenen Mattunkleider.

Es fällt mir natürlich nicht ein, den speculativen Fautenzern beiderlei Geschlechtes, die eintige „Ausserkorene“ tributpflichtig machen, den Bedarf an Schnaps oder Kaffee für sie zu bestreiten, das Wort zu reden; ich schwärme ferner keinesfalls für die fahnenbuttelige Kriecherei und Schönthuererei, die in grimfender Unterwürfigkeit dem „hochverehrten“ Chef ihre in Demuth ersterbende Aufwartung macht und durch diese jervile Staatsaction indirect Jene in ein schiefes Licht zu bringen weiß, deren Rückgrat nicht so biegsam und deren schwarzer Frack nicht für die obligate „Neujahrscour“ zugeschnitten ist. Und schließlich lege ich auch keine Lanze ein für den immotivirten Unus, Jedem, dem es als autonomen „Neujahr-Begelagerer“ beliebt, mit einem getakelten Speech ein Attentat auf unser Portemonnaie auszuüben, dieses zur gefälligen Benützung zu überlassen. Ich meine überhaupt nicht den Troß der plärrenden Gratulanten, die in allen denkbaren Chargen und gänzlich unbekannt gebliebenen Dienstleistungen sich uns an diesem Tage präsentiren — ich nehme nur die wirkliche Dürftigkeit in Schutz, die sich Euch in Bescheidenheit und aufrichtiger Ergebenheit naht, deren Wünsche vielleicht doch herzlich gemeint und deren Dank für den Tribut, den Ihr spendet, eingefühlter ist. Und da muß ich denn, um meine abnorme Ausrufung zu rechtfertigen in meine eigene Jugend zurückgreifen und ein Bild aus meinen Rubenjahren hervorjuchen.

Ich habe bereits angedeutet, daß es uns Geschwistern in der Kindheit nicht am besten ging und daß die freundigen Sonnenblicke in unseren ersten Lebensjahren so spärlich waren, wie die Fettaugen in der Armensuppe. Die Weihnachtszeit war trübe genug, aber vor Neujahr gestaltete sich die Aussicht der Dinge freundlicher, das Präliminare, das wir entwarfen, gab zu den animirenden Debatten Anlaß und die Discussionen über die Vorschläge, die wahrlich nicht zu den erorbitantesten gehörten, wurden oft Nachts im Finsternen von einem Bette in's andere hinübergeführt. Wie das Alles auf Kreuzer und Pfennige berechnet war, wie die Einnahme- und Ausgabe rubriken summiert und wieder summiert wurden, wie oft wir das Ordinarium und Extra-Ordinarium modificirten, und welche Mühe es kostete, bis wir, auch die Virements im Auge, endlich das ganze Budget für und fertig mit 5 fl. 40 fr. aufgestellt hatten. Welche Freude, wenn dann, nachdem wir die currenten Ausgaben im Geiste bestritten, d. h. ein Paar Stiebel und ein Paar Schuhe als dringendstes Ausrüstungs- Erforderniß beantragt hatten, noch ein Rest von einem ganzen Zwanziger blieb, um den man ein Band oder sonst ein „Präsent“ für die Mutter kaufen konnte. Welch selig-kümmervolle Zeit!

Aber die präliminirte Freude war köstlich, sie erforderte nämlich ein schweres Stück Arbeit: das Schreiben und Auswendiglernen der „Wünsche“. O Gott! Heute noch schaudert mir bei der Erinnerung an jene Winterwochen, wenn ich bedenke, welche Seelenangst, welches Herzklopfen, welches Zittern am ganzen Leibe und welchen Schweiß uns diese Gratulationsprocedur kostete! Da hieß es zuerst bei den Nachbarnleuten einen passenden „Wunsch“, natürlich in Versen, aufreiben. Dieser passende „Wunsch“ paßte jedoch nie und nun galt es, Adaptirungen und stilistische, dem „Zweck“ angemessene Verbesserungen vorzunehmen. War diese Umdichtung, bei der es auf ein paar Fuß mehr oder weniger nicht ankam, vollendet, dann ging's an das Memoriren, in welchem Godatte meine Schwester die Meisterin war. Und als wir den ganzen „Spruch“ von circa 36 Zeilen (denn so viel mußte er mindestens haben, wollten wir nicht den Respect verlegen) bis auf's Nota auswendig wußten, dann kam erst die Höllentour des Abdrucken's. Ich weiß nicht, wie viele „Wunschcarteln“ ich damals

verdorben habe, ich weiß nur so viel, daß mich die (ungeheuerliche) Titulatur: „Hochschätzbarster Herr Onkel und Frau Tante!“ allein schon, wenn sie gelang, ein Meisterwerk dünkte, aber sie gelang selten und ich schrieb meist: „Hochschätzbarste“ u. s. w. und das Malheur war fertig. Ach, wie viele Thränen kosteten mich dieser hochschätzbarste Herr Onkel und die Frau Tante!

Endlich nahte der heißersehnte, aber auch gefürchtete Tag. Wir machten uns auf den Weg. Dürftig gekleidet, marschirten wir in Sturm und Kälte, oft bis an die Knie im Schnee, wohl eine Stunde weit in die entlegenste Vorstadt. Da standen wir, zitternd vor Frost und Angst, unter dem Hausthore und erprobten, ob wir unserer Sache und des — Erfolges auch sicher seien. Dann ging's lautlos über die Stiege, zaghaft ergriffen wir die Klingel — man öffnete, wir schüttelten noch die Schneereife von uns, rieben uns die erstarrten Hände und wurden sodann in das „Allerheiligste“, in das Schlafzimmer der „hochschätzbarsten“ Frau Tante geführt. — Ach, wie prächtig es da war und wie lustig das Feuer im Kamine prasselte! Die hochschätzbarste Frau Tante war jedoch stets vollaus beschäftigt; sie fütterte den Papagei oder richtete die Maschen an dem blausidenen Halsbände ihres Pintischer, oder sie kramte in einer Lade der Chiffonniere herum, und während dieser dringenden Arbeiten durften wir unsere Wünsche recitiren. Es geschah mit zitternder Stimme und pochender Brust. Dann wendete sich die Geseierte um und gab uns Jedem das schon in Bereitschaft gehaltene Guldenstück, legte die mit einer Mojaschleife umwundenen Manuscripte, deren Text wir soeben „declamirten“, uneröffnet bei Seite und — wir konnten uns wieder trösten. Die arme Frau! Sie hatte nie ein Kind besessen, das Gefühl der Liebe für Kinder war ihr fremd und unbekannt — und wir hätten sie doch so geliebt, denn es war so schön und herrlich bei ihr und sie konnte auch freundlich sein, wir sahen es ja, wie sie den knurrenden Pintischer abhielt, daß er uns nicht zwischen die Füße fuhr und wie begütigend sie ihm schmeichelte, daß er sein leifendes Wollen endlich einstelle. —

Dann starb die hochschätzbarste Frau Tante. Ihr Besitz ging in eine fremde Hand — und als wir wieder hinüberkamen in das hübsche Haus und der glücklichen Erbin, der plötzlichen Adoptivtochter, schon um zu zeigen, daß wir ihr trotz alledem

und alledem nicht gram sein, ebenfalls unsere kindlichen Wünsche zu Neujahr darbringen wollten, da — hatte sich eben Alles geändert. Der feisende Pintscher zwickte uns nicht mehr in die Beine, denn er war längst davongejagt, dafür war die neue Herrin eingezogen und die rief, als wir gemeldet wurden, in's Vorzimmer hinaus: „Das Neujahrswünschen ist aus der Mode!“ Der Diener öffnete uns wieder schweigend das Gitter, schlug es hinter uns barisch zu und wir schlichen fleintant mit unseren so schön geschriebenen und perfect memorirten Neujahrswünschen nach Hause. Und wie kalt es damals gerade war, wie uns der eisige Nord die Finger steif und die Thränen in den Augen gefrieren machte . . .

Heute würde ich natürlich nur lachen, wenn ich der hochschätzbarsten Frau Tante, ihrer heroischen Nachfolgerin und all der armjeligen Mindergeachteten gedenke. Wenn ich aber auf der Straße den zwei und drei Schuh hohen Gratulanten begegne und sehe, wie hurtig sie, die gerollten „Wünsche“ in der Hand haltend, zu irgend einem vermeintlichen Wohltäter eilen und mir dann das Bild vergegenwärtige, wie schmerzlich enttäuscht und starr vor Schred die armen Kleinen vor der ersehnten Thüre anhalten werden, wenn das fatale Manifest, daß man ihre Wünsche nicht brauche, ihnen entgegengloßt, dann fällt mir auch die Tragikomödie meiner eigenen jugendlichen Gratulationsverfahren ein, ich höre den barischen Ton jener „noblen“ Dame: „Das Neujahrswünschen ist aus der Mode!“ und höre sogar ganz deutlich das eiserne Gitter „knicklagen“.

Freilich ist das „Neujahrswünschen außer Mode“, aber die Noth und Armuth sind noch en vogue und die kindliche Hoffnung und Zuversicht, die ruhrende „Speculation“ eines gemäßigten Herzens sollt Ihr mit diesem granjsamen Mas nicht betrügen. Ich weiß, es wird Euch von vielen, eigentlich von allen Seiten heute viel „zugemutbet“. Der Schwarze, den Ihr trinkt, der Part, den Ihr Euch abnehmen laßt, das Krugel Lager, das man Euch kredenzt, die Waſche, die man Euch bringt, der Preis, den Ihr empfangt, der Nalot, in den Ihr steigt u. s. w., all dies lenet Euch heute das Doppelte, wenn nicht Drei- und Fünffache, denn da: Ungende Maio, das Ihr mit dem „glückseligen neuen Jahr“ datam bekommt, mußt Ihr in gangbaren Papieren wieder abzuzahlen. Sei — in Gottesnamen; es wird Euch nicht insolvent

machen, wenn Ihr's nicht schon gestern gewesen. Deshalb werdet Ihr aber auch vierundzwanzig Stunden lang von aller Welt auf's Zuorkommendste behandelt; die Magd stellt Euch das erste Mal die Stiefel nicht verkehrt an das Bett, Euer Leib=Zigaro erzählt Euch die pikantesten und der Haarträusler sogar die kurzweiligsten Geschichten. Ihr werdet gebürstet so fein und sauber, daß Ihr selbst an Euch eine Freude habt, und schließlich bringt Euch der Franz ein Beefsteak, wie Ihr's schon lange gewünscht und der Jean hat endlich nur für Euch das Blat in Bereitschaft, um das Ihr täglich hundert Mal vergeblich riefst.

Gebt nun meinerwegen für diese Eintags=Artigkeiten keinen Kreuzer, aber vergeßt mir die Kleinen nicht und schickt sie nicht ungehört fort. Sagt lieber den kriechenden Scherwenzler von der Thüre, der mit seinen paar lumpigen, feilen Worten Euch kein „glücklich Neujahr“ zu wünschen, sondern bei dieser Gelegenheit nur um Eure Gunst, um Eure „Guld und Gnade“ zu erbetteln naht — hört dafür aber den ehrlichen „Spruch“ an, der von Kindeslippen und aus arglosem Kinderherzen kommt und laßt es Euch sogar eine freundliche Deutung sein, wenn am ersten Tage des Jahres ein Kind Euch seine ehrlichen Wünsche stammeln will. Dann nehmt die garstige Tafel mit dem lieblosen Veto von der Thüre. Thut Ihr's aber nicht, leistet Ihr Verzicht auf die Liebe und Zuneigung der Kinder, dann schicke ich Euch zur Strafe einen — Hausmeister, welchen zu kennen ich die Ehre habe, und der seit dreißig Jahren an Hoch und Nieder seine Neujahrsrede stets mit den unbefangenen Worten schließt: „Und endlich bitte ich, erhalten Sie mir noch ferner Ihre — Freundschaft!“ — An dieser entsetzlichen Intimität sollt Ihr Euch ärgern, daß Ihr blau werdet!

Der Fasching der Armen.

Wer gerne tanzt, dem ist bald gepuffen, und wer seinen „Fasching“ haben muß, findet ihn ohne viel Kopfzerbrechendes Arrangement und macht auch kurzen Proceß bei Vervollständigung der erforderlichen Toilette. Genügsame Naturen — und die Armuth zwingt wohl zur Genügsamkeit — überraschen dann geradezu

durch den bescheidenen Apparat, den sie zu ihren carnevalistischen Vergnügungen benützen, und sie beschämen mit der Einfachheit der *mise-en-scène* auch die kunst- und mühevollen Anstrengungen der Millionen-Chefs, indem zwischen den vier schlecht geweißten, mit farbigen Papierfetten dürrig aufgeputzten Wänden einer zu einem Tanzsaal rasch improvisirten Tischlerwerkstätte doch mehr freudestrahlende Gesichter erglänzen als in den goldstrogenden Appartements einer beliebigen Finanzgröße.

Ich habe nämlich noch nie gehört, daß sich arme Leute, wenn sie unter ihres Gleichen gewesen, selbst bei den kümmerlichsten Ballversuchen je gefangenweilt hätten — was bei der gegenseitigen Partei mitunter passiren soll; ich habe ferner nie gehört, daß die Ballgäste des holperigsten Tanzbodens über die Suchtenstiefel mancher hausherrlichen Solisten die Nasen rümpften, während die zierlichsten Suchten-Bouquets der ätherischsten Comtessen eine Walzertour zur Höllentour machen können, und schließlich habe ich auch noch nie gehört, daß der Unternehmer eines kleinen „Tanzlatzels“ im dumpfsten Wagenchoppen nachträglich davon so viel Verdruß gehabt hätte, wie der generöseste Veranstalter jener rivalisirenden Ballfeste in gewissen rivalisirenden Palais. Denn man ist, wo nur Latglücker den Productionen vorstädtischer Terpsichoren leuchten und man die Erfrischungen in der Kaffee-Stunde aus einem Zement credenzt, schon von Haus aus bescheidener und genügsamer und mit Wenigerem zufrieden, als in den erquisten Regionen, die von Brillanten erhellet werden. —

„Du, beim Greißler is am Freitag a Ball, er hat die Strauntammer anstraut, a Zehnerl is Eintritt, 's kummen lauter Pilennte aus der Nachbarschaft — daß Di daweil z'samrichst, mir gengan a ubri!“

Mit dieser schundlosen und unparthimierten Einladung avisirt ein ausgedienter Teufelsmeister und nummehriger Stiefelputzer die „Zeimge“, die am ganzen Grund bekannte Wajcherin und freybrave „Krau Mathel“, von dem bevorstehenden Naschingsgemüß. Und nun wird gewaschen und gebügelt, die Unterröcke werden gewacht und das „blaugetupfte Mammertuchladl“ worin's vor neununddreißig Jahr' bei der Hochzeit so sauber ausgehant hat, daß alle Mamm-bilder am ne „g'driatn'g't hab'n“, wird aus dem Archive hervorgerudt und noch einmal in's Freßn gefahrt.

Und am „Zrtag“ ist wirklich der „Ball“ in der Krautkammer des Greißlers. Es kommen übrigens thatsächlich nur „Bisente“. Da ist z. B. der Herr Alois, der Laternanzünder, mit seinen fünf „Madeln“, wovon vier in's „Nähen gehn“, und eine für's Ballet ausgebildet wird. Ferner ist der „Musfi Franz“ anwesend, der durch einundzwanzig Jahre Himmelsträger war, aber seines Brustleidens wegen den Dienst verließ und nun dem Greißler beim Krauteintreten hilft. Dann die „Mamsell Schanett“, eine ältliche Person, die in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, indem ihr ein vornehmer Herr einmal von den Klepperstallungen bis in die Reißnerstraße „nachg'stieg'n ist“, und die nun vom „Umsetzen“, „Krankenwarten“, Plag'aufheben und der Bereitung eines sehr gesuchten schwarzen Gichtpflasters lebt. Weiters die Fran Enzi, die Auskocherin, mit ihrem Sohne Ignaz, der „in's Läuten geht“. Der Werfelmann vom „hinter'n Hof“, der nicht nur sein „Instrument“, sondern auch „elf lebendige“ Kinder mitgebracht, die älteste Tochter sogar in der Maske; der Herr Jakob, der Holzhacker; Herr Wenzel, der Flidschneider aus der Dachwohnung, und Herr Peter, der Zettelanpapper, der nicht lange bleiben kann, weil er zeitlich „in's G'schäft“ muß, sind ebenfalls, und zwar sammt ihren Ehehäften und dem vollkommen legitimen Nachwuchs erschienen u. s. w.

Das Fest selbst ist einfach, aber gemüthlich. Ist der Saal (die Krautkammer) auch etwas überfüllt, man findet doch Platz, um einen ehrsam gemäßigten Walzer zu je vier oder fünf Paaren durchzumachen. Herr Wenzel, der Flidschneider, ein durch und durch musikalisch gebildeter Mann, sozusagen ein Tausendkünstler, besorgt die Musik, d. h. er spielt abwechselnd Guitarre oder bläst Clarinette. Auch der Werfelmann gibt sein Repertoire zum Besten, auf allgemeines Verlangen aber muß Herr Wenzel Ofsan blasen und die Fran Rathel mit dem „Abrigen“, der zu diesem Zwecke, „obwohl's a damische Hitz hat“, sogar seinen Rock anzieht, einen Menuet tanzen. Den Schluß bildet ein Polsterkranz, bei welcher Gelegenheit der „Musfi Franz“ der „Mamsell Schanett“ unter lautem Bravogeschrei ein „Puß!“ zu geben hat, worüber diese feuerroth wird und, an ihrem Plage angelangt, den neben ihr sitzenden Frauen noch einmal die Geschichte erzählt, wie sie in ihrer Jugend eine reiche Partie hätte machen können, denn jener

noble Herr schien doch ernste Absichten gehabt zu haben, sonst wäre er nicht (notabene ohne ein Wort zu reden!) den weiten Weg von den Klepperstallungen bis in die Reisknerstraße ihr nachgegangen.

Das Ruffet ist selbstverständlich gleichfalls nicht lucullisch. Der Greißler ließ eine Wein Gollasch kochen, das allgemein Beifall fand, und besorgte auch den nöthigen Trunk. Die Frau Zusi, die Auskocherin, lieferte die Krapfen (solide, compacte Waare), die sich eines reisenden Absatzes erfreuten und ihr den Ruhm, die „erste Krapfenbäckerin“ weit und breit zu sein, verschafften. Die Frau Zusi wird deshalb auch um das „Recept“ förmlich beñürmt; sie macht übrigens kein Geheimniß daraus, und während die Jugend walzt, erklärt sie den wißbegierigen Müttern ihr System. „Mein Gott!“ sagt sie, in ihrem Siegesbewußtsein etwas schmunzelnd, „es is sa Kunst und sa Hererei! I nimm halt auf hundert Krapfen a groß's Maßl Rundmehl, vier Eier, ein Viertel Schmalz — 's Schmalz von unsern Herrn Greißler (dieser nickt bejahend), nit mehr und nit weniger, dann das übrige Zugehör, ein Löffel voll Salz, ein Viertel Pomidl — vom Herrn Greißler (ganz richtig! ergänzt dieser), um zwei Kreuzer Germ, ein Zeidl Mili, nur a ablaßene, die Frau Zali soll's sagen — („Ja, nur a ablaßene“, bestätigt die Aufgeforderte), no, und Zucker, was man eben braucht.“ — „Delicat!“ ruft der ganze Circle, und Jeder und Jede langt noch nach einem solchen Wunderkrapfen. Nur der Herr Jakob, der Holzbader, rensürt sie mit der Entschuldigung: „I traun mi nit, mir jan's z'sett, mein Magen is seit a sechs Woch'n nit ganz in der Ordnung, i bleib bei dem, was i g'wohnt bin, der Herr Nachbar macht mir nachher a paar Würst in Gßig und Tel an, denn man kann net wissen...“

„Recht haben's, Herr Jakob! commentirt die Versammlung, „bleib'ns bei Abrer Ordnung, iber Ordnung geht nir!“ — „Zeg'n's“, sagt die Hausmeisterin, „der Weinige lebet a noch, wann er nit gestorb'n war, das heißt, wenn er bei seiner Ordnung blieb'n war. Zein Vaders Bier auf d'Nacht hatt' ihm nit g'schadt, aber da hat er mit dem Malesiz Wein anfangen müssen, der hat'n z'ammibü'n. Gott trost'n!“

Unter solch anregendem Geplauder der Alten naht das Ende der „Pallnacht“ und beginnt der Morgen zu grauen. Nun heißt's

in aller Eile den Kaffee auftragen, da Jeder seine Pflichten zur Arbeit rufen. Die Greißlerin bringt ein „Häßen“ Schwarzen und einen Topf Milch, die Schalen werden herumgereicht und mit Dank acceptirt, mit Ausnahme von Seite des Herrn Jakob, der „'n Kaffee mit ästamirt“ und der vom Nachbar „a Glas! Sie wissen schon“ verlangt. Darauf gegenseitiges Becomplimentiren, Händeschütteln u. s. w. und man geht aneinander unter der ungeheuchelten Versicherung, sich sehr gut unterhalten zu haben, denn „es war sehr hübsch und nicht der mindeste Verdruß“!

Soll ich über die Leute nun spötteln? Soll ich ihr harmloses Bestreben, dem Faschingscultus nach ihren bescheidenen Kräften ein kleines Opfer bringen zu wollen, höhnen? Soll ich Wiße darüber reißen, daß die anwesende eine Maske, die „Fräul'n Kosi“, die „Werkeimann'sche“ nicht zu „intriguiren“ verstand, oder daß es hier nicht von Patchonli duftete, sondern nur vom Schweinschmalz oder höchstens „Vagamotenöl“? Es fällt mir nicht ein. Die Leute haben sich ja standesgemäß unterhalten, sie haben weder sich selbst, noch andere mit pathetischer Großthuerie zu dupiren und nicht die „Schnackerbälle“ der jattsam bekannnten speculativen Familien „Marenputsch, Bettelstutti &c.“ zu copiren oder gar zu überbieten versucht. Sie blieben in ihren Schranken. Sie mögen Euch komisch dünken, diese ungraziösen Tänzer und Tänzerinnen, und Ihr mögt über sie lachen, aber verlachen dürft Ihr sie nicht! „Strecken wir uns nach der Decken“, heißt ihre Lebensregel. Das Wallgollasch wurde gezahlt, Niemand ist einen Kreuzer schuldig geblieben, es kommt nun weder die „Rapäunterin“ noch irgend ein Hausknecht „federn“, auch die Musik machte nicht viel Anslagen und that ganz gut ihre Dienste, denn: wer gerne tanzt, dem ist bald gepuffen — und damit Puntum! —

Vom Stoß.

(Februar 1871.)

Es ist leicht möglich, daß, wenn diese Zeilen vor die Augen meiner theueren Leser kommen, der Stoß an und für sich Manchem bereits antiquirt erscheinen dürfte. Nun ja, während das Corps

der Auflegerinnen in objectivster Seelenstimmung sich noch damit beschäftigt, Bogen für Bogen der Maschine anzuvertrauen und die ersten Austräger sich parat halten, den üblichen Pack Tagesgeschichte zur Vertheilung an ihre wißbegierigen Zeitgenossen in Empfang zu nehmen, macht etwa ein plötzliches energisches Thauwetter dem gewissenhaften Eischronisten einen Strich durch die Rechnung, die gigantischen Blöcke und Schollen, womit die Metropole geängstigt und auf die man die Aufmerksamkeit eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums lenken wollte, sind um die Stunde der Früh-Melange vielleicht schon in Thoben angelangt und die Inundations-Planieurs erklären die Sache als — abgethan.

Mit dieser Gattung Mitmenschen hatte man die Woche über ja ohnehin seine liebe Noth. Die „Geschichte“ war ihnen theils zu unbedeutend, theils durch die etwas längliche Dauer des Status quo bereits monoton geworden, und als Freitag Nachmittags das herrlichste Wetter eintrat, um endlich eine „ordentliche Ueberschwemmung“ von einem sicheren Punkte aus mit dem Sperrgucker oder durch das Binocle ohne viel Unbehagen bewundern zu können, die weiße Schnee und Eismasse des Canalbettes aber sich noch immer nicht vom Aede rührte, da konnte ein jugendlicher Pracht-Dandy seinen Ingrimm über die Verzögerung der erwarteten Katastrophe, seinen Ueberdruß angesichts des „ewigen Einerlei“ nicht langer unterdrücken, und seinen eleganten Gefährten am Arme zerrend, rief er, von dessen unbegreiflichem Interesse für die „dummen Eisschollen“ indiguirt: „Geh' Schaderl, geh' ma, der Eisstoß is ma schon sad!“

Auch Anderen (und nicht nur den Ueberschwemmten und Detagierten) dauerte die Geschichte bereits zu lang. Die Promenade über die Treppen erlustigte zwar Anfangs und man konnte eine Masse Witze reifen; auch der Anblick der „seiden“ Obaußure gewisser (mehr als nothwendig) kurz geschurzten Damen war nicht unbel, aber — der Mensch will auch eine Abwechslung. Man erwartete mit Ungeduld das „Schinatsiabren“ in den über-schwemmten Straten, was für einige heitere Lebemänner, die sich zu diesem Zwecke ein eigenes „Manotier Costume“ angeschaffen und mit idealen Wasserstiefeln längst ausgerüstet waren, doch wenigstens den Reiz der Neuheit gehabt hatte, ja für eine ganz exquise Species „Wiener Vollblut“ sogar eine „Spey“

gewesen wäre. All diesen wackern Leuten verdarb die ungebührliche Länge des Zwischenactes ihre gute Laune; es sei, wie sie unwirsch behaupteten, „nirgends was z'seg'n, und wo was z'seg'n wär', lassen's an nit hin!“ und so geschah es, daß der Eisstoß an — Popularität, sozusagen an „Beliebtheit“ in den Kreisen der Schaulustigen bereits gewaltig verlor, daß selbst die enragirtesten „Eisstoßgeher“, die von früh Morgens bis spät Abends mit den diversen Wisoposten die heftigsten Grundwasserdebatte, Stammungs- und Spornverlegungsdispute führten, der Sache müde wurden und lieber zu der altgewohnten „Besetzpartie“ zurückkehrten. Und dieser wohlmotivirten Entrüstung gab denn auch dieser Tage ein ehrlicher Bürger den richtigen Ausdruck, als er, bei „Gabeljam“ eintretend, definitiv erklärte: „Mi halt der dalkerte Eisstoß nimmer für'n Narrn — i war jetzt elf Mal in Rußdorf, weil ma's beim „Wurmser“ am besten seg'n könnt — aber 's rührt si ewi nir!“

Ach, Geduld meine Herren! Wünschen wir, daß Sie nicht vielleicht mehr zu sehen bekommen, als der fanatischste Eisstoßier sich je träumen ließ. Und sogar jetzt schon gibt es eine Menge Dinge zu schauen, welche für Leute, die etwa das Gruselige lieben, nicht genug anempfohlen werden können; so rechte Schauer-scenen, die für einen Makart, der eine „Abundantia des Glends“ malen wollte, ein ausgezeichnetes Stoff wären. — Sie dürfen nur eines der Rettungshäuser besuchen . . .

Treten Sie nur gefälligst ein — warum entsteht Sie der Anblick? Warum werden Sie so plötzlich bleich und still? Warum hebt Ihre Hand und zittern Ihre Knie und sträubt sich das Haar auf Ihrem Haupte in die Höhe? Nicht wahr, das ist ein überraschendes Bild? Die Farben sind etwas düster, aber — naturgetreu, Sie finden den Jammer, die Noth, die Verzweiflung in einzelnen Figuren prägnant ausgedrückt, echte Studientöpfe für einen Künstler und die Gruppen so ungezwungen, so unabsichtlich und dennoch so — erschütternd! Da sehen Sie einmal jene Mutter an, den wimmernden Sängling an der abgekehrten Brust; Sie gestehen wohl, der Anblick ist nicht frivol? Gewiß nicht. Hier stimmt nichts lästern, und trotzdem, daß manche Schulter entblößt und manche jugendlichen, nicht unschön geformten Hüften fast so färglich verhüllt sind, wie bei Theaterdamen in einer glänzend ausgestatteten Corruptions-Operette, so geben Sie zu, daß von

einer künftlichen Augenweide hier füglich nicht die Rede sein kann. Wahrlich nein! Sie fühlen im Gegentheil Ihr Herz zusammengepreßt und Ihre Augen werden allmählich feucht . . . Wohlan, so führen Sie doch alle Jene, welche es so sehr bedauern, daß es „nichts zu sehen gibt“, an diese Stätte des unverfälschtesten Mummers, an diese dürftigen Mühle der Bedrängniß und Betrübniß, und der Anblick dieser gravenvollen Staffage der bittersten Armuth wird den leichtsinnigen Scherz auf allen Lippen verstummen machen!

Denn es ist viel Noth und viel Glend hier zu schauen. Die armen Kinder entbehren des Unentbehrlichsten, sie zittern vor Frost und vor Kälte, und aus den verglasten Augen, aus den bleichen Gesichtern stiert das mahnende Gespenst des — Hungertyphus. In dumpfer Verzweiflung lauert der Vater dort im Winkel auf einem Strohbündel; von seiner Habe vermochte er nichts mehr zu retten, die sorgendurchfurchte Stirne in den schwieligen Händen, sinn't er und sinn't, wie denn Hilfe noch möglich! Sein Weib sitzt zu seinen Füßen und blickt in stummer Ergebung nach dem Ernährer ihrer Kinder. Sie kannte all ihr Verthtag keinen Ueberfluß, aber sie bangte doch nicht vor der Zukunft, denn zwei rührige, kräftige Arme waren ihr zur Seite, und sie lebten alle zusammen schlecht und recht und im ehrlichen Verdienen, und wenn sie ihr Abendgebet beteten, da dankten sie wohl gar dem Allmächtigen, wenn auch nur eine Wassersuppe auf dem Tische dampfte. Und in dem kleinen Stübchen, das ihre Welt, war alles ihr Eigen, saner erworben, nur langsam und alljährlich nur ein Stückchen, und mit dem Schweiße der Arbeit erkauft, aber nun doch ihr Eigen, und der Schraubl und der Tisch und die paar Stuhle aus weichem Holz und die paar warmen Betten, in die die Kinder so lustig sprangen, waren immerhin ein schöner Besitz. Und sie fühlten nichts von Armuth, ihre Bedürfnisse waren ja gering, und sie brauchten auch noch kein Stück Brot sich zu erbetteln, sie wußten es sich zu verdienen und die Kinder schwuren allabendlich, daß sie sich sattgeessen. Wie das dem Herzen des Vaters wohl that, wie da die Mutter so seelenvergnügt lächelte und nun Alles dahin, verloren, was so unbevoll errungen und erlumpt; preisgegeben der Noth — der öffentlichen Mithatigkeit — und nach einem Leben voll schwerer Arbeit mit den

Seinen an den Bettelstab gebracht! Seht, die Armen verstehen nicht einmal zu weinen, so sehr hat die Größe ihres Unglücks ihre Sinne verwirrt!

Und nun ändert sich die Scene. Die Vertheilung der Rationen beginnt, und die eingegangenen milden Spenden in Geld und Kleidungsstücken, Schuhwerk und Wäsche werden den Bedürftigsten übergeben. Ach! sie sind wohl alle bedürftig, und die kleinste Gabe ist ein Segen. Und nun jauchzen die Kleinen über all die Pracht und die Herrlichkeit einer wollenen Zoppe, eines Tuchs, eines gestrickten Leibchens, einer Planelledecke; und ein Paar wattirte Schuhe, die irgend ein Knirps in Folge seines besonders wehmüthigen Zähneklapperns sich erobert, machen dem glücklichen Speculanten mehr Freude, als wenn ihm irgend ein fabelhafter Haupttreffer zugefallen wäre. Und die armen Mütter haſchen funkelnden Augen nach Wäsche und Linnen und hüllen in liebender Hast ihre frierenden Würmchen darein und schaukeln den kleinen Schreihals auf ihren Armen, bis das erste Lächeln über sein Antlitz fliegt. Und nun weinen sie ja doch, die Vielgeprüften, die kurz zuvor in starrer Regungslosigkeit still hingebriitet, aber es sind Dankesthränen, die ihrem Herzen entströmen und heiß aus ihren Augen hervorbrechen, und sie fühlen sich durch solche rührende Zeichen des edelsten Erbarmens wieder gekräftigt, gestärkt und ermunthigt — um ihr Loos weiter zu ertragen.

Und so verſichere ich denn nochmals meinen geehrten Lesern und Leserinnen, daß es innerhalb und außerhalb des „Inundationsrapons“ gar viel Merkwürdiges zu sehen gibt, d. h. für Jenen, der es sehen will . . .

Alter-Weiber-Sommer.

Ganz eigene Zeichen sind es, womit die Natur ihre einzelnen Abschnitte, d. h. Jahreszeiten martirt, oder von ihren stau geborenen Sklaven markiren läßt. Fallen die Tramway-Actien, dann beginnt der Winter; werden die Gartenbänke und Zessel mit Telfarbe frisch angestrichen, so naht der Feuz, der blühende Knabe; erſinnen die Frauen die fantastischsten Toiletten und langsten

Seidenschleppen, dann mahnt man Dich, daß es Sommer sei, wo es zum bon ton gehört, sich von den lästigen Modegesetzen der Residenz zu emancipiren und in Waldeinsamkeit die Reize des primitivsten Landlebens zu genießen. Fallen Dir aber saison- und lebensmüde Fliegen in die Suppe, wimmelt es in den Inkeratenpaltten von Schulprogrammen, tönt der elegische Ruf: „Maroni arostiti“ an Dein Ohr und hängt sich die lästige Graswebe (auch „Mariengarn“ oder „Alter-Weiber-Sommer“ genannt) Dir an Bart und Blouse an, dann ist trotz der goldigsten Tage der Herbst hereingebrochen, und die Natur rüftet sich, Abschied von Dir zu nehmen und sich für den harren Todes Schlaf vorzubereiten, den sie vier Monden lang (in gar prächtigen Wintern auch noch länger) schlafen will.

Denn diese dünnen Häuten der Feldspinnen sind die Todesseime der Natur, auch die feurigsten Mäße, die die alte Mofette, die Sonne, Dir etwa heute noch auf Stirn und Wange drückt, sind nur erbeuchelte Liebkoßungen, unter denen sie ihre Untrene und die schuode Absicht, Dich in Kurze zu verlassen, verbirgt; und selbst der tieblane Himmel, er belugt Dich wie eine bankerotte Firma mit ihrem glitzernden Aushangsbild, denn hinter dem lieblich azurnen Schleier sind bereits die Schneemassen aufgespeichert, die den Unvorsichtigen, der sich etwa noch einige Zeit in Kantingshosen der fremdlichstn Gewohnheit des Dasein zu erfreuen gedenkt, plötzlich mit dem gränlichstn Schmpfen und den fatalstn Unerteilsleiden überraschen können.

Warum nennt man aber das Merkmal dieser Periode der Züge, Färbung in der Natur die *aestas volitans* gerade „Alter Weiber Sommer“? Warum dieser, nichts weniger als sympathische Name, diese unbekannte Signatur, die den gewissenhaften Wortforcher zu Vergleichen und zur Aufstellung von Gründen herausfordert, welche gegen jene allgemeinen Lehrtate der plichtschuldigen Galanterie verstoßen müssen, die selbst der Ungebildetste gegen die „andere Hälfte“ des Menschengeschlechtes

bei ne selbst einige Decennien über des „Lebens Sonne“ hinaus, zu beobachten hat? Ist diese wahrlich grausam klingende Nomenclatur thatsächlich nur das Product eines maliziösen Geschlitten, bei dem eben jene „andere“ Hälfte des Menschengeschlechtes, sobald ne die gewonne annelle Reife erlangte, Einiges auf dem

Kerbbolz hatte — oder liegt der Sache doch ein poetisches Motiv zu Grunde und nannte ein minniglicher Schöngeist diese Spinnfäden, welche auf abgestorbenen Grashalmen zu finden, nur deshalb „Alter-Weiber-Sommer“, weil auch das Weib im Spätsommer seines Lebens am liebsten an die Erinnerung an abgestorbene Freuden sich anklammert?

Ich für meinen Theil halte letztere Version für eine erbeuchelte Galanterie und glaube, daß gerade die brüskeste Definition die richtige und der „Alte-Weiber-Sommer“ das Symbol jener tristen Fremdlichkeit sei, welche die Natur mit ein paar kümmerlichen, erzwungenen Liebesblicken uns bietet, gewisse Frauen copirend, die mit einer posthumen Empfindung und einem verspäteten Jener einen Herzens-Anachronismus begehen und in des Lebens October jene Blüthen zur Reife bringen möchten, die eben nur in des „Lebens Mai“ zu einer saisongerechten Existenz berufen werden.

Damit soll jedoch die gut conservirte Liebenswürdigkeit mancher älteren Frauen nicht gehöhnt werden, denn es ist ein schreiender Unterschied zwischen „alten Frauen“ und „alten Weibern“. Letzere Titulatur umfaßt nämlich den Begriff des, sozusagen, Unweiblichsten am Weibe, wenn dieses die körperliche Reizlosigkeit, den Abgang des „äußeren Behagens“ (wie es Goethe so treffend nennt), durch die seelische Häßlichkeit noch greller hervortreten und die gemüthlose Classification Spiegelberg's zur vollsten Berechtigung kommen läßt. Wie anmuthig sind oft noch alte Frauen, trotz ihrer Silberhaare und des schmucklosen Natunkleides, das sie eben so zierlich zu tragen wissen, und wie — unklüßenswerth ist manches „alte Weib“, ungeachtet seiner pompösen Sammtrobe und der wallenden Marabuts.

Nicht der Standesunterschied, nicht äußerer Glanz oder Dürftigkeit sondert demnach die zwei Benennungen: „alte Frauen und alte Weiber“. Die Bezeichnung „alte Weiber“ hat vielmehr einen viel tieferen Sinn und erstreckt sich auf beide Geschlechter, und diesen Sinn brachte Kestron, der sinnige Physiolog, zum richtigsten, schärfsten und prägnantesten Ausdruck, indem er die Versicherung abgab, daß ihm „nichts so z'wider sei, als a Mann, der a alt's Weib is“!

Dieser drollige Kuch soll nun die gesammte Gattung (utriusque generis) treffen und sie als mit einer der fatalsten

menſchlichen Eigenſchaften, der Unverläßlichkeit beſaſſet, ſigmatiſiren.

Und ſo wäre ich am Ausgangspunkte meiner heutigen wehmüthigen Betrachtungen wieder angelangt. Unverläßlich, d. h. ohne beſtimmten Charakter, iſt dieſe nur mehr kurzlebige Periode, in der ein unnatürliches Wächeln der Sonne mit dem fröſtelnden Schauer der leiſenden Windsbraut ſtündlich wechſelt und die tiefblauen ſommerlichen Schönheitsreſte des Himmels mit jedem Augenblick von eiſgranen Wolfenſchleilern verhängt werden; eine unerquickliche Periode, die mit der ſtarren Charakterfeſtigkeit des ſchneeigen Winters, des eigentlichen Alters des Jahres, nichts gemein hat, und die den nicht ganz Blinden lehrt, vor den dräuenden Unwettern, die in der nächſten Minute über ſein armes Haupt losplagen können, auf der Hut zu ſein. Dieſe Periode nennt man nun „Alten Weiber Sommer“ und der gütige, vorſorgliche Schöpfer läßt um die beſagte Zeit wie Warnungszeichen die langen, weißen Näden herumſtattern, auf daß nun Jeglicher hubſch dabeiſein bleibe und keine dummen — touriſtiſchen Streiche mache.

Ach, dennoch wäre ich geneigt, noch eine kurze Viſiſon mit einer reizenden, intereſſanten — Alpengegend anzuknüpfen. Von allen Richtungen der Windroſe lehrt man nun mit Sach und Paß und mit Edelweiß geſchmückt wieder heim; alle Bahnzüge bringen die ſommerlichen Deſerteure zurück, Alles hat ſich gelabt und geſtärkt für die winterliche Ballcampagne und ich habe neuer noch immer kein Stud recht grüner Erde geſehen. Wie dem Schweizer das Heimweh nach ſeinen Bergen am Herzen nagt, ſo zehrt an mir das „Hinausweh“ und die Sehnuſt nach den Bergen macht mich an Leib und Seele trant. Wie gerne würde ich das Gelöbniß ablegen, Zeit meines Lebens weder einen Cotillon noch einen anderen Erden zu tragen, wenn ich nur jetzt noch vierzehn Tage Alpentluft athmen konnte.

Vielleicht wäre es doch noch ichon bei der Scholaſtika z. B., die ich ſeit zwanzig Jahren liebe, ohne daß ich es ihr je geſtanden, weil ich net — nur in den tiefblauen See vor ihrer Hütte ſtarre und nicht Zeit fand, mit ihr zu plaudern. Vielleicht wäre die hüutige Motel, die Tochter des noch künftgeren Müll auf der hohen Salve, gerade ſetzt bei guter Laune und ich ſäße dann, wie einſt,

neben ihr auf der Eisenbank und hörte sie die übermüthigsten Schnadahüpfel singen. Wie lechzt mein Inneres nach der hehren Einsamkeit der Hochthäler, wie lockt es mich mit Geisterstimmen, daß ich aus dem beengenden Häusermeere hinaussteile und meine Seele laben soll in dem reinen Aether des Rayons der Tiefenbrunner Wirthin, und wie würden die von dem schmerzhaften Studium der Bürstenabzüge oder der ölgetränkten localcorrespondenzlichen Communiqués gemarterten Augen an dem milden Grün der Föhrenwälder sich erfrischen!

Und ich bin nicht übermüthigen Sinnes; ich will nicht kosen mit üppigen „Schwoagerinnen“, schon der Prügel wegen, die in jenen ansichtsreichen Gegenden dabei in Aussicht stehen; mir würde es genügen, mit dem schweigfamen Rikler von Hopfgarten oder dem knorrigen, gleichfalls wortfargen Benedict Aloß von Zenz, dem sie für die Niesenarbeit der Erbannung einer Unterstandshütte am Hochjoch-Ferner nun zwanzig Gulden österreichischer Währung geschenkt haben, einen siebenstündigen Marsch über ein Mitteljoch zu machen, nur um von den wißigen städtischen Ganserien auszuruhen.

Und schließlich jehnt sich mein Gaumen auch nicht nach Forellen und Saiblingen; im Gegentheile, ein Stück schwarzes Brot, das durch die residenzlichen Bäckerummel-Debatten nicht verfäuert, würde mir eine Delicatesse dünken und frisches Quellwasser mir besser munden, als das durch Monsieur Pipen verschlechterte und mit „Abzug“ vermischte Pseudo-„Lager“ der neuesten Weltstadt. So aber vernurtheilt mich das Geschick, ein anderes schweres Brot zu essen, das Brot des Uebersetzers, der die communalen Diebstähle, Raubanfälle, Straßengeburten und Todesfälle zwischen Puffern aus dem Berichterstatter-Mauderwätsch in sein geliebtes Deutsch zu übertragen, zahllose syntaktische Weinbrüche einzurichten und halsbrecherische syntaktische Uebergänge tagtäglich anzuschaukeln hat.

Aber da kommen die falschen Freunde, die sich nun monden lang auf allen möglichen Almtriften, vaterländischen und freundnachbarlichen Heuböden herumgeschlagen, unter den düstigsten Lindenbäumen geschlafen und von der Original-Gebirgs-Sonne ihren mit Original-Mehlknoden gemästeten Bauch erwärmen ließen, und trösten mich mit dem Henterstroste, daß es nun ohnehin schon zu spät sei,

daß die Tage zu kurz, die Abende zu lang und die Nebel für „Hochlandsfahrten“ zu gefährlich wären. „Du weißt“, rufen sie im perfidesten Chore, „der „Alte-Weiber-Sommer“ ist da — und dann ist's nichts mehr mit Gebirgsreisen.“ — Mit ihren „kurzen Tagen!“ Als ob ein paar sonnige Stunden am Achensee nicht einen ganzen Monat Stadtlebens aufwiegen würden!

Aber sie haben Recht; der „Alte-Weiber-Sommer“ ist da, er flimmert mir vor den Augen, er schwärmt mir um die Ohren und ein, freilich vorzeitiges, sporadisches Gliederreißen erinnert mich, daß die „Saison“ wirklich vorüber und bald die trübe Jahreszeit anrücken werde.

Auch Andere tröstelt es bereits, und besonders die Wettermacher vom Fach ahnen einen strengen Winter. Sie deduciren dies aus einer leicht möglichen Allianz meteorischer Eventualitäten am nördlichen Himmel, sie finden manche Erscheinungen schon jetzt bedenklich und mahnen zur Vorsicht in allen Dingen.

Sowohl, in allen Dingen. Auch die politischen Sterndeuter flecten deshalb die Köpfe zusammen und wispeln sich die unheimlichen Gerüchte, Beobachtungen und Wahrnehmungen zu. Sie sprechen in bedeutungsvollen Gleichnissen und bedienen sich der dunkelsten Tagconstructions, sie citiren sogar Beispiele aus der Geschichte und blättern darin herum, bis sie auf die Karlsbader Reichsthe kommen. Dann senken sie so recht hörbar und wischen sich auch etliche Thränen aus dem Antlitz, die sie um das so frühe Ende unserer blutigen „Freiheit“ antecipando geweint.

Mag mitweinen, wer will, der Verlust wird zu ertragen sein, da die Ueberraschung eben keine tödtliche und man uns von allen Zeiten und mit vereinten Kräften langst darauf vorbereitete. Eder sind gewisse lauwarne Reden und Rundschreiben, gewisse lahle Entscheidungen oder officiose Lehrmeinungen etwas Anderes als der veritable „Alte Weiber Sommer“ des Liberalismus? Nun also . . . macht darum, was Euch beliebt; ich aber gehe doch noch am vierzehn Tage in die Verge, um von Euren mühseligen Alldwell nichts zu sehen und zu hören. Gott befohlen!

Veni sancte spiritus!

(Zum 1. October.)

Diese Woche gehörte der lieben „Jugend“, d. h. vorzugsweise den hausbackigen Bürschchen und den flammenbärtigen „Herren Studenten“, deren Kopf und Herz wenigstens seit acht Tagen mit Bücher Sorgen und den Mytherien der Einschreibgebühren, Bibliotheksgelder, Aufnahmeprüfungen u. s. w. u. s. w. angefüllt waren, und die in Folge einer grausamen Schulordnung gerade vor Beginn der Weinlese und inmitten der blühendsten Drachensaison zwar nicht auf die Bank der Angeklagten, so doch auf die nicht minder harte Bank der Schulweisheit berufen werden.

Initium sapientiae est timor . . . Das war mir immer ein Räthsel; warum soll die Furcht der Anfang der Weisheit sein, wenn gerade die unverschämtesten Subjecte in diesem Jammerthale am flügsten fahren, und warum will die Menschheit überhaupt weise werden, wenn doch unstreitig die allerdümmsten ihrer Genossen zeitlebens vom Glücke begünstigt bleiben?

Aber man drillt uns fort und fort nach dem altmodischen Muster und wir drillen wieder unsere Sprößlinge, nur recht „weise“ zu werden, und wir wissen nicht genug „lehrreiche“ Bücher aufzutreiben, die die süpendedeste Weisheit in brochürtem Zustande auf so und so vielen Druckbogen enthalten, welche Weisheit, in mäßige Dosen (Lectionen) vertheilt, löffelfeilenweise genossen, den Lernbegierigen nach dem anliegenden Schulprogramme in der gesetzlich bemessenen Zeit so vollkommen „reif“ macht, daß er augenblicklich z. B. Verwaltungsrath der Lemberg Czernowitzer Bahn, oder einer beliebigen, selbst der dunkelsten Bank werden könnte, wenn die bezüglichlichen Posten nicht von anderen „Reisen“ bereits besetzt wären.

Sei es wie es sei; aber die letzte Septemberwoche war mir stets ein tragikomisches Kaleidoskop, wenn ich sah, wie sich Alt und Jung für den ersten oder abermaligen Schulanfang rüstet und welche kostspieligen Apparate mitunter benützt werden, um das junge Reis zu einem fruchtbringenden Baume, den im wissenden Knirps zu einem soi-disant „nützlichen Staatsbürger“ heranzubilden. Welche herbe Opfer werden da oft gebracht und

welch' Schweiß fließt, um mich recht unbillig auszuwirken, an diesen, außerdem noch mit einem Agio belasteten Banknoten, welche die obligaten Befehle der Gelehrsamkeit, genannt Schulbucher, verschlingen.

Nun fällt mir nichts weniger ein, als gegen den in unserer wissenschaftlich gemäßigten Zone obnehin nur sporadisch auftretenden „Büchereinkauf“ zu predigen. Meine geehrten Landsleute treiben den Bücherjport bekanntlich nur in zahnloser Weise und die wenigen bibliothekarischen Dilettanten, welche die Metropole des Buchhandels birgt, gehören zu den culturhistorischen Curiositäten. Ja selbst die wohlhabendere Classe des Bürgerstandes findet es überhaupt meist „unbegreiflich“, für ein Buch — Geld auszugeben, und wenn z. B. der lebenslustige Hausherr K. und sein „Aeltester“ sich nicht lange besinnen, ihrem Leibknecht einen Viertel Eimer Bier zu zahlen, falls es diesem gelingt, sie in fünf- und sechzig Minuten von Schottenfeld zum „rothen Stadl“ zu führen, so werden sie sicher die Zumuthung, etwa „Goethe's Faust“, nach der neuen Classiker Verschönerung um zwanzig Kreuzer zu kaufen, für eine unnöthige „Geldverschwendung“ erklären. „Na ja“, heißt die locale Lebensregel, „wann man a Buch'l amal g'lesen hat, was thut ma damit? 's bleibt a 'haus-g'worien's Geld!“ Denn Wien in seiner Mehrheit kauft keine Bücher, und nur die „goldene Jugend“ versorgt sich zu Zeiten mit den instructiven Lehrbüchern: „Amor als Geheimsecretär“ oder der „Jungfrau schonstes Ziel“, oder „Wie ohne Pagat Ultimo“, oder „Gollmann's ärztlicher Rathgeber“ u. s. w.

Nun kommt aber mit dem ersten October die dictatorische Nothwendigkeit heran, für seinen lernpflichtigen Nachwuchs eine formliche Handbibliothek anzuschaffen und mithin gerade für die unheimlichste Sache ein Scheidengeld hinauszumwerfen. Ach, vielleicht in das Geld wirklich hinausgeworfen — *veni sancte spiritus!* . . .

Aber die Bücher müssen eben gekauft werden. Der Herrdt, der Franzl und der Arist kommen jeder mit einem anderen „geordneten Verzeichniß“, das ihnen von einem unbekannten Functionar eingehandigt wurde, nach Hause und beginnen unsonst das disharmonische Zerzett und verlangen abreichend statt des üblichen Butterbrotes oder der Zwettablenation nach verschiedenen Moenit's

und Büß's, Teirich's und Cicero's, Warhanek's und Sophokleßen, und schwören dabei, wie sie nur mit den allerneuesten Auflagen sich zufrieden geben können, da besonders unsere heimathlichen Gelehrten sich nach dem Wunsche ihrer Verleger alljährlich „verbessern“.

Diese wissensdurstigen Appellationen an das Portemonnaie des Familienoberhauptes werden nun nicht selten zu ärgeren Kammerfeenen, als die hungerigen Dialoge zwischen dem gefolterten Ugolino und seinen drängenden Knaben zu schildern versuchen. Ein angsterfüllter Mied fällt auf das Verzeichniß, das mehr Entsetzen in das Haus bringt, als ein Einquartierungszettel; man liest und liest wieder, man addirt und kommt auf eine horrende Summe; da packt man die drei Vernbegierigen sammt ihren Verzeichnissen zusammen und beginnt die Wanderung zu den Antiquars, namentlich zu Greif, wo in dieser Woche die große Schulbücherbörse abgehalten wird.

Dort steht du eingefeilt zwischen feilschenden Müttern und Vätern, die gleichfalls von ihren klassikerbedürftigen Stammhaltern umgeben und die eine langwierige Debatte über den Werth eines noch ganz gut erhaltenen, wie „nagelneuen“ Atlasses eröffnen, welchen der bartherzige Antiquar vielleicht aus dem lächerlichen Grunde nicht kaufen will, weil darin die neuen Grenzen, die, wie ein empörter Vater nicht unrichtig bemerkt, „sich ohnehin fast mit jedem Jahre verändern“, nicht angegeben sind. Dort bist Du nun vielleicht auch Willens, Deinen „Wappler“, den der Schani nicht mehr benöthigt, für einen Ivid, welchen der Pepi dringend bedarf, umzutauschen, allein Dein Wappler wird dankend abgelehnt, da der Herr Professor seine Religionslehre zu zwei Gulden abermals verbesserte, und sogar ein harmloses deutsches Lesebuch kann von dem kundigen Buchhändler vielleicht als unbrauchbar verworfen werden, falls es dem gelehrten Germanisten in der Ferienzeit etwa eingefallen wäre, für die „verbesserte und vermehrte Auflage“ eine dringende Vallade von Rosenthal oder ein versificirtes patriotisches Orpoje von J. G. Seidl anzuhängen. Um übrigens gerecht zu sein, muß man anerkennen, daß derlei Verbesserungen bei unseren unsterblichen vaterländischen Werken nicht immer auf dem letzten Trudbogen vorgenommen werden, sondern daß viele niederösterreichische

Gelehrte sich häufig begnügen, nur in der Vorrede einige stylistische Variationen und grammatikalische Meliorationen anzubringen, und daß es überhaupt dem würdigen Verleger meist nur darum zu thun ist, die in den Händen des Publicums und auf dem Lager der Antiquare befindlichen Schulbücher auf eine strenge wissenschaftliche Weise als unbrauchbar zu erklären.

Dieser kaufmännische Mißbrauch solcher hochgebildeter Männer hat, wenn er auch in uneigennützigster Methode durch fortgesetzte, verbesserte, d. h. neue Auflagen der respectiven Werke das Volk allmählich auf die höchste Stufe geistiger Vollkommenheit führen muß, doch ein sammler oft einiges Ungemach im Gefolge. Nicht Jedermanns Börse besitzt eben die Qualifikation, zu Gunsten von derlei wissenschaftlichen Buchhändler-Speculationen alljährlich den normierten Tribut zu erlegen, und da einerseits in manchem Haushalt nicht nur mit dem Ultimo, sondern überhaupt jahrüber Geld knapp ist, und andererseits, wie bereits gesagt, der Wiener für Nichts weniger gern Geld ausgibt, als für Bücher, so sind eben in dieser Bücher-Zwangseinkaufswoche aller Orten Sauf, Gader, Vermüthungen, Kummer, Sorgen und Thränen auf dem häuslichen Repertoire.

Nun, heute ist dieser effectvolle Bücherrummel im Großen und Ganzen wohl zu Ende und sind die Meisten mit ihren Wissenswerkzeugen und sonstigen Behelfen schon genügend armirt. Und da will es denn die Schulordnung, daß dieser wichtige und lehrreiche Abschnitt in Leben, wie es der Eintritt in die Schule, oder ein weiterer Schritt auf dem schon betretenen „*Gradu ad parnassum*“ ist, mit einem recht inbrünstigen Gebete zu dem Allmächtigen, und zwar unter specieller Anrufung des „heiligen Geistes“ inaugurirt, mit anderen Worten, daß jedes „Schuljahr“ in der Kirche mit dem sogenannten „heiligen Geist amte“ eröffnet werde.

Ich war und bin auch jetzt noch kein enthusiastischer Schwärmer für die kirchlichen Schulfunctionen, welche ein schönes Studium so kurz bemessenen Lehrzeit absorbiren und Kopf und Herz des Schülers mit oft absonderlichen Ceremonien beangstigen. Aber unter den zahllosen Mithengängen, welche ein absolvirter österreichischer Student sich spreche natürlich nur von den „echt katholischen“) im Laufe der Jahre zu machen hatte, war mir und

ist auch noch jetzt das „heilige Geistamt“ eine poetisch-sympathische, eine wahrhaft erhebende, sinnige Handlung, und wenn ich an diesem Tage im Schiffe einer Kirche stehe und die schmucke Schaar der blühenden Knaben und Jünglinge mit den freundlich hellen Augen einhererschreiten sehe, geführt von den schwarzbeackten Priestern der Pallas Athene, und der tiefeste Choral beginnt, dann singe wohl auch ich, Scholaren und Scholarchen in mein Gebet einschließend, aus vollem Herzen mit das Lied aller Lieder, das da heißt: *Veni sancte spiritus!*

Und so schlängeln sich denn auch heute nach allen Richtungen der communalen Windrose und wo nur ein Kirchturm in die Lüfte ragt, die verschiedenen Bezirks-Processionen der Lernbegierigen oder — Lernpflichtigen. Und da möchte ich denn auch, daß überall, wenn das ergreifende Lied zu Ende, ein Mann, der Kopf und Herz am rechten Fleck hat, auf die Kanzel stiege und eine Predigt hielte, die doch ein Labial für Kopf und Herz des jungen Auditoriums wäre; eine Predigt, die weniger die Schwefel- und Pech-Fatalitäten der Hölle und die Berruchtheiten des Freimaurerthums und der Judenpresse des Näheren explicirt, als vielmehr ein feierliches Mahnwort über die „Bedeutung des Tages“ sein sollte. Ja, ein Mahnwort, und zwar ein herzliches und inniges, auf daß es Jedem ein holder Leitstern für die kommenden Jahre werde und er noch in spätesten Tagen dankbar an diesen Tag ernster Freude zurückdenke und einst den Pfad nicht verdamme, den er vielleicht „*invita Minerva*“ betreten, und diese Weihmesse in seiner Erinnerung keine Trauermesse sei, für die statt des heutigen Textes weit eher jene finsternen Strophen: „*Dies irae, dies illa!*“ gepaßt hätten . . .

Ach, man wäre manchmal fast selbst versucht, wenigstens die Rolle eines Straßenpredigers zu übernehmen und an diverse mit dem Bücherbündel unter dem Arme in genialer Zerstreuung daherschleudernde präsumtive Weltbürger eine gefühlvolle Ansprache zu halten, z. B. „*Lernt Ihr denn auch fleißig, Ihr Jüngens und Jüngelchen? Würdigt Ihr die Opfer, die Eure Ernährer und Erzieher mit dem oft unlucrativen Plane bringen, Euch „Etwas lernen zu lassen?“ Gedenkt Ihr, Jeder von Euch, Eures sorgenerfüllten Vaters, der von früh Morgens bis spät Abends vielleicht bei Hammer und Amboss sich abmüht, oder mit ge*

krümmtem Rücken beim Schreibtisch langsam erblindet — oder Eurer Mutter, die etwa alltäglich beim Waschtroge steht, oder in einem Dachstübchen oder in einer Kellernwohnung bei einem dürftigen Lämpchen sich die Finger wundsticht, alle aber zu den Lasten und Plagen des Lebens sich noch neue aufbürden, nur um Euch einst eine andere und bessere Existenz zu bereiten, als in welcher sie selbst kummervoll dahinziehen? Aber Ihr denkt nicht daran, Ihr leichtsinnigen Schlingels Ihr, und die bitteren Opfer sind vielleicht umsonst gebracht und Ihr werdet einst sogar die prächtigsten Taugenichtse!“

Protestirt aber Einer oder der Andere der also Apostrophirten gegen eine derlei Strafpredigt und erwidert trozig und dreist, daß er seine Pflichten kenne und wohl wisse, was er zu thun habe, und reißt er sich gewaltig in die Höhe und spricht von seinen ernsthaftesten Zukunftsplänen, wie er ein Arzt, oder ein Rechtsgelehrter, oder ein General, oder ein Bureauchef, oder ein Priester werden wolle, dann — nun dann macht es wie Heine, als er segnend die Hand auf das Haupt des Kindes legte,

Betend, daß Gott es erhalte,
So rein, so schön, so hold —

und legt ebenfalls die Hand auf den Kopf des ehrgeizigen Burdenträgers in futuris und betet im Stillen: „Ein diagnostirender Arzt, ein proceßirender Rechtsgelehrter, ein seelentröstender Priester, ein Conduitelisten schreibender Bureauchef, ein Schlachten dirigirender und Pläne brütender General? — —

Veni sancte spiritus!





II.

Sitten und Ansitten.

Aschermittwoch.

Trotz der liberalen Concession des „Weitertanzens bis mitten in die Fasten hinein“ ist der eigentliche Rummel heute doch zu Ende. Ein paar officielle Nachzügler, wie z. B. der Fiafer-, dann der Wäschermädel-Ball, etliche verspätete sogenannte Elite-Bälle, hie und da die simple reizlose Tanzunterhaltung eines nimmerjatten Wirthes — das ist der ganze sündhafte Fasching-Nachtrag, der noch zu erwarten; die Hauptschlacht ist geschlagen, einzelne Scharmügel versprengter Tanzwüthigen mögen folgen, doch sind sie ohne Bedeutung, denn der große, sinüberückende, börseleerende, uns den Schlaf stehlende, das Oberste zu Unterst kehrende, tobende, springende, sichernde Maskentrubel ist vorüber.

Wir haben unsere Aufgabe wohl auch gelöst; wir haben getanzt und tolles Zeug getrieben, wir haben gekost und geschäkert und im Uebermuths sogar freiwillig Narren aus uns gemacht; wir haben mit unserer Gesundheit hazardirt und unsere Creditfähigkeit bis zur Reize ausgenüht; wir haben bezaubert und entzückt, aber auch vielleicht Herzen gebrochen, wir haben von dem Freudenbecher nicht nur genippt, wir haben in vollen Zügen daraus getrunken, wir taumelten, unserer nicht mehr mächtig und vom Wirbelwinde der allgemeinen Lustbarkeit und Leidenschaften erfasst, umher — endlich sanken wir erschöpft zusammen. Heute ist der „süße“ Rausch verflohen; der Magenjammer ist geblieben.

Der Magenjammer! Es gibt verschiedene Stadien dieses Zustandes und auch zweierlei Arten desselben. Der — sozusagen „leibliche“ Magenjammer ist bald zu heilen. In der Volksapothek ist hiefür der Gebrauch des „Haarauflegens“ ein beliebtes und meist auch untrügliches Mittel. Dieses „Haarauflegen“ variirt nun wieder in den Nuancen der dazu verwendeten „Säure“ und richtet sich nach dem habituellen Geschmacke, dem Bildungsgrade und den Geldmitteln des betreffenden Patienten.

Der Mann aus dem Volke z. B., den der liberale Geist des Jahrhunderts unter den Wahlcensur rangirte, greift in solch unbebaglicher Magenstimmung nach einem „Haring“, um ihn, ohne jegliche civilisatorische Zuthaten und wie er „gewachsen“, zu verschlingen. Das hilft, man kann um einen Eimer Bier darauf wetten.

Der Mann aus der dritten Wählerklasse wählt, weil er überhaupt „wählen“ darf, das wohl sehr populäre, aber bereits um einen Grad edlere „saure Bänisch“, oder Sardellen in Essig und Gel, und als Nachcur sechs bis acht Pfiff Marfessdorfer. Die zweite Wählerklasse versucht es mit ein paar exquisiten Sardinen, und die erste (und was sich dazu rechnet) mit Caviar, wallischem Salat und einem Viertelutzend Flaschen Vordeaur. Diese respectiven Medicinen durch zwei — drei Tage repetirt, und das Uebel ist gehoben.

Was Anderes ist es mit dem moralischen Magenjammer. Eine nur einigermaßen peinigende Rückschau auf gewisse fatale Intermezzo's, verblüffende Wahrnehmungen, beschämende Niederlagen oder nicht mehr zu reparirende „Fehlritte“ — und Du laborirst an dem Uebel vielleicht so lange, als Du auf diesem mangelhaften Planeten herumschleichst und kannst noch von Glück sagen, wenn die milde Zeit die Wunde nur etwas vernarben läßt und der moralische Magenjammer durch den „moralischen Haringsschmaus“ der Neue ein heilend Remedium findet.

Ztreut Nische auf Euer Haupt und thut Puße! sieht es geschrieben. Welche Puße legt Ihr Euch an? Zehn Monate nicht zu tanzen? Eder die Zindten zu bezahlen, die Ihr unnöthig gemacht, oder die Pfander auszulösen, die Ihr leichtsinnig verlegt? Eder nicht mehr zu lügen und zu betrogen eines schalen Vergnügens, einer vermeintlichen Glückseligkeit wegen? Ihr werft

vielleicht nun den Maskenplunder weit weg von Euch und kehrt zu Euren Pflichten zurück und schwört, daß Ihr nun — so wahr Euch Gott helfen möge! „solid und ordentlich“ werden wollt? Thut's, ich bitte Euch, denn seht, was für eine Verwüstung diese paar kurzen Wochen „Fasching“ in allen Verhältnissen und — auch in Eurem Innern angerichtet.

„Froh bin i“, sagt eine arme Witwe, welcher die Töchter bereits über den Kopf gewachsen, „daß die Kemajuri a End' hat. A Wochen noch, und es hätt' mi unter d' Erd' bracht. I war a amal jung, aber mit aner kurzen Hosen auf an Ball geh'n und von fremde Mannsbilder bis zum Thor begleiten lassen — mein Vater hätt' mi dachlag'n! No, Euer Vater muß si im Grab umkehren!“

„Du warst auf dem Maskenball!“ beginnt ein eheliches Zantduett. „Ja, ja, Du bist gesehen worden! Ein grauseidener Domino — dann beim Buffet ein Kosa . . . Du hast gelacht, Du warst ganz vergnügt, so heiter, wie man Dich noch nie gefunden . . . Das ist elend von Dir, das ist schlecht von Dir . . . ich bin unerhört betrogen, schändlich hintergangen von einem falschen, hinterlistigen Mann, der der Treue seines Weibes nicht würdig ist — o! — ich werde wissen, was ich zu thun habe, ich werde mich rächen, fürchterlich rächen . . . ich will nun auch zu leben anfangen . . . o meine arme Mutter!“

„Junger Mann!“ apostrophirt der Chef einen seit einiger Zeit sehr zerstreut manipulirenden Beamten seines Comptoirs, „ich habe Sie unter der Bedingung in mein Haus aufgenommen, daß Sie meinem Hause keine Schande machen. Sie scheinen jedoch von anderen Grundsätzen geleitet zu werden, als Ihr seliger Vater, der seinerzeit das Muster der Hamburger Jugend gewesen. Sie schleppen ganze Nächte durch, Sie bewegen sich in zweideutigen Kreisen, Sie geben in einer Woche mehr Geld aus, als Ihr seliger Vater in einem ganzen Monat. Sie machen Schulden . . . ich habe Ihrem seligen Vater versprochen, meine Hand nicht von Ihnen zu ziehen — es thut mir leid, mein Wort brechen zu müssen, allein — der Ruf meines Hauses zwingt mich zur Unnachsichtigkeit und ich eröffne Ihnen deshalb, daß ich Ihren Plaz mit einem würdigeren Mann zu besetzen fest entschlossen bin. Adieu!“ —

„Bepi! So weit is mit Dir kuma“, heist es in einem andern Dialoge, „daß d' als Debatär zum Zobel gehst? Schamst Di nit? I bin nur a armer Wandmachers'jell, aber a Madl, dö als „Ansmischerin“ um fünfzig Kreuzer auf an Maskenball geht, is ka Madl für mi und heut oder morg'n a ka Weib für mi. Aus is mit uns!“

„Falsche Schlange!“ lautet ein mit Meistift geschriebener zerknitterter Zettel. „Das Deine Schwüre! Ich weiß Alles. Der Oberlieutenant ist nicht Dein Cousin, er hat gar keine Cousine und Du bist nur eine falsche Betrügerin. — Wenn Du diese Zeiten erhältst, bin ich nicht mehr. Ich will in den Fluthen der Donau meinen Leiden ein Ende machen! oder mich in den Strudel der Welt stürzen, denn mich siehst Du nie wieder. Adolf.“

. . . Ach, wie viel Mummer und Herzeleid mögen die paar Wochen leichtfertiger Lust in ihrem Gefolge haben! Vielleicht fließen nun mehr Thränen, als Champagner gestossen, und reihen sich an die durchtanzten Nächte zehntach so viele schastlose Nächte. Der Fasching, meint einer meiner Freunde, wäre eine so süße Erfindung nicht, auch der Cancan ist ein lustig Zeug, aber was meist darauf folgt, verleidet Einem die ganze Geschichte. Was darauf folgt? Nun, nicht selten: Gerichtsverhandlungen, Wechselproteste, Blausaure, Rindberrfieber, verfallene Pfänder, Ehescheidungsproceße, Delogirungen, unireinwillige Urlaube u. s. w. u. s. w.

Nun, gar so arg, erwidere ich darauf, ist's wohl nicht, aber es konnte nicht schaden, wenn Ihr Euch doch an das Gebot halten würdet, das da heist: Strent Nische auf Euer Haupt und thut Niße, Amen!

Der Vorstadt-Umgang.

(Mai 1869.)

Und wenn ich mir auch den Spatz der allerjüngsten vorstadtschen Hausfrauen und Mutter zuziehen sollte, und wenn mich die christlichen Gilden und Genossenschaften (inclusive ihrer Vorsteher) in allen acht Bezirken in Acht und Bann erklären und schwören sollten, nie mehr eine Zettel von mir zu lesen, ich kann doch nicht anders, als lachen und wieder lachen und auf's Herzlichste lachen,

wenn ich der kläglichen Angst gedenke, die vor ein paar Tagen diverse Familienoberhäupter erfaßte, als es hieß, es sollte an dem „vielhundertjährigen Brauch“, an der „althergebrachten Form“ des „Umgangs“ gerüttelt werden. Das traf so recht in's Herz des fanatischen Urwienerthums und ich kann mir den Hölleninspektatfel vorstellen, den z. B. nur die Frau von Grammerstätter allein ihrem armen Lebensgefährten machte, als dieser das niedererschmetternde Communiqué daheim mittheilte, daß der „Frazzl“, der „Ferdl“, die „Mariedl“ und die „Zchanettl“ heuer beim Umgang nicht „mitgehen“ dürfen, und wie es ihm unmöglich gewesen sei, gegen diese terroristischen Beschlüsse Einsprache zu thun! —

Nun, es erhoben schon andere „Grammerstätters“ ihre warnende Stimme und sie prophezeiten nicht nur religiöse Klagen, sondern auch tugendhafte Revolutionen mit sittlich eingerüsteten Barrikaden u., während ein besonders weiser Thebaner die Sache von der Gemüthsseite und Gefühlshammelei anzupacken versuchte, indem er, wie sein eigen greinend Söhnchen, welchem man die versprochenen Zuckerbretzel verweigert, Klage darüber führte, daß man dem Bürger jede „Unterhaltung“ nehme, worauf er bitterlich weinte. Habababababa! In solchen Augenblicken erht weiß ich die Maßregel, die Wipplingerstraße zur Zeit der väterlichen Berathungen abzusperren, nämlich vor dem Wagengeräusel zu schützen, vollkommen zu würdigen, denn es wäre doch jammer schade, wenn auch nur ein Wort solcher oratorischer Productionen dem laufenden Jahrhundert entgehen würde.

Ja, die alten Vorstadt-Umgänge waren „halt“ überhaupt schön, und wenn sie in England auch schon längst die gewisse „Magna carta“ und in der Schweiz und in Belgien und in Amerika noch einige andere nicht üble Institutionen hatten, unseren Vorstadt-Umgang mit dem Bürgermilitär Aufputz hatten sie doch nicht, und ich bin überzeugt, daß die wärmsten Anhänger der Achtundvierziger-Erhebung, hätten sie abnen können, daß jemals der Bürger von der uniformirten Theilnahme am „Umgang“ ausgeschlossen werden könnte, gleich an jenem 13. März feierlichen Protest gegen jede „Neuerung“ oder Umgestaltung unserer socialen und staatlichen Verhältnisse erhoben hatten.

Der alte Wiener Vorstadt Umgang! Welch ein festlicher Tag! Ach gestehe, ich habe mich in meiner Kindheit selbst darauf

gefreut; denn meine selige Großmutter steckte mir immer ein paar Wohnbengel zu, weil ich von sechs Uhr Früh bis Mittag zu fungiren hatte, und obwohl ich alljährlich an einem solchen Nachmittage mit heftigem Kopfschmerz darniederlag und kalte Umschläge nehmen mußte, was liegt daran, ich habe die Proceßur doch ausgehalten und bin nun nach vierzig Jahren, nach dem humanen Recept des „Volksfreund“ so „abgehärtet“, daß ich sogar seine Artikel ohne nachtheilige Folgen lesen kann, und auch sämtliche Gemeinderaths- und Reichsraths-Protokolle.

Aber Spaß bei Seite — die Sache war nach den damaligen Begriffen und beschränkten politischen Ansprüchen und Bedürfnissen wirklich schön und auch festlich und feierlich genug, denn nicht nur der heilige Tag selbst, sondern schon die vorhergehende Nacht wurde so recht dazu benutzt, um das „Grundhonoratiorenthum“ im vollsten Glanze erscheinen zu lassen. Zu der Nacht brachte man nämlich den angesehenen Bürgern musikalische Ständchen, was in der Nachbarschaft des Gefeierten nicht wenig Aufsehen machte und nicht nur dessen eigenes Bewußtsein, sondern auch das seiner Angehörigen gewaltig hob und sogar seinen letzten Lehrlingen mit Stolz erfüllte.

Und dann der „Tag“ erst selbst! Auszeichnungen an allen Ecken und Enden! An dessen Haus ein Altar errichtet wurde, gehörte zu den am Meistbenedeten, wer aus den Kreisen der Bürger begnadet wurde, als „Himmelsträger“ verwendet zu werden, mußte ein enfant chéri Seiner Hochwürden des Herrn Pfarrers sein; dessen Kind man auserkies, das Madonnenbild zu tragen, oder als „Schäferin“, oder „Schäferknabe“ zu brilliren, wurde als Glücklicher betrachtet, ja selbst der, dessen Puh' nur die Classenfahne trug, umgab sich mit einer gewissen Glorie, denn die Familie wurde dadurch vom „Herrn Lehrer“ ausgezeichnet und dieser Grund Rimbuss blieb ein Jahr lang an ihr haften. Um desto größer war dann auch wohl das Grundgezißel, wenn im nächsten Jahre dieses oder jenes Familienglied von irgend einer Function bei der Frohnleichnam's Proceßion depossidirt erschien.

Und die guten Mutter! Welche Sorge machte ihnen die Umgang-woche! Wie lief man sich die Füße wund und sprach sich heuer, um ihr seine Sprosslinge dankbare Rollen im Umzuge zu erhaschen. Wie suchte man das kleine winzige „Pauzerl“, das

oft kaum „zwazeln“ konnte, mit allem möglichen Glitterstaat und Bandwerk aufzuputzen! Wie trachtete man die Kinder der Nachbarinnen oder Geschäftsrivalinnen zu verdunkeln, und wie weinten diese oft, als sie sich wirklich verdunkelt fühlten!

Die armen Kleinen! Was mußten sie doch Alles mit sich geschehen lassen, um die Eitelkeit der Eltern zu befriedigen! Manches Kind durfte sich z. B. Nachts vorher gar nicht zu Bette begeben, um — die Frisur nicht zu verderben; andere mußten um fünf Uhr, ja schon um vier Uhr Früh zum Bezirks-Friseur wallfahren, der manchmal wohl achtzig bis hundert Köpfe zu „brennen“ hatte, denn „ohne Locken“ konnte eine geschiedte Mutter ihr Kind natürlich nicht mitwirken lassen. Das hätte fast an Irreligiosität gestreift.

Dann die Procession! Die „Bürger“ und „Befugten“ stakten im vollen Wappenschmuck. Riesige Bärenmützen und ditto Czako's wackelten unsicher auf den bezüglichen Häuptern, aber man schritt stolz einher in blauen, grauen oder grünen Uniformen und hielt sich so stramm als möglich und marschirte nach den Klängen der auf eigene Kosten pompös adjustirten „Banda“ so gut es eben ging. Man blickte martialisch auf die vielen „Befannten“, die den Zug an sich vorüber passiren ließen, oder huldvoll lächelnd auf seine Angehörigen, die dann jubelnd riefen: „Mutter (oder Muada), da kommt der Vater (oder der Woda)!“ Die Kleinen im Zuge schwitzten so viel sie eben schweigen konnten oder klapperten bei unfreundlicher Witterung in ihrer decolletirten Toilette vor Frost. Als ich meinen Hausarzt einmal um diese Zeit zu einer kleinen Ausflugsreise einlud, refusierte er die Einladung mit den Worten: „Bester Freund! In der Frohnleichnamswochen kann ich von Wien nicht fort, da sind die kranken Kinder auf dem Repertoire!“

Nach beendigter Procession ging man — da fast keine Familie Zeit zum Kochen hatte — in die Wirthshausgärten zum Diner. Viele begaben sich auch in den Prater, zum „Gisvogel“, zum „Papagei“, „Glücksbafen“, „Einriedler“, zur „Ellavin“ — die „Decefer“ meist zum „böhmischen Wenzel“ oder auch zum „Grandauer“. Und da wurde denn hoch getafelt, bis der Abend hereinbrach.

„Ausjchreitende“ gibt es und gab es von jeher in allen Kreisen und Schichten und Classen der Bevölkerung. So war es

denn auch damals gerade nichts Seltenes, daß gewisse Familien in mehr als angeheitertem Zustande an einem solchen Tage den Prater verließen. Der uniformirte Staatsbürger entledigte sich in seiner schwülen Stimmung der beengenden Fesseln und Alles dessen, was ihm in seinem „Fortkommen“ hinderlich sein konnte. Die Gattin trug die schwere Värenmütze am Sturmband und den meerichaum'n'en Ulmer oder „Pragentopf“. Der Lehrlinge bewaffnete sich mit dem „Schicksprügel“ und schleppte das Gewehr, wenn es seine Schultern nicht mehr tragen konnten, am „Banganed“ nach. Die „Kinder des Hanes“ armirten sich mit dem restlichen Zugehör. Das Schäfermädchen trug das „Cravall“, der Schäferknabe hatte sich das „Rauischl“ umgehängt, der Majoratserbe umgürtete sich mit dem ganzen Stotze des „Zabets“ u. s. w.

Die bürgerliche „Soldatenpielerei“, wie nüchterne Naturen die uniformirte Reminiscenz an das „Kleiner Jahr“ nannten, fand betamntlich vor zwei Decennien überhaupt ihr — freilich gewalttames Ende. Alles Uebrige hat sich jedoch aus der glorreichen „Nachhendl Periode“ so ziemlich bis in die „Giskra-Aera“ erhalten, den Grundcelebritäten wurde ihr Nimbus und den Kleinen ihre feilliche Mitwirkung gewahrt, selbst der wunderliche Gebrauch, während des feierlichen Umzuges „feiche Tanz“ zu spielen, blieb aufrecht, nur daß man dem herrschenden Geschmack insofern Rechnung trägt, als gegenwärtig auch noch Tischenbach benutzt wird, denn gestern z. B. erklang in der von Weibrauch erfüllten Atmosphäre eines Bezirkes, in dem Art. Geistinger waltet, das lustige „Zabettlied“ und man sah sich unwillkürlich um, ob nicht etwa gar die Großherzogin plötzlich — —

Was nun die leidige „Rappenfrage“ betrifft, so bleibt sie vorläufig noch in der Schwebe. Auf der demokratischen Wiedergängen, mit Ausnahme der Lehrer und Iheresianisten, und großentheils auch im nemten Bezirke, die Kinder mit bedecktem Haupte, und Wien nicht heute hoffentlich auch Abends noch auf demselben Aede. In einem andern Bezirke war man jedoch „religioser“, e. quia dort Alles barhaupt, nur ein Knabe, der vielleicht im Auftrag kam, wieder dem bürgermeisterlichen Auftrage gehorchenden Vater hanochte, behielt während des Zuges die Mütze auf dem Kopfe. Nun, in diesem Falle war die Angelegenheit rasch erledigt, der Fritzer schlug ne ihm mit der geweihten Merze herab. — —

In der Firmwoche.

Zielen in den Monat Mai nicht zufällig die Wettrennen, welcher hochadeliger Sport doch einen großen Theil der sogenannten besseren Gesellschaft noch an Wien fesselt, die arme Stadt hätte in dem privilegierten Wonnemond bereits das Aussehen einer — (allerdings weitläufigen) Dorfgemeinde, da gleich nach dem Ostermontag, respective nach der feierlichen Eröffnung des Praters durch die obligate Corsofahrt, die staubbedachte Residenz wohl so ziemlich Alles flieht, was auf Ton Anspruch macht und ihr Glanz und Ansehen zu verleihen gewohnt ist. Aber, wie gesagt, die noblen Passionen, die erst am Freudenauer Turm zum vollen Ausdruck kommen, erhalten uns im Gefolge der Jockeys, Groom's, Trainer's und sonstigen englischen Vollbluts auch noch anderweitiges reines Blut genügend am Lager, und der Stadt bleibt ungeachtet der hervortretenden rothwangigen, hausbackigen Firmlings- und dickbäuchigen Göden-Staffage, sogar während der Pfingstwoche ihre metropolische Phynognomie bewahrt.

Denn in der Pfingstwoche gehören von Gott und Rechts wegen nicht nur das theure Würfelpflaster der Stadt, sondern auch die (schon von Zedlitz verlästerten) holperigen oder kothigen Vicinalstraßen ihrer nächsten Umgebung, und zwar von Dornbach über das Krapfenwaldl, an dem Rosenhügel vorbei, bis in die romantische jagenreiche Brühl, eigentlich doch nur den Firmlingen und ihren „Pathen“, d. h. letztere Ausflugsorte nur der distinguirten, Bachhühner verzehrenden ersten und zweiten Wählerklasse des Firmungspublicums an, während der demokratische Wurstelprater und das populäre Schönbrunn vom — nur Salami oder Weinberklippel hinabwürgenden dritten Wahlkörper mit seinen „Göden und Godeln“ in Besitz genommen wird.

Und somit habe ich gleich hier den Unterschied zwischen „Pathen“ und „Göden“ bezeichnet, der ebenfalls am schärfsten am Stefansplatz zum Ausdruck kommt, wenn nach beendigter kirchlicher Function sich die Massen wie zur Zeit der Völkerwanderung scheiden und ein Theil, ich möchte sie die urbaneren Gothen nennen, seine mit goldenen Anker und Cylindernubren ausgerüsteten Heerjanten mittelfst Jiafer und Equipagen in die

genannten Sommerfrischen entfendet, während der andere, mit zahllosen „Bänken“ Lebzelten beladene Theil gleich den urwüchsigsten Hunnen in ungestümen Schaaren durch die Bischofsgasse hinabsieht, um zur Peängstigung des k. k. Oberstjägermeisters amtes in den Prater einzudringen und dort — zwar nicht den Forstculturen und Tambirschen Schaden zu bringen, so doch sämmtlichen Ringelspielschimmelu die pappendeckelnen Weichen wundzureiten.

Und wie der Würstelprater das Stigma des „Gödenthums“ und der Rosenbügel zc. die Domäne des Patheenthums ist, so tritt, das Aeußere der Persönlichkeit gar nicht in Betracht gezogen, der Contrast zwischen Göd und Godel und — Pathe auch in allen übrigen Firmungs Gesticionen bedentsam zu Tage.

Das Gödenthum z. B. fährt in offenen, das Patheenthum in geschlossenen Wagen. Der Göd oder die Godel bepackt den Firmling vor aller Welt mit den Geschenken; der oder die Pathe errent den Schlingling dabei mit einer sinnigen Gabe. Der Göd oder die Godel machen es sich zur gewissenhaftesten Aufgabe, dem Firmungsopfer, unbekümmert um die allernächsten Consequenzen, den Wagen vollzustopfen; der oder die Pathe wird sogar darüber wachen, daß selbst die Aufregung, welche der heißersehnte Festtag in dem kindlichen Herzen erweckt, ohne Gefahr vorübergehe und deshalb auch die unvermeidliche Festtagung auf die humanste Diät beschränken. Die Godel möchte es übel vermerken, wenn ihr Firmling und sei das Wetter auch das unirendlichste, nicht mit bloßem Hals und Nacken — denn „das g'hört si“ — und im luftigsten Rahndchen bis zur Peendigung der oft in die Nacht wahrenenden Firmungs Parade anwohnen würde; die Pathe wird die Kleine vorzüglich in ein Tuch oder eine Mantille hüllen.

Der Göd führt seinen Firmling, „daß er si do a unterbalt“, vielleicht zu Anst, um die „Schellerltanz“ zu hören; der Pathe überrascht den Kleinen mit einer Fahrt nach Dornbach und stellt ihm die Schonbeiten des Parkes. Der Göd und die Godel weiten sich selbst in den prunkvollsten Sonntagsstaat und hunkern mit sämmtlichen Kostbarkeiten ihres „Glaserlastens“; der oder die Pathe schmunden sich mit dem herzsinnigen Vergnügen des entzundten Firmling- u. s. w. Und nach dieser autonomen Communication rangte ich denn auch den Einen oder die Eine,

mögen sie auch in eigenem Wagen vorfahren und selbst bei Dom-mayer mit dem Firmling debutiren, doch unter die Götzen und Godeln, und umgekehrt, mag Dieser oder Jene nur in einem kläglichen Comfortable oder gar bescheiden zu Fuß erscheinen, unter die Pathen, denn Pathenthum ist das innerlich veredelte Godel- und Götzenthum.

Welch buntes, fröhliches Aussehen erhält aber die Stadt in der Firmwoche durch das Zusammenwirken der vielköpfigen Firmungstruppe, mit ihren festlich decorirten Acteurs und über-eifrigen Comparjen, dann durch die zur verlockendsten Schau aus-gestellten Geschenke und die ebenfalls auf's Festlichste heraus-geputzten öffentlichen Locale, Productionsbuden &c. In den Straßen zunächst der Domkirche wogt ein Menschenschwarm, der Stefans-platz ist durch eine Wagenburg abgesperrt, schreiende Wand-verkäuferinnen, laut anpreisende Bilderhändlerinnen umstürmen die Passanten, die sich mühsam ihren momentanen Lebensweg er-erobern müssen. Und wohin sich Dein Auge wendet, nur freude-strahlende oder neugierige Gesichter, denen der Stempel der Ueberraschung, der Verblüffung unverkennbar aufgedrückt, Gestalten, die Dir noch nie begegnet und die aus fernen Ländern zu kommen scheinen.

Da ist vor Allem Anderen der ländliche Import, der uns auffällt, der „schlichte“ Weinbauer, der primitive Waldviertler, jeder mit einem halben Duzend ihm vom Dorfe anvertrauten Firmlingen, die feiste Landwirthin, die nicht minder begabte Land-främerin mit ihren weiblichen Schützlingen, die die Gugel über den Kopf, das weiße Schnupftuch an den Mund gepreßt, nicht gar so — unpfiffig in die Menge blinzeln. Aber Alle sind sie sprachlos vor Staunen, betäubt von dem ungewohnten Lärm, verwirrt von dem wirren Durcheinander von Menschen, Wagen und Pferden, in das sie gerathen, und außerdem wie eingeschüchtert von dem Glanz und den Herrlichkeiten und den riesigen Pracht-bauten, die sie fast zu erdrücken scheinen. Und haben diese biederen Landleute Verstandniß für die ungeahnten Wunder der imposanten Residenz? Gewiß!

Als ich vor einigen Jahren einen solchen Hinterwäldler, von dem ich wußte, daß er das erste Mal in Wien gewesen und drei Tage sich hier aufgehalten habe, also apostrophirte:

„Nu, Beter, sagt's amat, was hat Eng am Besten g'fall'n? Ihr wart's im Theater, wart's in Schönbrunn, im Prater, lauter Herrlichkeiten, von denen Ihr Euch habt's nie was träumen lassen!“ Da erwiderte er, einigermaßen verlegen sich hinter dem Ohre tragend, aber dennoch treuherzig: „Wann i aufrichti sein soll, 's Komödi'gs'piel hab' i nit recht verstanden, der Elephant in Schönbrunn hat ma schon a Wenigl besser g'fall'n — aber — was 's da unt'n im Prater, in aner Hütt'n ausg'stellt habt's; do sieh'n Centner schwarze Sau, dös is schon a Pracht! Unser Gmoanwirth hat a a schwar's Viech, lauter Mastviech, aber auf sieh'n Cent'n hat er's do no nit bracht, so was kann man do nur bei Eng in Wiarn seg'n — d'rum rent's mi a nit, daß i awa ganga bin!“

Der wachere Mann war wenigstens aufrichtig. Er anerkannte das Große, wo er es fand, der leidige Localpatriotismus war ihm fremd, er war gerecht und billig und hatte ein empfängliches Gemuth auch für fremde Lebenswürdigkeiten. Aber dieser unparteiische Sinn hat schon in jener patriarchalischen Familie, denn als ein paar Jahre später der älteste Sohn, der „Voisl“, zum Militär abgestellt und durch eine räthselhafte Zügung des Himmels und in Folge eines noch wunderbareren Geschmacks des Betreffenden zum Privatdiener ausersehen und von seinem Herrn sogar für eine große Urlaubsreise, die sich bis nach Rom erstreckte, mitgenommen wurde, da frug ich den Heimgekehrten mit veritablem Reid im Herzen: „Glücklicher! Warst in Rom! Hast die ewige Stadt gesehen! Wie war Dir dabei und was hast Du empfunden?“

Aber der untreuwillige Tourist auf classischem Boden that sehr unwirksam über mein naives Vorurtheil und brummte, arger als jener beruchtigte Berliner Nicotai: „Mi soll's in Ruah lassen mit dem Romischen! Was sieht ma denn? Häuser und Kirchen, do sieht ma bei uns z'Haus a, wann's a nit so hochmachtig san. Und der Heurige, den's dort auschenken Kalterni haßen's 'n, dös is erst 's wahre G'säuss, da muas da Beter unjern G'rebellen lösen, dös is a Tropfen und der Schmiedel a 'n Papst!“

Mit dieser flüchtigen Skizzirung wollte ich in ein paar Figuren mit den Zupus jener landlichen Gasse zeichnen, die Wien in der Hirnwoche alljährlich zu beherbergen hat. Aus diesem

Zeig sind so ziemlich Alle geknetet, und wenn Ihr Euch deshalb auf die residenzlichen Reize vielleicht etwas zu Gute thun und die Gebirgseinfalt damit wahrhaft überraschen, blenden und innerlich belohnen wollt, so seid Ihr groß im Irrthum. Das ländliche Herz fühlt gerade im städtischen Himmel sich einsam und verwaist und sehnt sich in ungeheuchtem Heimweh nach den idyllischen Gefilden Maißan's oder Stammersdorf's zurück und athmet erst wieder auf, wenn die melodischen Hammerschläge des Dorfschmiedes den wiehernenden alten Schimmel begrüßen, der ebenfalls froh ist, aus dem Reich des harten Pflasters, einer drakonischen Fahrordnung und der Kameradschaft übermüthiger Kenner gekommen zu sein.

In Hanse erst ist ihnen Allen zusammen wieder wohl, und wenn das heimatliche Geselchte und die engeren vaterländischen Knödel im weitesten Umfange in der gewohnten Schüssel dampfen, dann — aber auch dann erst schmilzt allmählich das starre Eis, das den rusticalen Pufen vor äußeren Eindrücken bewahrt, und ist die Kruste durch Vermittlung einiger „Schluck“ eigenen Boden-erzeugnisses aufgethaut, so ist es möglich, daß der Zwangsreisende sich sogar dieser oder jener großstädtischen Merkwürdigkeit erinnert und nicht nur überhaupt von seiner gefahrvollen Odyssee von Zeißelmauer bis zum Rehböckel am Labor etliche Vorkommnisse zu berichten weiß, sondern selbst einiger Späße schmunzelnd gedenkt, die der primo Buffo eines Marionettentheaters im Prater für das übliche Trinkgeld producirte — ferner, daß der berühmte Wellington, wie der Postknecht im Erte, einen rothen Frack getragen habe, daß vor der Mariabillerlinie ein Kalb mit drei Füßen ausgestellt war und was des „narrischen Zeug's“ noch mehr ist, mit dem wir Wiener so reich gesegnet sind. Mehr aber dürft Ihr von dem ungeübten Reporter nicht verlangen.

Nun, die aufregende Woche ist vorüber. Die Großen brauchen das Lied mit dem angsterfüllten Refrain:

Nehmt Euch in Acht, schaut Euch nicht um:
Der Götzen- und der Godelsang geht um!

ein Jahr lang nicht mehr zu singen und die Kleinen beschäftigen sich jetzt nur mehr mit der Kritik der Geschenke. Ob die Geber die Zufriedenheit der p. t. Nehmer erringen? Wer weiß! Die heutige Jugend ist in Folge der billigen Volksausgaben der

deutschen Classifier und der Vermoehlichkeit der Selbstbelehrung vielleicht bereits so klug, daß sie recht gut den Nettowertb einer Gabe zu tariren versteht und genau anzugeben vermag, wo der fictive Preis, d. i. die Haçon oder das Agio beginnt, und für wie viele Gulden ö. W. man sich eigentlich zu bedanken hätte. Um deshalb einer abfälligen Kritik auszuweichen, sind praktische Naturen von jeher dafür gewesen, nur Reelles und Positives zu geben oder zu nehmen, und man einigte sich zu beiden Theilen und kaufte einen hübschen Sommeranzug, eine Mantille oder eine compacte Uhr und man war zufrieden, denn das hatte doch Sinn.

Weniger einverstanden bin ich hingegen mit den „idealen“ Gaben, d. h. jenen, wozu eine starke Dofis Fantaſie gehört, um den vollen Betrag des „pretii affectionis“, den man dafür beansprucht, sich herauszulegen zu können. In dieser Beziehung sind die schärmerischen weiblichen Patben nur mit außerordentlicher Vorsicht aufzunehmen, welche das hoffnungsvolle Patbchen einzig und allein mit dem höchst eigenen Conterfei, nämlich einer — Photographie zu fünfzig Kreuzer zu beglücken geneigt sind. Diese gefährliche Sitte ist neuer besonders stark eingerissen und hat in Familien, die davon betroffen wurden, viel Thränen hervorgepreßt. So sah ich eine solche allerliebste blauäugige — Petrogene, der die Frau Pathe statt jeder anderen Gabe ihre photographische Verewigung, und zwar unter der würdevollsten Ansprache einhändigte und ausdrücklich betonte, daß sie erwarte, diese Gabe — das Portrat der Pathe, werde der Kleinen mehr Freude machen, als ein plummes Bracelet. Nun, der Geschmack ist eben verschieden, mir wäre das allerplumpste Bracelet von Nummer zwei lieber gewesen, denn die Photographie war zwar ein kleines Meisterstück von Geringer, allein die Weberin vergaß, daß sie selbst — kein Meisterstück der Schöpfung sei. Was thun in solchen Fällen? Eine bezirksgerichtliche Klage auf Schadenersatz für getauchte Hoffnungen? Vielleicht findet sich ein Verteidiger, der den Fall übernimmt, vielleicht aber haben wir heut' über's Jahr, um ehriame Familien vor dertel Schaden, die arget als Hagelschlag, zu bewahren, eine „Kirmingsgesellschaft-Vericherungsgesellschaft“, denn das thate doch wahrlich noth! Wer meldet sich als Grunder?

Dom „Kir'tag“.

(Juli 1870.)

Als in der vergangenen Woche die Nachricht durch die europäische Presse ging, daß heuer doch wieder, noch ehe die „Rafferei“ am Rhein in Aussicht stand, auf dem Lang-Enzersdorfer Kirchtag „g'rafft“ wurde, da mußte das Herz des Patrioten, dem es um die Erhaltung des National- resp. Localcharakters zu thun ist, höher schlagen, indem die Gefahr einer Verflachung, nivellirung oder Abschwächung unseres markanten Gepräges und unserer hervorragendsten Merkmale und Eigenthümlichkeiten dadurch noch so ziemlich in die Ferne gerückt erscheint.

Denn, wenn einst an einem christkatholischen Kirchtag nicht mehr gerauft wird, wenn keine Vierkrügel mehr nach den feindlichen Köpfen fliegen und keine ercerpirten Zesselfüße auf den gegnerischen Rücken herumtanzen, wenn nicht mehr im Gewoge der Schlacht, die natürlich nur bei ausgelöschten Lichtern begonnen wird, irgend ein athletischer Vortänzer dem betreffenden Bläser das Bombardon entreißt und mit diesem letzten Mittel, wie Simson auf die Philister, auf die Burgen des Nachbardorfes ohne Wahl losschlägt; wenn all diese historischen Kennzeichen einer echten „Kirmes“ einst aus der Mode sein sollten, dann — haben sich die Kirchweibtage selbst überlebt oder unser Volk ist durch die verschiedenen Aeren, Steuerzuschläge, Finquartierungen, Missionspredigten, Wahlprogramme, Kunstweine, ministerielle Mundschreiben und sonstige Civilisationsversuche ein anderes geworden. Daß Beides bis nun noch nicht geschehen, ließ die erwähnte Rafferei hoffen.

Es war daher fast selbstverständlich, daß auf die Kunde von den Vorfällen des ersten Kirchweibsonntages, zum Kirchtage, d. i. am nächsten Sonntag, die schaulustigen Wiener erst recht in Massen dorthin strömten, wo es nach menschlicher Berechnung und mit Hinblick auf die hundertjährigen geschichtlichen Belege wieder so lustig werden sollte, und daß der sonst so vereinsamte, gewiß nicht „romantische“ „Stoderauer Hügel“ nun gerade die Lieblingsstraße — freilich einer ipe

ciellen Gattung Vergnügungszüglers wurde. Aber wie enttäuscht kehrten die Armen des Nachts wieder heim! Wie — solid blieb es diesmal!

Ach, Lang-Enzersdorf, die Heimat der Spargelzüchter, in deren Adern das rebellische Blut der reichen Wisamberger Lustschichte kocht, zugleich die letzte Marschstation jenes betriebfamen Touristenstammes, der, aus Nachkommen der Jungfrauen Wlasta und Vibussa bestehend, gleich den Schwalben südwärts zieht, um gewisse Strecken mit Rechnungsräthen, vorstädtischen Hausherren, Tagelöhnern, Kanzleidienern und Polizeicorporalen zu versorgen, diese gemeinsame Etappe der heterogensten Massen, da auch die Hagenbrunner Marillenhändler und die Mörnerburger Erdpfelpflanzer Nachts hier Rast zu halten pflegen, eignet sich vorzugsweise zum Turnierplatz ehrgeiziger und streitsüchtiger Kämpen, und war auch im Laufe der Zeiten wiederholt die Wahlstätte, wo beide Parteien zwar nicht die Ehre, aber doch diverse Stod- und Schneidezähne verloren und wo nur die Ueberzahl der Vocher im Kopfe, die Majorität an eingeschlagenen Nasenbeinen es erkennbar machte, auf welcher Seite Sieg oder Niederlage zu suchen war.

Mit diesem geschichtlichen Kimbus und den nöthigen stimmlirenden Hilfsmitteln, als da sind: die eingelagerten Zedlerseer Brauen und der renommirte ortsübliche Haus und Kellertrunk, verleben, dann aufgeschachtelt von einem durch sechsundzwanzig Grade im Schatten unlöslich gemachten Durst, konnte es nicht fehlen, daß auch am etwas abgeblaßten Nachkirchtag doch die jahraber entstandenen Meinungsverschiedenheiten und amorosen Differenzen, die stillen Grenzsteinverletzungen und autonomen Weideverletzungen auf altgewohnte Weise zur „Austragung“, die aufgebannten Streitpunkte zur endlichen Erledigung kommen sollten, d. h. daß die Stammhalter der Hanier, die jüngeren Kapulets und Montecchis „raff'n“ wurden. Und doch verlief Alles in namenswerther Ruhe, und war der Sonntagsvorher, am Haupttentage mit Messern durchgeführte Handel nur ein rein individueller einer vereinzelten Gleichmadsrichtung, die keine Nachahmer fand.

Es wird allmählich still im Lande, wie es scheint. Der letzte, aber auch oberste Zufluchtsort der entbehrungsreichen Haus-

duellanten, der Kirchtage, sieht keinen Tropfen Blut mehr, und erfreute sich nicht hier und da ein schlaf- oder überhaupt trübfener Kellnerjunge eines ermunternden oder ernüchternden „Schopfbentlers“, man merkte oft kaum, daß man einem ländlichen Volksfeste beizuhöhe. Wohin wird das führen? Hämiſche Nachbarſtaaten werden uns noch entnerot nennen, denn, wenn nicht zeitweilig das rabulſtiſche Simmering, oder die Arainer des Hernalſer Gaſſerlbergs, oder ein paar Medicinä-Studenten den heimatiichen „Kaufruf“ zu retten ſich beſtrebten, wir wüßten vielleicht bald nicht mehr, daß wir eine muthige Jugend haben.

Auch andere gelehrte Männer verſicherten mir, daß es auf den vaterländiſchen Tanzböden nachgerade langweilig-moſeſt werde, und daß es ſogar ſchon Dörfer gebe, wo der mit einem complekten „Spielhahnstoß“ armirte Eindringling von den Jünglingen des alſo ſrech herausgeforderten Ortes nicht erſchlagen werde. Die Beſchäftigung der heuti-gen Dorfjugend beſchränke ſich, wie die übereinſtimmenden Berichte zeitgenöſſiſcher Geographen beſtätigen, an kirchlichen Feſttagen auf die Befriedigung der aller-einfachſten Bedürfniſſe: ſie conſumirt die traditionelle Quantität Flüssigkeit, tanzt den angeſtammten „Geſtrampſten“, ißt Knoblauch wurſt und Kettig und — geht dann „fenſterln“. Ihre Aufgabe iſt gelöſt, und müde verſchläſt ſie auf dem Heuboden den ſonſt verrauften Frühmorgen.

Dieſe auf die eigene Autopſie, wie auf die Mittheilungen der verläßlichſten Reiſenden im Dienſte der Wiſſenſchaft gemachten Wahrnehmungen bringen mich auf die Vermuthung, daß wir überhaupt keinen eigentlihen, nach unſeren überlieferten Begriffen ausgeſtatteten Kirchtage mehr haben, indem gegenwärtig ſogar auch noch die übliche Zierde der Bauernkirchweih auszubleiben pflegt, jene reiſenden zlichen Heroen, welche mit aufgeſtreckten Hemdärmeln, mit ſchiefgeſetzten Colindern und „Chrlinſerln“, ſtets als „Aufmischer“ ſungirten und durch ein ungenirtes Pas des deux, wobei eben nur die reichſte und dralliſte Dirn zu aſſiſtiren hatte, ſchon in der erſten Viertelſtunde den Grimm der geſamten jüngerer Ortsinwohner wachzurufen wußten. Heute ambitioniren die „lauteſten“ Wiener Gäſte nichts Anderes, als daß das Gaſſel hübſch braun gebraten, das Bier eiſfriſch und der Wein nicht gar zu ſtark geſchwefelt ſei; Zäntereien, einſt die

Wurze der Nacht, ist für sie eine unverstandene Hypothese; höchstens, daß ein paar blasirte Weißwaaren-Dandys es wagen, die Dorischönen durch das Monocle zu fixiren oder sie mit dem Palmgoldknopf der Reitgerte auf die feiste Schulter zu tupfen, aber — man wirft sie nicht einmal mehr hinaus, so blasirt sind auch schon die Bauernjünglinge.

Ja, wir haben keine rechten „Kirchtage“ mehr. Das Prototyp eines solchen, freilich im riesigsten Maßstabe angelegt, der Brigittenauer mit seinen tausend Tollheiten und drolligsten Lebenswürdigkeiten, seinen grotesken Tanzplätzen bei einem einfachen Werfel oder einer separirten Clarinette, seinen bedenklichen Akrobaten, Kunstreitern, Seiltänzern, Menagerien und dubiosen Weltwundern wurde „aufgelassen“, sein Rivale, der Maria-brunner, — ist eine brutale Suff-Ergie — und der ehemals so gefährlich animirte Lang-Enzersdorfer Kirchtag ist — zahm geworden.

Und wie zahm! Das Um und Auf an unumgänglich erforderlicher „Ausgelassenheit“ besteht darin, daß schon während des Tages zwei, in Mehrheit aus Mitgliedern der unterdrückten Rationalität recrutirte Musikkapellen den Ort durchziehen und vor den notabelsten der sechs Wirthshäuser Posto fassen, um „Studl Nr. 7“ oder „Putza“, oder gar die berühmte Arie aus *Trovatore*, die wie bald der Marlborough-Marsch auf jedem Aed der bewohnten Erde heimisch sein wird, aufzuspielen. Hierbei hat der Piston oder Flügelhornbläser oder der „Maschinendrumbeder“ die Mission, umzuwerfen, d. h. einige Gießkrüge anzubringen, welcher musikalischen Aufgabe sich übrigens auch die anderen Herren der Bande hinlanglich gewachsen fühlten.

An diesen Straßenconcerten nimmt nun vorzugsweise die männliche Dorijugend Theil — die weibliche verbirgt sich noch schamhaft, und der Dinge, die da kommen sollen, unter Herzklopfen gewarig, und in Sägeln wohl eingebüllt, hinter den Jernhörnvorhängen. — Knaben bis zum Alter von zehn Jahren lauten als barumige Rotenbacher gewinnen und versehen dieses schmerzhafte Geschick mit dem feierlichsten Aptomb, während die älteren Putzbe unheimlich handelnd in die Scene treten, als sie im Mittelpunkt des blaisenden Kreises, die Maß Vier in der einen und die andere Hand um den Hals des „Ram'raden“ geschlungen,

das Virginierstroh hinter dem Ohre, sich, wie der technische Aus-
druck lautet, „ansprudeln“ lassen. Am Kirchtag wird nämlich
der Bursch ein sogenannter „Zungg'sell“, ja er wird unter dem
Tarerlag von so und so viel „Maß'n“ förmlich als mannbar
erklärt und darf nach diesem legalsten aller „Einkäufe“ in die
Gesellschaft der „Moaner“ und naturgemäß sodann auch auf
den Tanzboden sich begeben. Der Traum seiner Kinderjahre ist
erfüllt, sein Ehrgeiz hat ein Ziel gefunden, er kann und darf,
wenn er will, sich von diesem wichtigen Momente an ungestraft
— einen Rausch trinken. — —

Der „Segen“ ist vorüber; die Dorfschönen, das heißt: die
ledigen Dirnen, welche nach altem Gebrauche auch hier noch
immer „Zungser“ titulirt werden, erscheinen am Festplatze, ihr
erklärter „Gispoan“ führt sie vorerst zu einem Lebzeiterstand, um
sie auch von dieser Gattung der Süßigkeiten des Lebens kosten
zu lassen, aber in den meisten Fällen ist die Dame in ihrem
Geschmacke bereits so abgehärtet, daß sie den angebotenen Meth
lächelnd refuzirt und später lieber das Bierkrügel zur Hälfte
leert. Dann geht's zum Tanze. Das Eintrittsgeld wird erlegt,
dem Musikanten außerdem das obligate „Hearl“ zugeworfen und
die Nummern des Programms werden nägelbeischnitten durchgehops't.

Das ist die complete Historie des Lang-Enzersdorfer (Nach-)
Kirchtages, der so anständig verlief, daß es, wie sich ein an-
wesender Urwiener ausdrückte, ein reiner „Standal“ war. Befagter
Urwiener, der seiner Zeit bei „Hoch- und Deutschmeister“ und
wie üblich „treu und redlich“ gedient, fand die friedliche Stimmung
des Ortes unerträglich und wanderte deshalb von dem trefflichen
„Rössel“ zu dem minder berühmten „Gmoan“-Wirthshause un-
ablässig „hinüber und herüber“, „a Hetz“ suchend und dieses
Verlangen mit den Worten präcisirend: „Rass'n möcht i!“ Aber
nicht nur dieses Ultimatum, sondern selbst die offene Kriegs-
erklärung, welche in dem Aufrufe gipfelte: „Mummt's her, wenn's
Eng Auer traut's!“ wurde ignorirt. So blieb denn dem Kampf-
lustigen nichts übrig, als die communalen Institutionen des Ortes
anzugreifen und eine directe Beleidigung der Verwaltung zu ver-
suchen: „Mit amal a unndlichs Ring'lg'schpiel is in den Rest!“
lautete der letzte Appell an das Ehrgefühl der Lang-Enzersdorfer
Patrioten, und als diese auch jetzt noch nicht Miene machten,

diese offenbare Verdächtigung ihrer Anstalten blutig zu rächen, da gab der bitter Enttäuschte seinen Plan auf, freischte, wie Gottsleben in dem bekannnten „Sittenbilde“ um „a Krügl Bier!“ kürzte es mit einem Zuge hinab, warf das Geld auf den Tisch und suchte fluchend sein „Zengl“ auf.

Ich selbst bestieg nachdenklich den Train und murmelte frei nach Meister Anton: „Trog alledem und alledem keine „Kafferei“ — ich verstehe die Welt nicht mehr!“

Allerseeleu.

(Zum 2. November 1868.)

Ich bitte nicht zu erschrecken. Es fällt mir nicht ein, ein laarmonantes, auf den Tag berechnetes Schablonen-Jenilleton zu schreiben, worin so recht auf die Thränenndrüsen der weichherzigsten Familienmutter speculirt und auf ein Unisono-Schluchzen meiner verehrten Leserinnen losgearbeitet wird. Ich wiederhole es, davon ist in meinen heutigen Betrachtungen nichts zu befürchten, obwohl es ein Leichtes wäre, nach der altberkömmlichen Methode einen Trauermarsch zu intoniren, alle Register der höheren Gefühls-marterei zu ziehen, mit einem Worte, „recht schön“ zu schreiben. Aber das „Schon schreiben“ in diesem Sinne, die handwerksmäßige Gemuthsduselei ist nicht meine Sache.

Nach dem Malender und dem überlieferten Gebrauche haben wir heute „unserer Lieben“ zu gedenken. Dieser Gebrauch ist uns Beiehl, und so kommen wir denn weil es Sitte, zu den Grabern unserer Angehörigen und Fremde, und legen die Kränze und sonstigen Blumen schmud auf den Erdenbügel, der oft unser Iheuerstes birgt. Ich bin nun weit davon entfernt, um an dieser ichonen, ehrwürdigen Sitte herumzumaleln, aber — der Apparat gefallt mir nicht ganz, der dazu verwendet wird, um die Erinnerung-leier pflichtschuldigst zu begeben und eben in dieser Beziehung habe ich meine, freilich höchst subjectiven Ansichten.

Wir hatten uns für die zwei Friedhofstage, d. h. für die „Zation der Todten“ schon eine Woche vorher. Bei dieser An-ustung haben wir nun nicht nur die möglichste Verschönerung des betreffenden Grabes im Auge auch unser werthes Selbst,

unser eigene, nicht minder geliebte Persönlichkeit hat da ihr spezifisches Festkleid anzuziehen, und wir ziehen jene „Trauerkleider“ an, wie sie das letzte Modejournal der „Antigone“ oder des Herrn Gunkel oder ein sonstiges Organ für die jeweilige Diätenklasse des „Leidtragenden“ dictirt. Denn wir glauben, damit den „Toten zu ehren“ wenn wir — haben wir uns auch das ganze Jahr um ihn nicht bekümmert — wenigstens doch an diesem Tage in tadelloser Trauertoilette an dem Orte der ewigen Ruhe erscheinen, und wir sind so gewissenhaft in diesem Punkte, daß sogar der unentbehrliche „Schmuck“: die Ohrgehänge, Bracelets, ja selbst die Vorgnons, zwar in der modernsten Façon, aber doch im vorgeschriebenen „Schwarz“ an uns zu bewundern seien.

Nun kümmert's mich blutwenig, wie ein hoher Adel und was sich dazu rechnet, seine üble „Allerjeelenträuer“ in Scene setzt. Wer's hat, kann's thun, und ist schon der fatale Uhus eingeführt, daß auf so und so vielen Quadratlastern „Grund“ Alles pêle mèle durcheinanderliegt, und hart neben einem Obersten Mundschent oder Erblandvorsteher auch ein gewöhnlicher Wirth oder ein gewöhnlicher Schneider, falls ihre Mittel es ihnen erlauben, gebettet werden kann, so finde ich es begreiflich, daß doch mindestens durch Entfaltung jedes nur zu ersinnenden Pompes auch an dieser Stelle der nicht wegzuleugnende „Unterschied der Stände“ klargemacht werden muß, und daß man nichts dagegen haben wird, wenn sogar die Schabracken und das Geschirre der Pferde an der schwarzlackirten Equipage die schmerzliche Stimmung manifestiren sollen, und der in die Trauer-Vivree gesteckte Bediente einen mit schwarzem Tuch überzogenen Schemel für die hochadeligen Knie an das vergoldete Gruftgitter postiren muß. Wie gesagt, mich kümmern diese exquisiten feinsüßlichen Trauer-Mundgebungen des „pur sang“ nicht im Mindesten und ich richte mein Augenmerk viel lieber auf die Gebräuche der großen Masse. Aber auch da habe ich meist nur leere Außerslichkeiten, nur ein Rivalisiren im Prunke, ein Ueberbieten des Nachbarns gefunden.

Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß ich den unzweifelhaften Schmerz, der so manche stille Familiengruppe, so manches verwaisete Herz vor jenem imposanten Grabsteine oder diesem einfachen Kreuze erfüllt, zu ehren weiß, aber die Absicht,

die so manche überladene *Mise-en-scène* der obligaten Tages-
trauer leitete, springt doch zu grell in die Augen und der Anblick
der mit Lärm arrangirten, bereits auf dem „ganzen Grund“
besprochenen und zischelnd colportirten Friedhofsvisite der „X.'schen“
wirkt vielleicht eher — erweiternd, als erhebend.

Ich glaube nämlich, daß es z. B. die Fleischhackerin So-
undso schon lange wurmte, daß die Bäckerin (ihre „Todfeindin“)
ihrem „Seligen“ zwei blaue Grablaternen spendirte, und daß
Erstere deshalb den „Abrigen“ so lange festsitzte, bis er einwilligte,
daß ihrem „Ersten“ drei blaue Grablaternen gesetzt werden.

Ich glaube ferner, daß diese zweistöckige Hausfrau sich
„unbändig gistete“, als sie sah, wie die einstöckige Nachbarin
ihrem „Herdl“ einen gipfernen Engel auf's Grab setzen ließ,
und weil ihr diese „Alles z'Neiß“ thut, so that sie ihr heuer
auch „was z'Neiß“, denn ihre „Cenzi“ „darf nit z'ruckbleib'n“
und deshalb nahm sie den Amor — der „der Cenzi eh' so
gleichschant, als ob sie's selber wär“, vom schwedischen Ofen
herab, und die Hausmeisterin trug den unbewußten „Engel“ in
Begleitung der „Gnädigen“ hinaus, stellte ihn auf das Grab,
umgeben von sechs „Lamperln“, und „am ganzen Grund“ war
nur eine Stimme, daß das Grab heuer „'s allerjchönste war in
der ganzen Reih“.

Weiters glaube ich, daß an diesem Ebelist nur deshalb
ein volles Duzend der löstbarsten Kränze hängt, weil die
„untrostliche Witwe“ dem „niederträchtigen Iratsch“ ein Ende
machen will, als wäre sie froh, daß der „alte Herr“, den sie
vor einem halben Jahre geheiratet, so plötzlich gestorben sei.

Weiters, daß dieser Grabstein endlich nur deshalb frisch
mit Lacharbe angestrichen und überhaupt ausgebeßert wurde, weil
sich „die Vem' schon 's Maul z'rissen haben“, daß die „Frau
Schwiegertochter, die doch 's ganze Geld geerbt hat, für's Grab
gar nichts mehr thut“. U. i. w.

Ich habe mir erlaubt, zu behaupten, daß der Gräberbesuch
am Allerseelentage nur Viele nur eine Modesache sei; ich gehe
weiter und erkläre, daß er nur ebenso Viele sogar nichts weiter
als „a Her“ ist. Ich will nicht reden von den theil-
nahm-losen Kamanten, von den indifferenten Schaulustigen, welche
durch die Grabereihen „hamren“, als wären sie auf dem Graben

oder Kohlmart, auch von jenen Neugierigen nicht, die nur zur Befriedigung ihrer persönlichen Klatschtendenzen als Bezirks-Reporter auf und ab rennen, um zu sehen und zu berichten, ob und wie dieses oder jenes Grab „aufgeputzt“ sei — auch nicht von dem Professionssbettel, dem speculativen Geplär und Geschrei der wirklichen und Pseudostrüppel und den mit dem „Branntweinflaschel“ adjustirten Lampenhüterinnen und bezahlten „Veterinnen“, dann dem Stoßen und Drängen der Diebe und Beutelschneider, dem Treiben der Demimondlerinnen und des sonstigen Gelichters, das sich an diesen Tagen auf den Friedhöfen zur Ausbeutung seiner Berufszwecke herumtreibt und die geweihte Stätte entweicht — aber das rüde Lärmen vor den Friedhöfen, das rohe Gelächter, der Spectafel der dort Hausirenden und Hantirenden beweist nur, daß die tiefste Bedeutung des Tages Hunderten, ja Tausenden völlig gleichgiltig, ja fremd ist, und daß sie diese Todtenfeier zu einem — Kirchtagsjur oder Jahrmarktsfeste benutzen.

Abgesehen von dem widerlichen Eindruck, den das brutale Geschrei der Ausrufer und Ausruferinnen, womit diese an den endlosen Reihen von Verkaufständen ihre Waare: die Todtenkränze, unter den profanirendsten Späßen feilbieten, auf jedes nicht ganz verwilderte Gemüth hervorbringen muß, ist es doch geradezu empörend, daß sich — wie bei einem lustigen Feldmanöver, auch noch jene gewisse Gattung von Verkäufern einfündet, welche für eine gewisse Gattung Menschen stets ein Bedürfniß sind und die mit den gellenden Ausrufen: „Kräutchen, Salzbrecken, brennhafte Kästen, Arme-Seelen-Würschtel, an Schnaps u. s. w.“ ein ohrenzerreißendes Charivari bilden. Vor ein paar Jahren waren an den Kirchhofmauern sogar die „Mariandelg'spiel“ posirt und fanden reißenden Zuspruch.

Nach dem Gräberbesuch wandert meist ein großer Theil der „Leidtragenden“ „zum Heurigen“ oder zur „Flaschen“, zum „Aug' Gottes“, in die „Hühnersteig'n“ oder wie die „Anfalls-punkte“ heißen, um, wie bei einem Leichenbegängniß, „'s Rad“ zu vertrinken. Ein anderer, der sogenannte „gebildete“ Theil der Bevölkerung, geht jedoch, damit die Aufgabe der Tagestrauer ganz gelöst werde, in's Theater, um den herkömmlichen „Müller und sein Kind“ zu genießen und an einem soi-disant „Nach-

schauer“ das eigentlich erst zu empfinden, was man als ordentlicher Gräberbesucher am „Allerseelestage“ zu empfinden hat.

Und wie bequem und auch erprobt diese dramaturgische Thränen-Stimulanz ist! Da fenne ich z. B. eine „trostlose“, aber noch immer reizende Witwe, die alle möglichen Marien von der unvergeßlichen Pecher angefangen, bis herab zu Fräulein K. überben, ein paar Tugend Reinholde am Menschhüften elendiglich zu Grunde gehen gesehen und eben so viele Konrad's vom hinreichend idealisirenden Löwe bis Herrn Leubert die Klöte blasen gehört, aber sie ist noch immer nicht „Müller und sein Kind“ satt und sitzt heute vielleicht, wenn sie sonst nirgends Platz findet, sogar im Rudolfsheimer Theater, um ihrem edlen Gefühle fröhnen zu können. Sie erklärte mir einst diese Inclination für den Schauer Ranpach in aufrichtigster Weise, indem sie sagte: „Sehen Sie, seit dem Tode meines Mannes habe ich das — Weinen verlernt. Am Allerseelestage soll man aber doch weinen, da gehe ich in meinen „Müller und sein Kind“ und weine mich wieder auf ein Jahr aus!“ — Die Aernste hat Recht. Nur ihre Thränen-Vertegenheit wüßte ich ihr auch kein anderes Mittel, und wenn Scholke, wie Menzel behauptet, seine „Stunden der Andacht“ nur zu dem Zwecke geschrieben, damit die Leute commod, d. h. gleich während des Lesens beten können, so anerkente ich auch die Berechtigung von „Müller und sein Kind“, denn da am Allerseelestage schon einmal geweint werden muß, so ist's doch immerhin angenehmer, auf einem Sperrfike seine „Schuldigkeit“ zu thun, d. h. zu weinen, als auf einem leuchten Grabhugel oder daheim in einem düstern Mämmerlein. Ranpach for ever!

Vom Christkindlmarkt.

Das ist die allererlogenste Phrase, wenn Einer, sich die Augen trodnend, mit sentimentaler Zeißenbegleitung ausruft: „Diese Woche gehört den Kindern!“ Nicht wahr ist's; die Christkindlwoche gehört allen Leuten, denn sie ist die Bescheerungswoche, und beschenkt oder doch mit kleinen „Aufmerksamkeiten“ und sonstigen Liebesgaben bedacht und ausgezeichnet will Jeder-

mann werden; es ist dies eine ebenso ohne Unterschied des Alters und Standes empfundene, wie auch confessionsslose Inclination des gesammten egoistischen Menschengeschlechtes, und der speciell christliche Cultus ist in passiver Erkenntniß der günstigen Situation längst schon von anderen Culten freudig acceptirt worden, d. h. insoferne er sich auf den löblichen Gebrauch der Empfangnahme von Geschenken (jeglicher Sorte) bezieht.

Und so feiert denn am Schlusse dieser Woche nicht nur die unzweifelhaft katholische Bevölkerung der allerchristlichsten Bezirke ihr sinnigstes Fest; es wittern auch die — gebogensten Nasen und Räschen eine kleine Ueberraschung und die putzigsten Aspiranten von einstigen Verwaltungsrathsstellen, die noch allerwinzigsten künftigen Bräute von Generaldirectoren sehen mit klopfenden Herzen einem reichdotirten — Weihnachtsbaum entgegen, der allerliebste Pelzfrägelchen und geschmackvolle Remontoirs als Vordividenden tragen soll.

Ich habe gegen diese antiorthodore Weihnachtstantieme nichts einzuwenden, schon deshalb nicht, weil die Zahl der fröhlichen Gesichter vermehrt wird und weil ich es auch vom beliebten volkswirtschaftlichen Standpunkt aus nur segnen kann, wenn die gewerblichen Anhänger der alleinseigmachenden Kirche wenigstens in dieser Woche gute Geschäfte machen, sei es auch durch — Ungläubige oder Reher. Es fragt sich nur im Allgemeinen: was, wie und warum gibt man?

Was man gibt oder vielmehr geben soll, darüber belehrt ein Blick auf die Anseratenseiten oder nach den Schaufenstern, oder ein Spaziergang durch das hölzerne Paradenlager, vulgo: am Christkindlmarkt.

Die athemlose Industrie kennt keine poetischen Muren und da die nüchterne Generation ebenfalls nur vom Utilitätsprincipe geleitet wird, so ist es natürlich, daß man diesem sogenannten einzig vernünftigen Triebe alle denkbaren Wege eröffnet und im echten Geschäfts Cosmopolitismus heute fast nur mehr solche merkantile Specialitäten als „passende“ Weihnachtsgeschenke offerirt, welche mit dem Gepräge der Brauchbarkeit geziert, thatsächlich auch „benützt“ werden können und nicht allein zur stillen, wonniglichen Freude contemplativer Naturen bestimmt sind. Damit will ich nun nicht behaupten, daß sich nicht auch noch

einzelne Schwärmer finden, welche für eine Creditpromesse oder ähnliche Werthfictionen, die nur der edelsten Anspruchslosigkeit genügen, Sympathie fühlen, sowie ferner, daß man nicht auch hier und da den „lieben Kleinen“ mit einer Trommel oder Trompete eine so recht sinnige Herzensfreude, und zwar ohne kalt berechnete Rücksicht auf die nachbarlichen Zeitgenossen, bereiten will, aber die Mehrzahl der Geschenkgeber schwankt doch nur mehr in der Wahl zwischen — Gummischuhen und einem gut verzinnnten Wachsfaß, warmen Barchenthosens und Modérateurlampen, Pudelmügen und Häutlingen, Tenschirmen und Stiefelziebern, Bierkrügen und Pelzschuhen, echten Prager Schinken und rothbefeimten Krinolinen, dem Privat-Wirtschafts- und Auskunfts-kalender und Reisenstellagen, Holzkörben und Abstaubern, Cigarrentaschen und Strumpfbändern, Cravaten und Aniewärmern, Bratpfannen und Tvergütern, Tranchirmessern und Portemonnaies, Nachkastchen und sonstigen häuslichen Necessaires, die auch über die Festwoche hinaus nützliche Dienste versehen sollen. Die Aera der obligaten Blumenstränke sammt Almanachen ist ebenso überwunden, wie die zart billige Methode der Widmung von Afrosichons und anderen Stammbuchverse.

Ja, diese leidige Brauchbarkeits-theorie erstreckt sich nicht nur auf die wechselseitigen Gefühle der Erwachsenen, d. h. auf die Gaben der Geliebten und Liebenden unter einander, welche Letztere bereits ebenfalls unter dem Nullpunkt des Sensitiven angelangt und schon stark in Christkindl Kostenträgern und — vice versa — Staubkammern zc. machen; auch der holdesten Kindheit muthet man die Würdigung, das Anempfinden solcher praktischer Tendenzen zu, und begeht in moderner Herzensbarbarei die Lieblosigkeit, das vertrauensvolle Gemüth, den arglosen Sinn der süßesten Jugend selbst in dem stimmungsreichsten Momente mit Schultaschen und Rechentafeln eher zu erschrecken und zu angstigen, als mit Badewerk und lebzelternen Kettern u. s. w. zu ergötzen.

Analog mit dieser nüchternen Tentweise, die nur in den allerersten Fällen eine sinnige Concession von Schlittschuhen oder Puppen (mit beweglichen Augen) gestattet und somit auch in den Mreinen der reinen, elienmäßigen Unschuld die Perspective auf Pracht und Wundergaben und auf liebliche Ländeleien und

artiges Spielzeug allmählich verdüsterte, geht auch die Art des Lebens, die gleichfalls den Mehlthau jeglicher Poesie abgestreift, und den Zauber der Freudenbereitung und Ueberraschung längst eingeblüßt hat.

Der Termin der pflichtschuldigen Bescheerung naht und man sendet ein Rudolfslos mit der Visitenkarte an die betreffende Adresse, oder der Diensthmann übergibt ein Stück „Gradl“ auf Bettüberzüge und meldet eine „schöne Empfehlung vom Gna' Herrn“, der inzwischen zum Lothringer gegangen; oder ein zerlumpter Lehrling schleppt „großmächtige schwarze Speiskastl“ herbei und stellt „Christkindl in Aucht“; oder ein Hausknecht bringt einen „Hut Zucker“ und fünf Pfund Kaffee und läßt hiezu im tiefsten Faß die Bemerkung fallen, daß er für „den Gang nit zahlt is“; oder eine „Probirmamsell“ erscheint mit dem Bündel und liefert die Sammtmantille ab, glaubt aber in neckischer Planderhaftigkeit es nicht unerwähnt lassen zu sollen, daß eine noch viel schönere Mantille von dunkelblauem Sammt vorrätzig gewesen wäre, daß aber der Herr Gemahl so unendlich „flug“ sei und so erschrecklich viel „handeln“ wollte u. s. w. Von jener traditionellen, gemüthsinnigen, lauschenden Ueberraschung bei flimmernden Kerzen, accompagnirt von dem Jubel geschrei des freudetrunkenen Nachwuchses ist kaum mehr eine Spur; die Beschenkung ist ein familiärer Tribut, also — wozu viele Umstände . . .

Und die Kleinen? Ach, die sind so entsetzlich verständig geworden, so unglaublich gecheidt, fast wie die Erwachsenen; sie kennen die ganzen¹ Mysterien der Christkindl-Bescheerung und da sie durch die wochenlang geführten elterlichen Dialoge und Berathungen über ihre otkonvirten Bedürfnisse bereits vollständig im Klaren, so ahnen sie ohne viel Kopferbrechen das Um und Auf der „Ueberraschung“, discutiren dieselbe bereits *anticipando* und man überhebt sich dem auch deshalb meist der Mühe, einen umständlichen Apparat zu gebrauchen und eine hübsche festliche Scene zu arrangiren. Freilich geschieht bei „vornehmen Leuten“ in dieser Richtung auch heute noch ein Uebriges, und die Dressur der Kleinen für das normale Gefühl der Tages-Glückseligkeit ist sogar ein Hauptpensum aller gebildeten Frauen, und auch die standesgemäße Höhe des Tannenbaumes und die

distinguirte Uebersahl von Lichtlein und Ketten von Rauschgold wird genau beachtet und schließlich gibt es auch der kostbarsten Rippe dabei in Hülle und Fülle — dennoch fürchte ich, daß eben in solch eraußten Regionen der nobelsten und verfeinertsten Empfindung der würzige Zauberduft der fromm-romantischen Nothe nur künstlicher Parfüm, und gerade in Folge der höheren „Aufklärung“ die kensche Familienidulle vielleicht nicht viel mehr, als — *Modesache* geworden. Kränke ich ein elegantes Mutterherz mit diesen plebejischen Vermuthungen?

Und wenn der Ausdruck verlegend, so nehmt dafür das Wort: *Gebrauch*, aber gesteht, daß nur zu häufig der innere und wahre Drang ihm fehlt, daß oft nur dem Appell des Kalenders Genüge geleistet wird, der in seinem bunten Repertoire die mannigfachsten Feste in Vorrath hält, und daß das niedliche Weihnachts-Intermezzo mitunter nur als sehr egoistische Augenweide dient, die eine erwünschte Abwechslung in der Monotonie einer blasirten Ehe bietet.

U, ich kenne und würdige und verehere das rührende und tief empfundene Gegenständ solcher Familien Höflichkeitsacte, und gerade der Anblick des armeligsten Tannenbäumchens mit kümmerlichem Anputz und Haglich dürriger Beleuchtung hat mich in seiner wehmüthigen Einfachheit stets nur mit Ehrfurcht erfüllt. Die paar flackernden Lichtlein, die gleich Johannismännchen die trübe Nacht des hauslichen Glendes erhellten, sie ließen auch das in Wonne erzitternde Auge der Mutter, die blizenden Zudungen lang entbehrter Freude in dem granddurchfurchten Antlitz des Vaters erkennen. Und wenn die Kleinen Händchen im ungestumten Verlangen nach den spärlichen Gaben griffen und das bleiche, abgezehnte Gesichtchen, von ungeahnten Gefühlen belebt, nicht in Aetherrothe, nein in Rost über die unbegriffenen Wunder, in Wonne über all den fremden Zauber strahlte und am den lachenden Mund des Heiligsten die Thränen der still Entzückten, wie segnender Himmelsthan auf eine verdorrte Wanne traukelten — da drang es wohl auch mit padender Gewalt mir an's eigene Herz, und meine Brust drohte zu zerpringen und ich warf mich dabem auf mein eintames Lager und barg meine brennende Stimme in den stillen und sing den Ewigen, ob solch getaukeltes Liebesopfer des Vettlers, das zur Feier der Geburt

des Sohnes der Menschheit dargebracht, nicht reiner und heller emporflamme, als der eitle Schimmer aus Myriaden qualmenden Wachskerzen, die der Reichtum und die Leppigkeit zur eigenen Verherrlichung angezündet! Und ich weinte ob der ehrwürdigen Armuth, die ich geschaut . . .

Aber ebenso kluger wie gerechter Weise vertröftet man uns ja ohnehin mit der Aussicht auf das einzig unfehlbare richterliche Erkenntniß, das uns einst Alle erwartet, jenes musterhafte, weil himmlische Ausgleichsverfahren, das am Tage des gehofften und gefürchteten strengen Gerichtes eingeleitet werden wird, und das sich nur so lange verzögert, als ein kurzes Menschenleben währt. Was wiegt dann der irdische Jammer gegen die endlose göttliche Vergeltung! —

Mit diesen frommen Gedanken, die mich während meiner Wanderung zwischen den Marktbuden so plötzlich überkommen, werde ich jedoch meiner eigenen Ueberzeugung theilweise untreu, die eben dahin geht, daß ich, wie ich Eingangs bemerkte, die Weihnachtsfeier nicht für einen exclusiv kindlichen — sondern für einen univervellen Festtag erkläre, an dem auch die „Großen“, und zwar in sehr eigenmüthiger Weise participiren.

Ja, der Christkindl-Tribut ist ein unumachsflicher und unabwendbarer und wenn ich zuvor angedeutet, daß man seinen Satzungen manchmal in etwas zu gleichgiltiger Façon und eben nicht in den delicatesten Formen und nicht mit den aimabelsten Manieren gehorcht und oft nur die schuldige Pflicht oder auch die leidige Gewohnheit in der eigenthümlichen Behandlung dieser zarten Angelegenheit zu sichtbar zwingenden Motoren werden, so ist doch nicht zu läugnen, daß hinwieder einzelne Geber weder Mühe noch Kosten scheuen, um ihre Großmuth wie Verehrung der respectiven Persönlichkeit auf's Lururiöseste zu manifestiren.

Es gehört nämlich auch in gewissen Kreisen zum bon ton, gerade mit dem „Christkindl“, d. h. dem Festgeschenk, so recht in die Augen springend zu brilliren und ergötzt es die betreffenden — Mäcene nicht wenig, ihre Schützlinge mit der Weihnachtsspende in den ersten Tagen öffentlich paradiren zu sehen. Ein halbwegs kundiges (weibliches) Auge, das mit der Genese der Garderobe notorischer Modedamen vertraut ist, weiß denn auch auf den ersten Blick, daß z. B. das Türkisen Collier in jener Loge ein

„Christkind!“ und mit dem Besizer dieses Eckperrstüches fast in vitalem Zusammenhange steht; daß der prächtige Zobel in jenem Nummerirten seinen Donator auf edlem Vollblut in nächster Nähe hat und daß dieser Marabuts das erste Mal in der Christnacht vor dem Spiegel erprobt wurde. Welche unfirchlichen Nebenumstände, welch antiascetische Impulse mögen — wenn auch nur sporadisch — mit der Geschichte solcher Christbeiseerung verbunden sein!

Die Scala der entzückten Ausrufe der also festlich Bedachten ist demnach auch eine endlose; in verschiedenen Tönen, je nach dem Werth der Gabe und weniger als Signalement des individuellen Bildungsgrades braust es aus dem reichen Register des weiblichen Herzens hervor, und es ist ganz natürlich, daß Laura, die mit einem Hermelinmantel beschenkte Angebetete des zwanzigjährigen X., mit den Worten: „O, wie glücklich macht mich diese Liebe!“ völlig „enchantirt“ in ihren Balzat sinkt, während kurz darauf Irma, ihre beste Freundin aus derselben Schule und in der gleichen socialen Stellung, „suchstenfelswild“ in's Zimmer stürmt und in die Klage ausbricht: „O bitt Di, was glaubst, daß ma mein Graf, der Knicker, zum Christkindl spendirt hat, — an Paperl!!“ — Klingt etwa schon dies einlache Geständniß einer in ihren speculativen Erwartungen getauchten und deshalb beleidigten Seele frivol und emisch? Nun, es gab Beispiele von noch empörenderem, ja geradezu fürchterlichem Emismus, wenn beispielsweise eine todere Sperl-Schöne mit dem laütertlichen Grusse den Eintretenden apostrophirte: „Gengan's, schenten's ma a Gluckseinsel zum Christkindl!“ — Kronelt Dich, geneigter Leser?

Weihnachten.

Es gibt doch Tage im Jahre, wo ich ein — Millionär sein möchte. Damit will ich nun, so lachertlich es auch vielleicht klingt, es gleich gestehen, daß ich mich gerade nicht hebne, es alle Tage zu sein, weil ich diesen Zustand für langweilig halte. Ich habe mich eben als schreiendster Contrast eines Millionärs mitunter doch zu gut amüßirt und ohne Million zu glücklich be-

finden, um mich so ganz ohne Bedenken in die Epidermis dieses oder jenes Coupons-Potentaten der Ringstraße zu wünschen, aber — wie gesagt, einzelne Tage gibt es, an denen ich, und wenn ich mir selbst auch nicht einmal ein Paar Sardinien oder anderen Luxus vergönnen würde, doch für mein Leben gerne mit einer gemästeten Briestafel armirt, aus der Hausthur treten möchte.
 3. B. am Christabende.

Ich weiß nicht, ob es mir allein so ist, oder ob nicht auch Andere, die ebenfalls Augen haben für das, was zu sehen ist, dasselbe Gefühl beschleicht, aber mir erscheint das Elend, die Armuth, die Noth immer am herzerreißendsten, am hilfsbedürftigsten und des Mitleids am würdigsten, wenn — das Christfest, unser herrlichstes und poetischestes und lieblichstes Fest naht und mit ihm die „Saison“ der gegenseitigen „Bescheerung“, wo jeglich Gemüth erfreut wird und nur die allerärmsten der irdischen „armen Teufel“ (beiderlei Geschlechtes) leer ausgehen.

Mein Gott! ich kenne das leider ja aus eigener Erfahrung. Keine traurigeren „heiligen Abende“, als die ich in meinen Bubenjahren selbst verlebte und die wir Kinder in schlecht erwärmter Stube, bei Kartoffeln — natürlich ohne Butter „feierten“. Es ist, glaube ich, keine Schande, zu gestehen, daß man von armen Eltern abstammt, die sich ihr Stück Brod wohl ehrlich, aber auch hauer verdienten und denen der einzige Himmelsseggen, dessen sie sich erfreuten: ein Zimmer voll Kinder, genug zu sinnen und schaffen machte. Wir Kleinen waren schon so „geschickt“, daß uns der Freudenspectakel in nächster Nähe nicht entging, wir sahen recht gut all die Vorbereitungen, die der Nachbar oder gar die „Hausfrau“ traf, um dem höchstenigen Nachwuchs die vorgeschriebene Freude zu machen. Wir sahen dann, als es finster ward, wie ringsum der ganze Apparat in Thätigkeit kam, wie das schöne Fest eigentlich scenirt wurde und wie man allenthalben die Geschenke für Alt und Jung und sogar für das Gesinde ausbarkirte. Denn man gestattete uns, weil wir so artig und sitzjam waren, zuzusehen, wie man Anderen Freuden bereitete.

Wenn dann die Stunde kam und wir pochenden Herzens des Augenblickes harreten, wo es losgehen sollte, da — schidte man uns heim; wir schlichen dann seufzend fort und begaben uns zur Mutter, die krank im Bette lag, aber wir schwiegen

von all den Herrlichkeiten, die wir geschaut, denn wir erzählten nur einmal davon und nie wieder — die arme Mutter weinte zu bitterlich. . .

Dann aßen wir unsere Kartoffel, aber verstohlen lugten wir, die Vorhänge lüftend, doch hinüber zu den erleuchteten Fenstern; wir sahen, wie die Kerzchen flimmerten und wie sich Gestalten um den prächtigen Baum drängten. . . dann sahen wir Geschwister uns heimlich an und zwinkerten wohl mit den Augen und ein ganz kleines, leises Zenscherchen — ein gar bescheidenes Wünschchen entstieg vielleicht unserer Brust, aber um Alles in der Welt verriethen wir nichts davon — wir aßen nur in schonender Verständnißinnigkeit an unseren Kartoffeln schweigend weiter.

Dann kuschelten wir in's Bett. Freilich umgankelten uns, bis der milde Schlaf sich auf unsere Augenlider senkte, und dann vielleicht sogar noch üppiger und verführerischer als die reizenden Bilder, die wir noch wachend träumten und uns wohl selbst so entzückend schon ansahen. Aber unglücklich, so recht unglücklich fühlten wir uns trotz aller momentanen Entbehrungen dennoch nicht. Auch unser „heiliger Abend“ kam, wenn auch um ein oder zwei Tage später; wir erhielten dann immer von irgend einer weichherzigen Familie den zwar von allen, selbst den kleinsten Geizhalsen und dem bescheidensten Pachtwerk-Kingelchen bereits entblößten Weihnachtsbaum, aber die farbigen Papierstreifen hingen noch daran und ein paar Feszen Hauchgold, da konnten wir noch eine Woche lang damit spielen und uns ergötzen. — Ach, der freudigste „heilige Abend“ meiner Kindheit war doch der, als ich von einer Tante die ersten warmen Handschuhe zum Geschenk erhielt und die Erlaubniß, sie auch an Wochentagen tragen zu dürfen. Heute noch fühle ich die wohlthige Empfindung, die mich damals besah, als ich in die mit einer Schmir verbundenen prachtigen -- Häutlinge mit beiden Händen zugleich hineinühr.

So wuchs ich heran und das Schicksal sorgte emsig dafür, daß es an meinen nächsten Weihnachtsabenden gleichfalls nicht gar zu toll herging. Dann kamen die Jahre, wo ich ein Königtum zu den Auktionen eines theuren WeSENS hatte hinlegen mögen, aber dem Himmel danken mußte, wenn ich im Stande war, Zierguthausen - „Italia“ oder ein ähnliches ästhetisches Pracht-

werf zu erschwingen und mir dafür den süßesten Dank aus schönen Augen und von schönen Lippen holen durste. Und als ich endlich nach traurigster Lebensfahrt das erste Weihnachtsbäumchen zwischen meinen eigenen Pfählen selbst aufstellte und die Kerzchen anzündete und — meinen Buben auf dem Arm, ihn all die flimmernde Herrlichkeit schauen ließ — da jauchzte wohl auch zum ersten Male mein Inneres laut auf, und wie ich so des Jammers und der Noth und der Mühsal vergangener Tage gedachte, da wurden meine Augen feucht — aber ich dankte auch Gott aus redlichem Herzen, daß er mich nun so glücklich gemacht . . .

Wenn ich deshalb an diesen Tagen ein abgehärmt' Gesicht begegne, in dessen Runnelfurchen es zu lesen, daß hier eine vom Unglück niedergebeugte oder von aller Welt verlassene Seele ist, die ihr Leid doppelt fühlt, weil eben alle Welt — scheinbar — vergnügt und glücklich, aber theilnahmslos vorüberstürmt, da — ist dann der Augenblick, wo ich so gerne in die Genossenschaft der Herren Millionäre mich möchte aufnehmen lassen, beim Himmel! nur um Gutes zu thun und so manche Augen zu trocknen!

Denn es ist so entsetzlich viel Jammer mitten unter uns! Und es gibt einen Jammer, der sich nicht auf die Straße hinaus, an eine günstige Ecke postirt und laut um Mitleid winselt — das wahre Unglück, das uns, wenn wir es auffuchen möchten, bei seinem Anblicke die Brust zusammenschnürt, bleibt daheim auf seiner Kammer und hungert und friert und fährt sich mir mit zitternden Händen über die bleiche Stirne, wenn es all das Elend überschaut, das zwischen den kalten vier Wänden so im barmherzig wüthet. Dann wirft sich der Aermste, wenn er den Seinen, während der Jubel des Nachbarn wie höhrend herüberläut, vielleicht zur Stunde nicht einmal eine Kruste trockenen Brotes geben kann, oder die Mutter, der die sahlen Jüge ihrer still in einem Winkel lauernden armen Wärmer einen verzweiselnden Aufschrei erpressen, auf die schlechten Pfähle und weint und läßt diese heißen Thränen die einzige Anklage gegen das Geschick, den stummen Schmerz der Kleinen den einzigen Aussprecher der Noth vor dem Auge des Ewigen sein.

Lügt mir darum nicht mit Eurem Wohlthätigkeitsfinne und prunkt nicht mit einer Umarmung edler Thaten. Es geschieht wohl Manches, aber wahrlich nicht all zu viel. Geht hinaus

in die entfernteren Bezirke und drückt an der erst besten Klinke, und wenn sich die Thüre öffnet, seht Ihr vielleicht mehr der Noth und des Mangels, als Euch lieb ist, um ausgiebige Hilfe bringen zu können. Erfindet mir kein Märchen von verschleierten, vornehmen Damen, die an die „verlassenen Hütten der Armuth“ geklopft und die Bescheerung des „Christkindels“ durch einen reich gallonirten Diener abgegeben hätten. Kein Mensch hat noch diese wohlthätige Dame gesehen, Niemand ist von diesem fabelhaften „Engel“ betheilt worden, der mir zu gewissen Zwecken erdichtet wurde. Geht selbst hinaus, und laßt es Euch an dem wohlfeilen Gedanken, daß irgend ein sogenannter „Incognito-Engel“ anstatt Eurer Gutes stiftet, nicht genügen; sucht selbst die „Hütten der Armuth“ auf und ist Euch der Weg zu beschwerlich oder das Wetter zu schlecht, Ihr findet dann auch in nächster Nähe des hilfsbedürftigsten Jammers in trauriger Menge und Ihr kommt wohlthun in Hülle und Fülle, ohne daß vielleicht — was immer Eure Sorge ist, etwa auch nur ein Unwürdiger an den Gaben Eurer Milde theilnimmt!

Widt doch um Euch, Ihr edlen Herren und Damen! Nochmals sei es gesagt, nicht was in Lumpen gehüllt, Euch vor die Füße tritt, ist gerade das jammervollste Elend. Das Elend, das ich meine, die Noth, die ich Euren weichen Herzen anempfohlen wissen mochte, schreit nicht laut um ein Almosen; in stiller Resignation halt sie mit der flehenden Bitte zurück, sie läßt nur ihren zu Boden gesenkten Blick, den scheuen Schritt, die bleichen Wangen, das reinliche, aber dürstige und sadenischeinige Kleid für sich sprechen. Das Weib, das Kind des Arbeiters, der vielleicht auch noch eine alte kranke Mutter zu ernähren und seinen särglichen Lohn unentlohlos in der Hand wiegt, ob er ihn auf Brot oder Arzneien verwenden soll; die arme Nähterin, die mit halbblinden Augen bei einem ortslichen Lampchen und dünner Waserhuppe sich die Finger wund sticht an dem Seidentleide für Eure kostspielige Freundin; der kleine Beamte, dessen winziger Gehalt erst in acht Tagen tallig ist, aber nicht für ihn, sondern für den ungeduldigen Kramet und Fleischer, und der mit schmerzlichen Zuckeln mag-sam die puncthaften Geschenke ausgestellt sieht, die für die „Glücklichen der Erde“ bestimmt sind, indeß er nicht einmal ein paar vergoldete Kasse nach Hause bringen kann, um

seinen jüngsten Sprößlingen nur einen Abend lang eine Freude zu machen; die elternlose Waise, die sich für schwere Arbeit nur trockenes Brod und einen Hundestall als Lager und weiter nichts, nicht einmal einen freundlichen Blick erkämpft; die arme, von aller Welt vergessene Witwe, die in ihrem Dachkämmerchen in vergilbten Briefen blättert und mit überquellenden Augen noch einmal die alten Schwüre liest, und wieder liest, die ihr einstens geschworen wurden, und die sich mit diesem geschriebenen Immergrün ihrer ersten und letzten Liebe — da sie sonst nichts mehr besitzt, auch einen „heiligen Abend“ in ihrer Brust zu bereiten weiß — diese freudenlosen, abgekümmerten Gestalten sind meine Schützlinge. Seht, die Alle drängen sich nicht an Euch heran, sie halten Euch nicht die offenen Hände entgegen und keine widerlichen Gebrechen, mit denen sie Euer Mitleid erkaufen wollen — aber ihr stiller Kummer und Schmerz soll lauter und dringlicher zu Euch sprechen, als das lärmende Lamento professioneller Bettler. Seht Euch in Eurer nächsten Nähe um, spornet Euer Gedächtniß an — vielleicht erinnert Ihr Euch an irgend ein hilfsbedürftiges Wesen, das Eurer Milde werth ist.

Freilich wird an den Weihnachtstagen obnehin „viel Geld ausgegeben“ und „viel verschenkt“. Da erinnere ich mich z. B. an einen besonders guten alten Herrn, der vor circa dreißig Jahren hier in Wien Unsummen von sich warf. Es galt, diesen siebenbürgischen Magnaten für eine durch Unglücksfälle und Krankheiten in einer entsetzlichen Lage befindliche Familie zu gewinnen; es war gerade zu Weihnachten, d. h. am „heiligen Tage“, und der Fürsprecher fand sich, da die Noth drängte, früh Morgens bei dem verschwenderischen Krösus ein. Er wurde nicht vorgelassen — Excellenz schlief noch, sie hatte einen tollen „heiligen Abend“ zugebracht, mit hohem Spiel u. s. w. Und als die Vertrauensperson der Excellenz gar die Bitte vernahm und hörte, um was es sich eigentlich handelte, da schüttelte der Menschenkenner sein Secretärs haupt und meinte: „Excellenz haben mir verboten, ihr mit Bettelern zu kommen.“ Nebstbei versicherte der Dolmetsch des gräflichen Herzens aus eigenem Wissen, „daß Excellenz gerade jetzt sehr viele Auslagen gehabt hätten -- denn (nur im Vertrauen gesagt) erst gestern hätten Excellenz zwei ‚armen Mädchen‘ (Schwestern) ein paar Pelze um eintaufendachtshundert Gulden und einen un

numerirten Hiafer für ein ganzes Jahr, der auch seine eintausendzweihundert Gulden koste, zum „Christkindl“ eingelegt. Excellenz thuen ohnehin viel und seien jetzt nicht in der Lage“. — Die zwei „armen Mädchen“ waren nämlich vom Ballet. —

Wiener Feiertage.

Selbstverständlich meine ich nur die Feiertage des Mittelstandes. Die Aristokratie und Geld-Aristokratie hat deren alle Tage, die Masse unter dem Wahleinsus hat ihrer Lebtag nicht einen einzigen — so bleibt eben nur der Mittelstand, das Bürgerthum, welches „Feiertage zu feiern“ hat und bei dem die rothangestrichenen Tage eine wirkliche Ausnahmstellung in der werkmäßigen Tagesordnung bilden.

Weiters habe ich zu bemerken, daß ich nur die Feiertage des Katholiken im Auge habe, und da ich mich in weißen Socken für einen eben so guten Christen halte, wie meine hochverehrten Mitbrüder in violetten Strümpfen, so mag mir der „Volktsfreund“ gestatten, daß ich als „Sachverständiger“ mein Separatprotokoll abgebe.

Wir haben nun den „heiligen Abend“, zwei Feiertage und den Sonntag — summa summarum: vier Festtage nacheinander in einem Strich verlegt. Die glaubwürdige Correspondenz „Kotteri“ bringt bereits den partiellen Todtenzettel über die in Folge der gewissenhaften „Gebrauche“ einer katholischen Hauswirthschaft gesallenen Thiere und wenn auch gerade keine hundert weißen Stiere, wie von den römischen Barbaren, den frommen Festen geopfert wurden, so sind doch die Hekatomben der geschlachteten gewohnten Kinder und Kalber, Lämmer und Schweine ein ansehnliches Festopfer, das den Mysterien der Tage und dem Moloch des christlichen Appetits gebracht wurde. Und da fehlen noch die statutenmäßige Ausweise über die Zeichenzahl der Hasen und Mapanne, der geichoppten Gänse und gemästeten „Podertln“, der Hühner und Gnten, und was eigentlich die Hauptsache: der erschlagenen Aiche. Denn wir „consumiren“ viel und Vielerlei an den gebotenen Aun und Festtagen und hat dieser locale Uns den ewig netgelunden, luhl denkenden protestantischen Norden leider

auch schon längst zu dem lieblosen kritischen Urtheile verleitet: der Wiener Katholik hat und kennt keine Feste, sondern nur „Festtage“.

Und die strenggläubige Vorsteherin einer geordneten Wiener Hauswirthschaft hat beim Herannahen hoher Feiertage thatsächlich eine sorgenvolle schwere Aufgabe. Es muß das vorgeschriebene Repertoire genau eingehalten werden, worüber schon die Nachbarschaft wacht, und es muß, soll das „Haus“ nicht in Mißcredit und die gesamte Familie nicht in den Ruf der Notherei oder gar — Bettelhaftigkeit kommen, Alles aufgeboten werden, um das für jeden einzelnen Feiertag prädestinirte „Bratel“ zur geschmorten oder gebackenen Vorlage bringen zu können. Eine echte Wiener Bürgerfamilie bleibt deshalb nicht nur den ehrwürdigen mündlichen Ueberlieferungen vergangener Jahrhunderte treu, sondern auch den Küchenchroniken und schriftlichen Aufzeichnungen hervorragender, bereits der Geschichte angehörenden Köchinnen, und da durch eine beinahe fatalistische Constellation der Ereignisse meist an Feiertagen die erforderlichen Fonds fehlen, um den frommen Gebräuchen ganz gerecht werden zu können, so hat der grübelnde Menscheng Geist die Tandler, das Versakamt und, um einem allgemeinen Bedürfnisse abzuhefen, in neuester Zeit auch die Pfandleihanstalt erfunden, welche Refugien die Mittel zu „beschaffen“ haben und jonach kein guter Christ mehr eine Ausrede hat, den Festtag nicht auch durch ein paar „Brathendel“ feiern zu können.

Es besteht nämlich wirklich ein „Bratelerpertoire“ für die Feiertage, welches z. B. zu Weihnachten Folgendes festsetzt: Am heiligen Abend den unausbleiblichen „Fisch“ in seinen zahllosen Variationen und Abarten, vom kostbarsten Schaiden bis zum plebejischen Weißfisch; am Christtag den Indian, vulgo „Pöckel“, recte „Schustervogel“; am Stefanitage den normalen Hasen und da heuer auch noch ein Sonntag knapp darauf folgte, an diesem vierten Feiertage je nach Umständen ein „Gansl“ oder den „jungen“ Hasen, d. h. die „Läufeln“ des „Seligen“ und dessen „Lungel“ und Leber. Minder Begüterte begnügten sich gestern mit dem „Nackelputz“ der vorhergegangenen Festtage und deren restlichem „G'schnattelwerk“, wer es aber thun konnte und dessen gesammte Kräfte noch ausreichten, hatte gewiß wenigstens sein „Schweinerne“ oder „Lämmernes“, wenn auch letzteres dermalen eigentlich mehr die Nuance „Schöpferne“ hat.

Mit diesen Paraderollen des Bratspießes und der Bratpflanne ist jedoch der Cultus der Festtage und seiner Magenprobe — an welcher übrigens auch andere Confectionen participiren, noch lange nicht erschöpft. Es gibt noch eine Masse Comparienrollen, als da sind: Gugelhupf, Milch-, Erdäpfel- oder Kleegebrot, Nisolen- oder wälischen Salat, Aepfelstrudel, Zwetschencompot, Rauschelsuppe, Emmenthalerkäs, Pinzertorte, Heringe, candirte und eingemachte Früchte, Sardellenbutter u. s. w. u. s. w. Dieses raffinierte Conglomerat der heterogensten Köchinneinfälle tritt mit dem fast grausamen Begehren an den Gaumen und Magen eines orthodoxen Christen heran, in ein paar Tagen verislungen und ohne Nachwehen verdaut zu werden.

Wer in einem „ordentlichen“ Wiener Bürgerhause oder einem sonstigen frommen Gehöfte die Weihnachtsfeiertage mitgemacht, denkt bei deren Wiederkehr sicher nur mit Wehen an die lebensgefährliche Möglichkeit, noch einmal zu diesem Kampfe mit seinem — jüdlischen Organismus aufgefordert zu werden. Denn es wird in „geütteten“ Familien als eine Beleidigung angesehen, ein Zwetschenmus zu reüssiren, wenn es auch unter dem ichtlagenden Hinweis: vor anderthalb Minuten mit einem tieblauen Gorgonzola den endlichen Schlusstein gelegt zu haben, geschieht, und die gutmüthige Hausfrau wird es Dir nie und nimmer verzeihen, von ihrem delicates Mucken nichts gekostet zu haben, und zwar unter dem nichtigen Vorwand, Du hättest schon ein Stüd Mal genommen. „Man kann schon, wenn man nur will“ — heißt es dann — „aber bei uns ist Ihnen halt Alles zu schlecht“ — und man rumpft verlegt das Näschen oder die Nase.

Freundlicher Mütterlicher! Du bist nämlich im Irrthum, wenn Du glaubst, Du hättest an solchen Tagen oder Abenden nur Deine gewöhnlichen Verdauungswerkzeuge zur Verfügung und Du könntest Deinem Innern nicht mehr aufburden, als Du es das ganze Jahr über thust und es Dein Inneres eben nur gewohnt ist. Du täuschst Dich, Du bist da zu ängstlich, zu pedantisch, denn „man kann schon, wenn man nur will“, heißt die Parole der Feiertage.

Du bist es z. B. nicht gewohnt, Abends Suppe zu essen. Am „heiligen Abend“ bist Du dagegen verpflichtet, und zwar

schon um sieben Uhr, während Du sonst vielleicht erst nach dem Ballet soupirst, ein paar Teller der dicksten „Bäuschelsuppe“ hinabzuschlingen. Du fühlst Dich nun gesättigt? Lächerlich; die Hausfrau nöthigt Dich, wenigstens noch einen Löffel Suppe zu nehmen, sonst werde sie „ernstlich böse“, und bei dieser Gelegenheit zeigt man Dir den Appetit der fünf- und sechsjährigen Bubben, welche von dieser deliciösen „Bäuschelsuppe“ gar nicht genug bekommen können. Dann werden die Teller gewechselt und der obligate „Fisch“ ist da, d. h. der „heilige Abend = Fisch“ in seinen verschiedenen Gestalten, Charakteren, Nationalitäten und — Sancen. „Ist gebackener Donaukarpfen gefällig?“ — „Bin so frei.“ — „Hier ist auch Heißabgesottener, mein Mann isst ihn gern; darf ich ein Stückchen anbieten?“ — „Danke.“ — „Oder ist Stockfisch gefällig? Mein Schwager isst ein Liebhaber davon.“ — „Danke verbindlichst.“ — „Schill kommt gleich, auch Schwarzfisch. Ah, hier ist er schon! Bitte, nur ein Stückchen, ja, ja, Sie müssen, sonst machen Sie mich böse!“

Dir schwindelt. Es gelingt Dir, unbemerkt einige rückwärtige Schnallen an Beinkleid und Weste zu öffnen, Du athmest etwas leichter auf, da — kommt der Schill in delicateser Sauce; willst Du die herrliche Hausfrau nicht tödtlich beleidigen, Du mußt davon nehmen, denn die Sauce ist nach einem Recepte, das die verstorbene Tante in ihrer Jugend von Paris mitgebracht. Die Schillsauce ist der Stolz des Hauses, bei Rothschild und dem Erzbischof ist sie nicht besser und man gibt Dir den Teller voll.

Auch dieses Attentat der Gastfreundschaft ging noch ohne directe Lebensgefahr an Dir vorüber; aber nun . . . wettest Du plötzlich mit dem Hausherrn, der eben die riesige Gräte eines Hecht durch die Zähne zieht, daß ein . . . heftiger Regen an die Fenster schlage. Diese Vermuthung wird allseitig belächelt, es soll der heiterste Abend sein und Du gehst an das Fenster, öffnest es, schöpft in langen Zügen die erfrischende Lust, trocknest Dir den Angstschweiß von der Stirne und nachdem Du selbst bestätigen mußt, daß es nicht regnet, fehrst Du leuzend zum Ceperationstische zurück.

Während dieser kurzen Pause bereitet man Dir eine zart sinnige Ueberraschung. Die Richte des Hauses wipelt dem Clavierlehrer in's Ohr, Du hättest erst zwei Stück Marzipan gehabt und

nun liegt ein prächtiges „Mittelstück“ auf Deinem Teller. Du protestirst auf's Heftigste gegen jede weitere Zummuthung in solchen Dingen, allein die ganze Gesellschaft bricht in den liebevollen Rache-Chor aus: „Nein, nein! Sie müssen, Sie müssen! Sie haben erst zwei kleine Stückchen gehabt!“ Und obwohl der jüngste Sprössling den lauten Einwurf erhebt: „Es ist nicht wahr, der Herr v. X. hat schon drei ‚Stückeln‘ gegessen“, welches nahe-weise Minoritäts-Gutachten dem Sprecher einen klatschenden Beweis zurieht, so nöthigt man Dich doch, während der Kleine nun heftig weint, das dritte (nach einer anderen Version vierte) Stück Karpfen zu zerlegen.

Endlich glaubst Du Deine Aufgabe gelöst und Deine Gfrobot vollendet zu haben. Du bringst das Gespräch auf eine neue Cigarrensorte und bietest dem Hausherrn eine Probe an. In diesen vor-eiligen Verhandlungen überrascht Euch die Dame des Hauses und ruft ein sanft grollendes: „Was, die Herren wollen jetzt schon rauchen? Diese garstigen Cigarren! Es kommt ja erst der Nachtisch!“

Und Todesblässe überzieht Dein Gesicht, denn nun kommen wirklich all die süßen und saueren Kleinodien eines perfecten „Desserts“, das am „heiligen Abende“ naturgemäß erweitert und ergauzt ist. Es kommen die „Kippes“ aus Mandelteig und die phantastischsten Compositionen aus Essig und Gel; es kommt Chocodacréme und Zellerie, Salami und Wiscnitroulade, überhaupt jene bunte Reserve, die ich oben angedeutet. Und von alldem mußt Du „nehmen“, man wird sonst, wie man's Dir bereits zum dreihundertfiebenundsiebzigsten Male gesagt, ernstlich böse, denn „es geht schon, wenn man nur will“!

Und nachdem Du – da nur ein Werd Dich davor gerettet hatte, wirklich von Allem „nehmen“ mußt und wirklich genommen und gegessen hast, ja selbst das (horribile dictu!) „Mlekenbrot“ hinabwürgest, das diesmal gar so schön gebaden war, und schließlich mit einem Glase Punich auf das „Wohl“ der geehrten Anwesenden traukst, gelingt es Dir endlich, in's Aite zu kommen und bei einem kleinen Schwarzen das, was Du in zwei – drei Stunden soeben Alles geleistet, zu über-denken. Aber das Aurdterliche kommt ja erst. Morgen bist Du bei H. zu einem Indian, übermorgen bei J. zu einem Kafen und überübermorgen zum „Kadelputz“ bei X. geladen!

Das ist so unser übliches Feiertags-Pensum. Wie wir diese Herkulesarbeit vollbringen, das ist unser engeres vaterländisches Geheimniß, ein spezifisches Magenrathsel, das ich selbst bisher vergeblich zu lösen bemüht war. Wie diese heroischen Thaten den betreffenden Familien, den erwachsenen Eßkünstlern und den kleinen Viesfräßchen gelingen? Auch das weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß einzelne Vertreter Nestulap's das Herannahen „hoher Festtage“ meist schmunzelnd begrüßen, daß ihnen aber, wenn die sonderbare „Feier“ beendet, manche gastronomische Fehltritte doch als Todsünden erscheinen und sie das culinariische mixtum compositum nur durch den luxuriösesten Consum eines anderen mixtums, des allseits bekannten „Inf. lax. Vien.“ oder mittelst des drastischen „tart. emet.“ zu paralyßiren bestrebt sind. Das heißt: bei Feiertags-Marodeurs des Frauen- und Kindergeschlechtes. Der starke Mann, sollte er sich nach dem überstandenen Kampfe tiefinnerlich doch invalide fühlen, führt seinen hündhaften Magen einem derberen Purgatorium zu, er kennt sich und sein Selbst, er weiß, was er bedarf, und die Pfade verfolgend, wo ein „Jaures Bäuschl“ credenzirt wird, hofft er auch diese Krüsts glücklich zu übersteheu. Und daß dieser letzte Versuch allseits gelinge, ist auch mein herzlichster Wunsch!

Die Gratulationshefte.

(Vor dem Jahreswechsel.)

Ein paar Tage noch und die gesammte civilisirte Welt besteht nur aus „hochgeneigten Gönnern“, „treuergebenen Dienern“, „aufrichtigsten Verehrern“ und — „Vusenfreunden“. Diese Fusion der edelsten Gefühle, welche in mündlicher und schriftlicher Form zu sorgfältigst stilisirtem Ausdruck gelangt und das ganze Menschengeschlecht (mit Ausnahme einiger unentwickelter Racen) zu einer Gesellschaft von Menschenfreunden macht, gewährt immer einen rührend schönen Anblick — schade, daß dieses herzliche Verbrüderungsfest kaum so lange dauert, als die einfachste „Johanni Octav“, und daß sich die zweibeinigen Stierden der Schöpfung meist schon um „Dreikönig“ herum gegenseitig wieder so gründlich

hassen und verkleunden und anfeinden, wie die Verwaltungsräthe zweier Concurrenzbahnen.

Ich weiß nicht, ob es sich der Mühe lohnen würde, daß sich auch gewiegtere Denker mit der Erforschung dieses psychologischen Räthsels beschäftigen sollten, oder ob die oberflächliche Annahme genügt, nach welcher die Gratulationsmode überhaupt nur von armen Teufeln erfunden, um im Wege eines ehrerbietigen Attentates auf glücklichere Portemonnaies sich ebenfalls eine Jahresdividende zu erobern, zu deren Bezug sie ansonst weder ihre gesellschaftliche, noch amtliche Stellung berechtigt (oder begünstigt). Unstreitig hat diese Version Einiges für sich, wenn auch die gegentheilige Ruthmaßung nicht ganz unbegründet, daß das „Angratuliren“ ursprünglich von solchen öffentlichen Charakteren und privaten Würdenträgern erfunden wurde, denen es endlich doch ein Bedürfniß geworden, wenigstens einmal im Jahre etwas von „Hochachtung und Verehrung“ mit eigenen Ehren zu hören, indem, wenn nicht solch geistlicher Gefinnungs-Ablieferungstermin eingeführt wäre, im Verlaufe der Zeit vielleicht eine gewisse Unklarheit der persönlichen Position hervorgerufen würde, was wieder mit der übernommenen Würde nicht gut vereinbar ist. Denn, dessen Stellung es erfordert, „geachtet“ zu werden, hat es doch nicht ungern, es in der That zu sein, und die schwarzbeifarbte Festatiquung erhält er denn auch — wenn nicht schon zur Feier des glorreichen Namensfestes, so doch nach pragmatischem Herkommen sicher zum Jahreswechsel. Wie sich nun dieses Geschäftes von den Tributpflichtigen, dieser Gefinnungs-Robot von den „Hörigen“ im Allgemeinen entledigt wird, war von jeher mein angelegentliches Studium, das mir viel heitere Stunden bereitere.

Es gibt geborene Gratulations Virtuosen, wie es Menschen gibt, die eine unüberwindliche Reigung für das Bombardon oder für Vapparben oder für die Drehur der weißen Manse mit auf die Welt bringen. Ein solch specifisches, mit dem Individuum gleichsam verwachsenes Talent entwickelt sich ohne äußere Einflüsse, ohne jegliche Verhülfe, ohne directen Unterricht; es dringt zu Tage ohne Veranlassung und der Meister ist fertig, bevor er Schüler geworden. Wer nicht die Gratulationsgabe in sich fühlt, wenn der innere, tozmaßen göttliche Dtag, dem (hoher gestellten) Mitmenschen bei nun halbwegs günstigen Anlässen den allerunter-

thänigsten Glückswunsch ehrfurchtsvoll darzubringen, nicht schon in's Herz gegossen, bleibt in diesem Genre sein Lebtag ein Stämper, der nicht einmal das ABC dieser wahrhaft freien Kunst, die Grundzüge dieser unerlernbaren Nachwissenschaft begreifen wird.

Die Naturgeschichte kennt zweierlei Gattungen Gratulanten: den *ex officio*-Gratulanten, der die Sache mit kalter, unempfundener Höflichkeit, in möglichster Kürze, und mit ungelassenen, steifen Verbeugungen zu Ende bringt, und den — freiwilligen oder Gratulationsfer, der seine Aufgabe mit Begeisterung erfüllt und in den tiefsten Mienen seine eigentliche Mission erblickt.

Dieser Gratulationswütherich hat zwar Jahrüber an eine Unzahl für ihn festlicher Tage zu denken, eine unabsehbare Gallerie von feierlichen Ereignissen in zahllosen Familien nimmt seine vermeintlich gern gesehene und schwer vermiste Persönlichkeit unausgesetzt in Anspruch, er hat diesen Geburts- und jenen Namenstag, hier eine glorreiche Wöchnerin und dort eine hochortige verdiente Anerkennung, hier den Jahrestag der Vermählung und anderwärts die Feier der Genesung zc. zc. zu beglückwünschen; er führt ein eigenes Gratulations-Kalendarium und ein Vorfällenheits-Register; er ist die beste Kundschaft der „geruchlosen“ Handschuhpugerinnen, die ihn weniger seiner invaliden Glacé's, als der vielen „Aufwartungen“ wegen, zu denen er „obligirt“, bewundern — trotzdem beginnt seine Hauptthätigkeit erst zum Jahreswechsel.

Die Generalprobe dieser Festvorstellung wird natürlich am Vortage abgehalten, für welchen die Honoratioren minderer Sorte in Vormerkung gekommen sind. Er fertigt diese eigentlich zweite Serie hochverehrter Gönner zuerst und etwas flüchtig ab, läßt selbst die Bemerkung wegen ungebührlicher Inanspruchnahme von hochhero kostbarer Zeit fallen und entfernt sich rasch und in nur oberflächlich-feierlicher Stimmung. Er sieht selbst ein, daß man solche Herren mitten in ihrer angestrengten Berufs-thätigkeit nicht lange stören, d. h. nicht belästigen darf, und erfüllt durch sein Erscheinen nur die Pflicht der schuldigen Ehrfurcht. Aber am Neujahrstage!

Am Neujahrstage fällt diese Rücksicht seinerseits weg, er kennt nur die firirte Zahl der auserfahrenen Opfer und beginnt Früh Morgens mit ernster Miene seinen Mundgang bei den

Proscribirten — ob schön, ob Regen — ob Enthebungskarte oder nicht.

Das erste „Herein“ auf sein erwartungsvolles Poehen, oder die erste Verbergung nach der ersten Anmeldung gibt ihn wieder sich selbst, er ist in jener heiß ersehnten Respectsituation, in welcher es ihm gegönnt ist, irgend einer wirklichen oder fingirten gesellschaftlichen Celebrität, einer Bureau- oder Finanzgröße, einem Würdenträger oder einem durch Bezirksnimbus ausgezeichneten Privatmanne — mit einem Worte: einem Höhergestellten die ungeheuchelten Gefühle seiner Verehrung in fließender und gutgeheuchelter Rede auszudrücken und die huldvolle Versicherung ferneren hochgeneigten Wohlwollens hochbeglückt entgegenzunehmen. Den frisch gebügelden Colinder mit einer gewissen Innigkeit an den klopfenden Busen drückend, die Augen einen Moment emporschlagend und dann schnell zu Boden senkend, ebenso das Haupt gebeugt und eine kaum merkbare Ellipse des rechten Fußes nach rückwärts, dagegen eine ähnliche Curve mit dem linken Ellbogen gelenke nach vorne beschreibend, ist sein Sinnen nunmehr darauf gerichtet, in retrograder Bewegung tadellos die Thüre zu erreichen, die letzte (stumme) ehrfurchtsvolle Verbergung rasch zu executiren und die Thüre unter sorgfamer Verbergung der persönlichen Reversseite geräuschlos zu schließen. Es ist, wie gesagt, unmöglich, derlei zu erlernen, wenn nicht die unumgänglich nöthige körperliche Elasticität, vorzüglich aber eine Biegsamkeit und Geschmeidigkeit des Rudrates das unschätzbare Geschenk des gütigen Schöpfers ist.

Am Vorzimmer angelangt, wird der versirte Gratulirer augenblicklich die in der Domestikensphäre angemessene, d. h. völlig aufrechte Haltung finden und es vielleicht sogar, sich den Ueberrod reichen lassend, für zweckmäßig erachten, unter tonalem Nuckeln anzudeuten, welch huldvoller Empfang ihm abermals zu Theil geworden, worauf er, die Antichambrirenden leichtthin grüßend und noch immer bedeutungsvoll lachelnd, sich entfernt, um — am der nächsten Stiege für denselben Curjus sich vorzubereiten.

Ja, nur demselben Curjus. Und der vielbeschäftigte Mann kommt, wie der Akrobat auf dem Schwingseil, erst bei den beständigen, wubelnden Schwingungen die vollste Sicherheit erlangt, gerade im athemlosen Verfolge seines Magenbündel- und Knix-

turnus zur rechten Glieder- und Zungenvolubilität, die, wenn die Mittagshunde naht und demnach die Etikettefrist zur Reize geht, ihren (freilich schweißtriefenden) Höhepunkt erreicht und ihn in das gefährlichste Stadium jener treugehorjamsten Verzückung (Servilismus-Wahnjinn) versetzt, wo selbst der ruhigste Zuschauer, wie bei dem betäubenden Kreiseltanz der Terwische — Kopfschmerz empfindet. Ihm, dem ausübenden Künstler, ist jedoch wohl.

Nun, so bürdet denn Eure schwarzen Bracks und das sonstige Zugehör und präparirt Euch auch innerlich für die nöthige Selbstverleugnung und Offenbarung der eigenen Nullität. Die Echtheit Eurer Gesinnung wetteifert ja doch nur mit dem Werthe der huldvollen Händedrucke, womit man Euch beglückt und beehrt, und wenn deshalb Eure Zerknirschungskomödie nur mit einer Gönnerkomödie regalist wird, so rümpft später nicht die ehrfurchtsvollen Nasen. — An Euch aber, die Ihr durch solche „Aufmerksamkeiten“ überhaupt ausgezeichnet werdet, stelle ich die Bitte, laßt an jenem Festtage dennoch Niemanden ganz unbeschenkt von dannen ziehen: den ehrlichen, armen Teufel nicht, wenn er seinen Spruch auch etwas holpericht declamirt — und die andere Species auch nicht, dieser aber schenkt wenigstens ein — mitleidiges Lächeln! —





III.

Wie und wo sich Wien unterhält.

(Eine kleine Auswahl.)

Sperl — Walthalla — Dianasaal u. s. w.

Son Zeit zu Zeit bringen gewisse lithographirte Localcorrespondenzen, welche besser mit der Nomenclatur der gesammten Wiener Demimonde als mit deutscher Syntax und Grammatik vertraut sind, ganz eigenthümliche Sensations-Notizen, die sowohl durch Inhalt als drastische Stylisirung auf das Gemüth des sensiblen Lesers mächtig einwirken. Derlei gepaunte Nachrichten erzählten in ölgetränkter, verdächtigcr Orthographie, daß: sich vorgestern nach Winternacht in der Nähe des Karl Kettensteges eine „Dame“ nach heftigem Wortwechsel von dem Arme ihres Begleiters losgerissen habe und mit einem hellen Aufschrei dem Ufer des Strumes zugeeilt sei, allwo sich ein neuer Kampf mit ihrem Verfolger oder Rettungsbesessenen entspann, worauf sich die im höchsten Grade Aufgeregte richtig in die schmutzigen Canalfluthen der „schönen blauen Donau“ gestürzt habe. Meist gelingt es jedoch, die Lebensüberdrüssige aus dem „murlenden“ Wellengrabe und von den drohenden Riemcn der heißhungerigen Karpfen zu befreien, ein schnell herbeigeholter Diener nimmt den durchnassen Ketter und die ebenso nasse Gerettete, in welcher Letzterer die mit unlaugbarer Personenkenntniß begabte Localcorrespondenz dicke oder dünne „Kettel“ oder „Kettel“, eine Stammgastin des „Sperl“, der „Walthalla“ oder des „Dianasaales“

erkannt haben will, in sich auf, das verführte Pärchen fährt nach Hause und — die Welt- und Tagesgeschichte geht ihren Gang ungestört weiter.

Nun weiß ich nur zu gut, daß man allseits die wichtigsten Gründe hat, die historischen und biographischen Mittheilungen aus solchen lithographirten Quellen nur mit größtmöglicher Vorsicht aufzunehmen, nichtsdestoweniger darf ich meinen theuren Lesern versichern, daß sich gerade derlei sociale Effectnotizen unter zehn Fällen neun Mal bestätigen. Sowohl, viele jener unregulirten, lebenslustigen Damen, die sich allabendlich auf den obgenannten drei Sammelplätzen einzufinden pflegen, enden nicht selten sehr lebensfroh freiwillig, wenn sie die irdische Laufbahn nicht im Spital oder in einer der ihnen behördlich octroyirten Villeggiaturen beschließen.

Diese tragische Perspective, welche unseren auf verschiedene Art blühenden Magdalenen mitten im „Wirbelwinde der Leiden-schaften“ entgegengrinst, ist übrigens bei meinen diesmaligen Schilderungen Nebensache. Ich will ja nur zeigen, wie und wo sich das heutige Wien unterhält; aber indem ich eine Episode aus den bunten Memoiren einer „Spert-, Walhalla- oder Dianasaal-Heldin“ skizzirte, habe ich eben angedeutet, welches Damencontingent die erwähnten drei Lustorte meistens füllt, und wo sich jenes männliche Publicum unterhält, das mit einem solchen weiblichen Publicum sich zu unterhalten gewohnt ist.

Warum ich aber als Cicerone mit dem bedenklichen „Spert“ beginne? Nun, weil Gefahr im Verzuge, weil meine beabsichtigte Schilderung bald eine Leichenrede würde, indem es, wie die Nachricht lautete, die vor ein paar Tagen, zwar zum hundertsten Male, aber diesmal in ernsthaftester Form durch alle Blätter lief, nunmehr doch beabsichtigt sei, daß der „Spert“ endlich demolirt werden und aus dem Schutte seiner bereits anrüchig gewordenen Mauern eine Realschule entstehen lassen soll. Aus dem „Spert“, der realsten und frivolsten Schule für angehende Cancanistinnen — eine Schule für Algebra Novizen und physikalisch-chemische Jünglinge! Welch wunderbare Wandlung, welch bizarr sittlich-communales Programm, das aber leider befürchten läßt, die muthwilligen Robolde des Dreiviertelactes, die auf diesem Territorium durch ein halbes Jahrhundert ihr Unwesen trieben

und Tausende erfahrene Köpfe verwirren, möchten vielleicht auch in Zukunft die respectiven unerfahrenen Köpfchen umschwirren und ihnen die obligate Lust an den unmelodischen mathematischen Vebriagen und Formeln gründlich vergallen. Wie dem auch sei, begrüßen wir das Project! — —

Der alte Sperl! Fast hundertsechzig Jahre der socialen Geschichte „Wiens und der Wiener“ repräsentirt das „alleweil fidele“ Haus. Im Jahre 1701 war es Eigenthum des Hofjägers Sperlbauer, weshalb es den (abgekürzten) Namen „Sperl“ bekam. Die Besitzer des schon damals populären Wirthsgeschäftes wechselten jedoch rasch, aber seinen Namen behielt es stets, und als nach einem Jahrhundert, am 29. September 1807, Johann Georg Scherzer das gänzlich umgestaltete Etablissement als „Tanzlocale“ eröffnete, da strömte halb Wien herbei, um seinen soliden „Deutschen“ daselbst zu tanzen. Eine glorreiche Zeit kam für den hübschen Saal. Wiens ehrbarste Familien gaben sich dort Decennien lang ihr Rendezvous und noch vor circa zwanzig bis dreißig Jahren wurden in den Sperlträumen nicht nur die schönsten Bälle und Feste, sondern auch die weltberühmten patriarchalischen Pachtbendl Bacchanalien abgehalten. — Was für Trümphe feierte nur Johann Strauß, der geniale Begründer der heutigen Walzerdynastie gleichen Namens, gerade beim Sperl, — welch adelige und bürgerliche Eleganz und anstandigste Pracht entfalteten sich Anno „Kettenbrücken-Walzer“, „Weiter auch in ernster Zeit“, „Das Leben ein Tanz“, und wie die jedem alteren Wiener unvergeßlichen reizenden Weisen heißen, in diesen heiteren Rammen!

Das ist nun eben durchgängig anders geworden. Der Sperl, einst das Vergnügungs-Edorado der besseren Stände, eilte in der letzten Zeit mit Riesenschritten seinem Verfall entgegen und kann sich heute nur mehr halten, indem er zum ungenirten Stelldichein und larmenden Zummelplatze der weiblichen und männlichen Halbwelt geworden. Und da geschah denn auch die zwar unabsehbliche, aber nichtsdestoweniger ungeheuerliche Anomalie, daß die leichtfertigte Trivoltat sozusagen unter communalem Schutze eben hier ihre tollen Gelage feiert, daß der Sperl die communale Pflanzstätte des Gaucan wurde, und daß die localen Phrumen und ihr Anhang gerade auf städti-

ichem Grundbesitze ihren unsauberen Handel treiben. Der Sperl wurde nämlich, wie männiglich bekannt, schon vor Jahren, als die Zeit seines historischen Glanzes längst vorüber, behufs Demolirung von der Commune angekauft und sollte bis zum Eintritte der „Katastrophe“ als Fruchtmagazin zc. vermietet werden. Da erhoben sich aber die städtischen Biedermeier und jammerten ob solcher unpatriotischen Tendenzen und weinten und meinten, daß auf solche brutale Weise wieder ein „Stück Altwien“ den herz- und fühllosen Neuerern zum Opfer falle, und was der restlichen Gemüthsphrasen aus der Ergemüths-Mera noch mehr sind. Nun, ihr Wille geschah, der Sperl-Cristenz wurde noch eine kurze Frist geschenkt, und der gute liebe Sperl, in dem einst so viel getanzt und so viel Champagner getrunken wurde, brauchte in seinen alten Tagen kein „Fruchtmagazin“ zc. zu werden — nein, er wurde ein „Früchtel“-Magazin und läßt die Commune in einem ihrer Säle sogar die „Fiaker-Milli“ ostensibele Hoi halten. . .

Wer besucht heute den „Sperl“? Der dermalige Pächter wird mir vielleicht im Stillen recht geben, wenn ich sage, daß mir sein Wein und seine Gesellschaft nicht am besten behagen. Letztere — mit wenig Ausnahmen eigentlich gar nicht. Man zahlt einen Gulden Entrée (mitunter noch mehr), um sich das Recht zu erkaufen, bei mittelmäßiger Musik die *Demi-monde* hier soupiren zu sehen. Das heißt: Eine gewisse Schichte der *Demi-monde*, weder die *soi-disant* elegante, in Logen und auf Balconsitzen, auf dem Freudenauer Turf oder in den Tratorien der Kirchen, in unnumerirten Hiakern oder auf Vollblut-Kennern brillirende — noch ihre entseztlichste Abart, jene die Praterauen und Linienwälle bevölkernden weiblichen Auswürflinge. Nein, beide Gattungen kommen aus natürlichen Gründen nicht: dem unterhaltenen Maitressenthum ist es hier zu ignobel, dem Aukraut der Prostitution viel zu kostspielig, vielleicht auch zu langweilig.

Zum „Sperl“ kommen jene, den Passanten der inneren Stadt jattjam bekannten, mit ordinärem Rouge und ditto *poudre de riz* unkünstlerisch bemalten Gesichter; es kommen jene so unendlich fatalen, weil überaus geistlosen, aber erorbitant „aufgedonnerten“ Straßengestalten, deren krankhaft heißere Gurgellaute den Vorübergehenden mit dem deprimirendsten Schauer

erfüllen; es kommen jene überreife Pflastertreterinnen des Grabens und Kohlmarkt mit ihren noch ungehulenen Jünglinginnen, welche Legiere vor Kurzem der Küche ent- und in die Arme der Lehrmeisterin gelaufen, von diesen zu den bekannten „Anzieherinnen“ geführt wurden und nachdem sie sich halbwegs mit der ungewohnten Schleppe und dem Häcker zurecht gefunden, beim Tanzmeister und beim „Spertl“ für den unschwierigen Dienst der Venus vulgivaga dressirt worden.

Mit diesen Damen und Töchtern, recte Dirnen und Dirnchen finden sich deren männliche Beschützer und Begleiter hier zusammen. Sie kommen Alle, die zur weitverzweigten Genossenschaft der „Strizzi“ und „Strawes“ gehören, arbeitsschene, faulenzende, verlorbene und verlornerte Existenzen mit unheimlich frech blinzelnden Augen; Burche und Männer, die aus ihrem Erwerbe kein Geheimniß machen, Kaufbolde, die jede Minute zu Krakehl geneigt, und die ihre Meinungsverschiedenheiten mit geschwungenem Zettel oder dem Bierglaße, nöthigenfalls mit dem Messer auszugleichen bereit sind. Gute man sich, mit diesen „Herren“ in, wenn auch nur kurzen Verkehr zu treten oder in Differenzen zu gerathen.

Das ist so das Stammpublikum des heutigen Spertl; das sind seine Acteurs, seine Insassen, das ist seine stabile Staffage. Als Gäste kommen jene sittlichen Monés, jene moralischen Püßlinge und blaßroten Wühlinge, deren Nerven selbst nicht durch Reichthum, sondern nur durch das, wie Heine sagt, gerade Gegen- theil von eau de cologne momentan auferüttelt werden können, oder Dirnen Racene, die sich all ihr Lebtag nur im Dunkelreife der Corruption behaglich gefühlt; es kommen ferner jene naiven jugendlichen Liebetölpel, die sich über den Inhalt ihrer Börsen nicht selten bei Gerichtsverhandlungen zu legitimiren gezwungen werden und das Lacheln und die Ghignons ihrer Tänzerinnen fürcht hüllen; es kommen die sogenannten „Zehemänner“, die es „ridel rein“ heißen, sich mit der Prostitution zu amalgamiren, und es kommen schließlich neugierige Fremde und Reisende, welche der zärtlichen Ebbut ihrer ehelichen Geisoninnen sich zu entziehen wunten und deren eigentlicher Reisezweck es ist, in Berlin und Paris, in London und Pest und schließlich auch in Wien den gewohnten „verblühten Steil“ zu spielen. Das sind so die (meist zu

rupfenden) Ehrengäste des Sperl. Denn zum Sperl kommt ja überhaupt nur, wer sucht und — wer gefunden werden will; uneigennützig, contemplative Zuseher, oder solche, deren leidiges Geschäft es ist, „Studien“ zu machen, sind dort nur selten anzutreffen. —

Dieselben personellen Normen gelten für die Ableger des Sperl, die sogenannten Nebenlocalitäten desselben, den (kleinen) „Dianasaal“ und die „Walhalla“. Der große Dianasaal, der im Sommer zur Schwimmschule umgestaltet wird, hat während der Winteraison unstreitig erquiste Abende aufzuweisen und honorable Corporationen feiern mitunter hier ihre feinsten Bälle. Allein der kleine (Noth-) Dianasaal scharft unter der gemeinsamen Sperldevise: „Ob schön, ob Regen“ dasselbe lockere Publicum um die Regisseur der Demimonde und die artistischen Leiter der Cancanorgien, wie die Musteranstalt der getanzten und gesprochenen Zote: der Sperl oder die Walhalla (des Lorententhums).

Es herrscht auch der innigste Verkehr zwischen den drei Etablissements. Ein fortwährendes Kommen und Gehen der bewußten Damen, die das Terrain und die Anwesenden recognosciren, um diese oder jene Geschäftscollegin sich erkundigen, mit den vorhandenen „Louis und Arthurs“ (id est „Schami's“) ein paar Worte wechseln und — falls sie die Situation für ihre Pläne nicht günstig erachten, mittelst eines der parat gehaltenen (schäbigen) Comfortable in ein anderes der bezeichneten Locale sich begeben. So kommen häufig allabendlich sämtliche dieser Herren und Damen in alle drei „Abstecker“, so wie es manche unruhige Geister im Theater zu thun pflegen, die mansgesetzt vom Parterre in die Gallerien laufen und nebstbei in einem halben Duzend Zogen ihre Visiten machen.

Was die eigentliche „Unterhaltung“ an solchen Abenden beim Sperl, im Dianasaale oder in der Walhalla betrifft, so ist sie eben überall stets dieselbe. Anzüglich ist die Stimmung flau, die „Damen“ sitzen ziemlich kleinlaut, da sie noch im Ungewissen, ob ihnen ein Goldregen in den Schooß fällt oder ob sie das Krügel Bier schuldig bleiben müssen. Sie beschäftigen sich demnach vorerst mit einem kleinen „Manich“ unter einander; sie erzählen sich ihre Leiden und Freuden, sie theilen sich ihre Gr-

lebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden mit, wie die Eine sich einen alten Baron „aufgegabelt“ und Jene einen Husaren-Lieutenant „aufgezwickelt“. Sie berichten ferner *vice versa* über jene schauerhaften Diskussionen, die sie zwischen ihren vier Manern mit der unerfättlichen Quartiergeberin, der „Gstett'n“, geführt, wie die Hausmeisterin, das alte „Ziefer“, ebenfalls in ihren Forderungen täglich unverschämter werde, daß die „Jüdin“ auf's grüne Seidenkleid, das noch ganz nagelneu war, nur acht Gulden hat „legen“ wollen, und „daß's die K. heut' Nacht in der Naglergass'n dagelengt haben“.

Mit diesem anregenden Ideenanstausche wird es zehn Uhr. Die Gäste erscheinen. Man lächelt ihnen zu, und erwidern sie unvorsichtigerweise das Lächeln, so werden sie um — ein „Glückssechierl“ oder je nach der Qualität ihres Menschen auch um ein „Glücksseinerl“ angebettelt. Dann geht's zum Tanze. Ein Walzer beginnt. Dieser Walzer wird selbstverständlich „schieberisch“ getanzt, eine Quadrille kommt an die Reihe, sie wird zum unvermeidlichen Cancan.

Es ist zwölf Uhr Nachts. Tolle Lust an allen Ecken und Enden, aber noch immer fehlt „Etwas“. Die „Unterhaltung“, so larmend sie auch ist, ist eigentlich doch nur gequält, forciert, und das rechte „Animo“ wird vermißt. Da bräust plötzlich ein Wurmeln durch den Saal — alle Köpfe richten sich nach dem Eingange, von wo eine laute Lache aus rauher Kehle ertönte . . . sie ist da — endlich, endlich! Die „Milli“ ist's! Die lange und schmerzlich Gesuchte! Aber nun ist sie da, die Königin all dieser Feste, die sich wie ein Ei dem andern gleichen, sie ist da, die Tongegeberin, gefolgt von ihrem in fünf — sechs Hiatern erschienenen Hofstaate, ihrem bestandigen Cortège von Milli Enthusiasten, und mit einem freischendenden: „Servus, jeder Kadibua!“ oder „Griaf di God, alter Schippel!“ schlendert sie dem Apostrophirten ihren Shawl zu, lüftet mittelst einer derben Wendung ihr Kleid bis zur Kniebenge, attackirt mit der Fehenspitze einen der ersten Wablerclasse angehörigen Bauch, manchmal in besonders guter Stimmung sogar eine erlauchte Absfel — und der „Milli-Cancan“ beginnt.

Was nun folgt, laßt sich schwer beschreiben und bleibt der leblichen Phantane meiner verehrten Leser überlassen.

Aber die Milli harrt nicht lange an einem und demselben Orte aus, ihre Pflichten rufen sie auch noch wo anders hin, sie hat z. B. in der Walhalla denselben Nummel zu sceniren, und um zwei oder auch drei Uhr erscheint sie in der That auch dort, wieder begleitet von ihrer „Ehrengarde“, und diese Garde besteht dermalen aus einem hochbetagten, reich decorirten Clavierpauker, dem einst Potentaten und Künstler die künstlerische Hand drückten und der sich nun in solchen Kreisen bewegt; dann mehreren bedenklichen Kostänschern, Casinobesuchern und Herren, die nicht nur die Genealogie der vorzüglichsten Kenner, sondern auch die horriblen Epithamen unserer öffentlichen Damen, sowie sämmtliche Entretenne's und deren Gömmer memorirt haben. Die „Unterhaltung“, wenn man den Verkehr mit den cynischsten und geistlosesten Repräsentantinnen des „schönen“ Geschlechtes so nennen darf, ist — und bis die Monotonie nicht durch eine der Eingangs erwähnten Katastrophen unterbrochen wird — allabendlich dieselbe; sie endet meist fünf Uhr Früh in einer der übel renommirtesten — Kaffeeschenken. Fi done! —

Soll ich weiter erzählen? Soll ich etwa gar auch noch von dem jüngsten Ableger der Cancanpflanze, dem Etablissement des „kleinen (erfindungsreichen und witzigen) Löwy“ Bericht erstatten? Ich müßte das Vorgeschrriebene abschreiben . . .

Beim Heurigen.

Beim Heurigen! — Die Wiener sind bekanntlich vorwiegend ein Biertrinkendes Volk und diese Inclination hat sich trotz der verlockenden Reize der weltberühmten Gaben ihrer sie fast einschließenden Nebenbül gel bis zum orthodoxesten Cultus gesteigert, seitdem vor einigen Decennien die beiden Gerstenastapöstel Held und Dreher in Liesing und Schwedat ihre gloriose, reformatorische Thätigkeit begannen. Seit dieser neuen Mieracra trinkt eben Alles Bier, von der zarten Primadonna der Hofoper bis zur minderzarten Amme, vom Unterstaatssecretär bis zum Magistratspractikanten, vom progigsten Vorseparvenu bis zum Neuilletonisten eines Volksblattes, von Jrl. Geislinger bis zu Jrl. Stubel —

und nur in den Zwischenpausen, wenn Wien kein Bier trinkt, trinkt es Wein: **Château Lafitte** oder **Marfessdorfer**, **Moët**, **Crémant rosé** oder **Reger**, **Piesporter** oder **Mailberger** — oder auch „**Heurigen**“ — und gar besonders für letztere Species bewahrte der Urwiener von jeher ein nationales Faible, das nicht selten in blutig geschlagenen Köpfen der Parteigenossen zum begeisterten Ausdruck kam. Der „**Heurige**“ ist vielleicht sogar das Bindemittel, das den Wiener inmitten der Bierschwärmerei dennoch **Bacchus**, dem „**fröhlichen Knaben**“, nicht ganz untrennbar werden läßt, und das ihn, wenn die „**Saison**“ naht, daran mahnt, daß er klimatisch, geographisch und landwirthschaftlich eigentlich an den Wein gewiesen ist, welche vitale und nationalökonomische Lehrlätze auch der biedere niederösterreichische Pädagoge **Hans Jörgel** mit patriotischster Gewissenhaftigkeit unablässig predigt.

Unter „**Heurigen**“ versteht der Wiener eigentlich den vorjährigen, mit anderen Worten den „**jungen Wein**“, der, wenn der süßige „**Mos**“ seine perfide Aufgabe erfüllt und der furiose „**Sturm**“ die Herbssaison stürmisch beischloßen, nach dieser „**Sturm- und Drang**“-Periode nur eines kurzen Zwischenactes zur „**Matung**“ bedarf, um seine Herrschaft anzutreten und — wieder bis zur Zeit der Mettermg der Trauben als junger Wein, oder nach der euphemistischen und anachronistischen Abreviatur der Wiener als „**Heuriger**“ zu regieren. **Mos**, **Sturm** und **Heurigen** trinken und tranken aber die Bewohner (und Bewohnerinnen) der alten **Phaakenstadt** sammt Umgebung nicht ungerne, vielmehr gerne, ja in besonders geeigneten Weinjahren sogar mit — tödtlicher Leidenschaft.

Die Geschichtschreiber der Vorzeit, d. h. die vormärzlichen **Matter** und auch mündliche Ueberlieferungen von Seite ergrauter **Memmer** des „**Gerebelten**“ und „**Kiesters**“ und „**Schmederten**“ wissen nämlich unglaubliche Thaten zu berichten von jenen endlosen Völkerwanderungen, wie sie z. B. im Jahre 1834 ff. nach den Vororten Wiens sich ergossen, und gegen welche die unsterblichen **Bacchuszüge** des hernunzigemmernden, fideleu Gottes der gottlosen Alten in Nichts zerfielen. Denn die **Diomjassen** des 19. U. 20. J. sollen auf der Heimkehr von ihren touristischen Ausflügen in die specifischen **Heurigen**gefülde nicht so melodische Ausfälle wie da: **hutorische**: **Evoc!** **Elenus!** von dem einst

Indien widerhallte, ausgestoßen haben; im Gegentheile sollen die classischen Sieveringer und Grinzinger Thäler, die Hernasser Culturen zc. zc. von den tumultuösen Exclamationen des profansten „Schweigels“ durchbraußt worden sein, unter denen die gelakten Solfeggien unserer vorstädtischen mütterlichen Mänaden und das Gebel der vaterländischen Bardel: der von den benebelten Kindern gepeinigten Pudel, stets am fürchterlichsten erklangen. Diese localen Bacchuszüge waren ferner auch nicht so civilisatorischer Natur, wie jene des städtegründenden Sohnes der Zemele; unsere Bezirksfilenen und Satyre des niedersten Steuerereinsus verwüsteten vielmehr, was ihnen im Weg stand, wobei sie statt in dithyrambische Lobgesänge, in ein freischendes „Dullia“ (der Heurige ist die Heimat des „Dullia“) ausbrachen, dem sie erst in späteren Jahren, als das sogenannte „politische Leben“ in Oesterreich erwachte, das fortschrittliche „Obst hergeßt zu mir!“ supponirten.

Denn der „Heurige“ hat immer und von jeher sein eigenartiges Publicum und nur eine „gewisse“ Volksschichte bildete seine stabilen Stammgäste. Freilich machte sich dann und wann auch ein Consortium von enragirten „Weinbeißern“ der besseren Stände auf den Weg und pilgerte hinaus in die elysäischen Felder Rusdors und des Mahlenbergerdörfels, auf jenen Etappenstationen Rast haltend, wo symbolisch „unser Herrgott die Hand herausreckt“, zum Zeichen, daß es hier gut sei und man sich niederlassen möge. Aber diese sporadischen Volontärs, die sozusagen das Elitecorps unter den „Gschwandnerzechern“ waren, verschwanden in dem chaotischen Durcheinander jener wilden Karawanen, die in nachlässigster oder urwüchsigster Toilette herangestürzt kamen, auf dem occupirten Terrain unter der artistischen Leitung des Grueber Franzl, dieses unvergeßlichen Macistro der vierzeiligen, ihre Tuder- und Trinforgien feierten und in noch derangirterer Toilette heimwankten oder auf irgend einem Karren zur Expedition an den häuslichen Herd verladen wurden.

Beim „Heurigen“ war ferner das Rendezvous der sogenannten „feichen Geister“ (beiderlei Geschlechtes); beim Heurigen fanden sich die prononcirtesten Repräsentanten jenes Urtypus der Wiener ein, deren charakteristische Merkmale in meinem gelehrten „Essau“ über die „Schmer“ nachzuleien; beim Heurigen war der Sammelplatz jener sorglosen und leichtlebigen jungen und

alten Herren, deren Virtuosität darin bestand, all das, was sie befaßen, möglichst schnell zu „verjuren“ und zu „verhauen“; zum Heurigen kamen alle Jene, denen „a Zithern“ und „a harber Tanz“ und „'s Klanglanett“ zum Leben so unentbehrlich war, wie dem Fisch das Wasser, und denen das berühmte geflügelte Wort: „Perkanst's mein G'wand, i bin im Himmel!“ zum gerechten Aerger der himmlischen Heerschaaren aus dem überfälligen Busen quoll. Beim Heurigen brillirten weiters jene starknervigen Exemplare aus der Gattung des schwachen Geschlechtes, die mit den schmutzen Resten einer entschwundenen Costümaera: dem gelbleidenen Kopftüchel, dem schwarzen Sammtspenjer und rothen Rock (also in echt germanischen Farben) angethan, den einen Fuß auf der Bank, mit der ausgestreckten Rechten das irdene Weinfrügel haltend, die neuesten Pöden aus dem Repertoire des vierzeitigen Genres in elektrisirenden Rhythmen zum Besten gaben, wobei die Kollegen und Kolleginnen der Primadonna durch hofgerechtes „Faschen“ accompagnirten, welche beide Kunststücke zusammen übrigens auch noch heutigen Tages ein bemoostes Haupt unter den Jodlerinnen beim „Stadtlehner“ producirt. Zum Heurigen kam schließlich auch der Kern des Wiener Volkes von den „Gründen“, der tiers' état der Vorstädte „mit Kind und Kegel“ und wälzte sich mitunter, wenn er im kalten Vorfrühling oder frostigen Herbst bei besonders starkem Andränge unter der Einfahrt auf leeren Fassern Platz nehmen mußte, dafür im Sommer übermüthig im Graje.

Und inmitten des Volkes, des singenden, lachenden, trinkenden Volkes saß damals auch fast täglich der „Dichter des Volkes“, der tief sinnige Ferdinand Zauter, der die elegischsten Lieder auf Aegen Papier hinwarf, und der erst aufthaute, wenn's recht toll um ihn herum wurde und der „Grueber Franzl“ auf dem ohnerwähnten „vidlnassen Holz“ die altbekannten Weisen spielte. Dann sprang Zauter in die Höhe, schmalzte mit den Aingern und sang wohl auch ein paar Strophen aus dem Stegreife, wie etwa die folgenden:

„Die Stiesel san z'rissen,
Der Strumpf hat a Loch,
Und da kummt am da Schwaaster
Jetzt no mol so hoch!

's G'wand, das is schleißig,
 Was liegt aber d'ran;
 Wann ma beim G'schwandtner
 Nur eintreten kann!" u. s. w.

Im Laufe der Zeiten, der divergen politischen Wandlungen und des vierundzwanzigjährigen Disagios unserer vaterländischen Geldzeichen ist Vieles und sind auch die Menschen anders geworden. Der alte, harmlose Spaß, der sich nur des Späßes wegen gab, ist unter den Massen längst verschwunden; an seine Stelle aber trat nicht etwa der ägende Wit eines denkenden und kritisirenden Volkes, sondern die brutale Frivolität, die von gewissen Seiten eigens gepflegte und geförderte Zote wurde die Parole des Tages, welcher Geschmack nach den verschiedensten Richtungen sich ausbreitete, Wurzel faßte und schließlich jede gesunde Regung des Volkes überwucherte. Die *Démimonde* kam zur Herrschaft und wurde *Modesache*, liederliche Weiber wurden die gefeierten Heldinnen eines großen Theiles unserer Gesellschaft, man machte mit den kostspieligsten Maitressen förmlich öffentlich Staat und brüstete sich mit deren Besitz, elegante Etablissements gaben sich zum Tummelplatze cancanirender „Dirnen von der Straße“ her, kuppelnde Regisseurs fanden sich, die das Ganze in ein „System“ brachten, und die moderne „Weltstadt“, nach welchem Rufe wir so lange geistzt, war fertig. Was Wunder, wenn das Volk, das leicht erregte Volk, das lustige und kurzweilige Beispiel in allen Dingen nachzuahmen suchte; wenn es ebenfalls nur Gefallen an gesungenen, gesprochenen, getanzten oder agirten Objeonitäten findet und fand, und wenn es, einmal in diese Richtung gedrängt, jedes andere „Amusement“ nicht als solches, sondern als das gerade Gegenheil, als eine langweilige Hölle erklärt.

Und so nahmen denn auch die meisten Unterhaltungsorte des Volkes diesen „pifanten“ Charakter an und gaben sich all mählich umgekehrt selbst das Gepräge als — *Sammelplätze der Démimonde*. Unsere lieben Volksjängerinnen, welche die „göttliche Liebe“, wie sie Abends feilgeboten wird, besangen, waren die ersten Vockvögel, welche die Nachtvögel, wie ein Magnet das Eisen, an sich zogen, und diese lauschten mit ihren Gumpen gar verständnißfönnig der versüßigten Veröffentlichung

der Geheimnisse ihrer Genossenschaft. Das übrige Publicum, das *volens volens* zum Zeugen und Theilnehmer von derlei liederlichen Symposien gemacht wurde, lachte anfänglich dazu, nach und nach gewöhnte es sich an die unsanfteren Productionen und ditto Gesellschaft, ja es suchte schließlich dieselbe auf und es fand sie leider stets und — je nach der Saison, auch überall.

Auch der Besuch des „Henrigen“ hat seine Saison und auch der „Henrige“ bekam mit der Wandlung aller Dinge ein neues Publicum. Die ränderigen, mit Talglichtern kümmerlich erleuchteten Stuben der „Hauer“, die gleichfalls nicht auf's Comfortabelste eingerichteten Vocalitäten und Gärten jener historischen Kirmen, wo seit den Tagen des grauesten Alterthums „Henriger“ geſchmakt wurde: beim Gschwandtner, Mandl, Gradinger, Stadllehner, Grünbaum, Weigl, oder auch beim „Milliweib“ in Hernals, oder beim Salvigni und beim „Hufschmied“ in Dornbach n. j. w. n. j. w., waren nie Pflgeſtätten für Bildung und Geſittung, aber ſie waren keine privilegirten Refugien der Demimonde, wie es heute ſo viele Henrigen-Etablissements sans gêne ſind. Dieſes Renommé und vielleicht auch der bedenkliche Ruf der Weinqualität, welche es an manchen Orten ohne Zuziehung des Profeſſors Alekſiſky nicht räthlich erſcheinen laßt, auch nur einen Tropfen der Mehle und dem ſonſtigen Zueren anzuvertrauen, ſind ohne Zweifel Schuld, daß beim Henrigen dermalen die Weintrinker in der Minorität, dagegen die „Heſcher“ und was dazu gehört, in der turbulenten Majorität ſich befinden.

Wer geht heutigen Tages zum Henrigen? Nicht mehr ausschließlich die im Eingange meiner „Studie“ geſchilderte Sorte der „alleweil Nidelen“, der draſtiſchen Typen der unteren Schichten, der claiſchen Originale von den „entern“ Gründen. Wohl findet man hin und wieder einen ſelbſten Hausherrnsohn, der mit einem gleich „ſelbſten Jengel angebrennt“ kommt, und mit dem unvermeidlichen „harben“ Puldogg dräuernd in die Menge tritt. Wohl findet man noch in einzelnen Exemplaren og. weite „Kuchelbel“ des mit der 66er Kriſtur markirten „Planetar!“ aus der dunkelharbigen Maſſe hervorblitzen; wohl lauchtet auch von irgend einem beſcheidenen Götliſchen das

grosse Kopftüchel und das lichte „Kasettl“ (Corset) der nachbarlichen „Wäskertonerl“ freundlich herüber; wohl jauchzt noch zu Zeiten ein „Fir Diarndl Laudon!“ aus dem liebeglühenden Herzen eines Fiakers, der in sieben Minuten vom Graben „auf d'Südbahn zum Eiszug“ zu fahren gewohnt ist, an die Saaldecke; wohl kommen dann und wann ein paar Seidenzeug-Veterane vom Schottenfeld, die hier an der Wiege ihres Ruhmes Nachschau halten, ob die dilettirenden Söhne der Väter würdig seien — aber alle diese Gestalten der früheren „Heurigen-Epoche“ werden verdrängt von der Ummasse jener „Damen“ und Herren, die zu anderen Stunden an den Standplätzen der Venus vulgivaga ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Ein neu Geschlecht ist erstanden, auch beim Heurigen, und sogar ein neues Kellner- und Musikantenthum jungirt und producirt sich in den modernisirten Räumen. Der „blinde Volderl“ ist verschollen, der „Grueber“ ruhte längst auf seinen Vorbeeren aus, die er sich mit dem blechnen Stiefel eingesammelt, der alte Fink ist todt, die Finkin wohl auch und nur der alte Karl schlendert verdrießlich herum und servirt die „Schweinszängel“ und das „Theilsame“ und „Abgezogene“ unter dem constitutionellen Regime zwar nicht mit derselben Bonhomie wie unter Metternich, aber mit demselben unförmigen Gehrock. —

Nach mehr als zwanzig Jahren kam ich selbst wieder hieher. Die Atmosphäre war mit Schwefeldünsten und anderen gefährlichen Gasen geschwängert; ich trat, wie einst, auf Eier- und Rußschalen; die Auspielerinnen, die mit „Engländern“ oder „Corficaniern“ haufirenden Invalidinnen, die Bettler und stets „vacirenden Handwerksburschen“ stießen und drängten mich wie ehemals herum, ja selbst der „Hahn“ und die großen „Weinberkstipfel“, die eben verlost werden sollten, aber wieder nicht gewonnen wurden, schienen derselbe altersmüde Hahn und dieselben altgebackenen Kipfel zu sein, die mir in meiner Jugend angepriesen wurden. Aber sonst war Alles anders geworden, und ich fühlte mich völlig fremd, wo ich freilich nie heimisch gewesen. Das kleine Orchester beging die Anomalie, den Godfron'schen „Garde de la reine“-Walzer zu spielen, Frauenstimmen mit der anrühenden „Abtheilungs“-Heiserkeit freischten, ihre Begleiter zankten mit einigen unerfahrenen Geliebtenäbeln, andere „Damen“ in

Seidenschleppen eilten von Tisch zu Tisch und tranken den „jungen Herren“ (Gott sei Dank!) den Wein aus, wein- und schlaftrunkene Kinder schrieen, und in meiner nächsten Nähe gaben ein paar wüste Gefellen zum Späße einem halbblöden zehnjährigen Kellnerbuben schallende Ohrfeigen, das Stück zu zwei Kreuzer, worauf der Wüßigste der Gesellschaft unter dem herzlichsten Gelächter der „Damen“ den armen Burschen extra noch für zehn Kreuzer bei den Haaren in die Höhe zog. . . .

Ich amüßte mich nicht. Weder die Scenerie, noch die Acteurs und Actricen und Comparfen waren nach meinem Geschmack. Ich wollte wieder einmal „Wien und die Wiener beim Heurigen“ sehen, worüber ich einst so viel gelacht und wovon man im „Ausland“ so viel Lustiges zu erzählen weiß, und ich fand, was man Nachts in gewissen Cafés ebenfalls finden könnte. Hol's der Aukuf! Wo ist wenigstens die alte „Judenpepi“, seit vierzig Jahren die erste „Tudlerin und Pascherin“ des Jahrhunderts? „Sie ist schon z'Haus gangen!“ lautete die Antwort. „Jetzt schon, um sieben Uhr?“ — „Ja, — weil's an Rausch g'habt hat!“ — — Die gute Matrone! Also auch sie! Oder soll ich diesen vorzeitigen Rausch recht verstehen? War es der Rausch eines verzweifelnden Herzens, das von einer entarteten Epoche nicht erfasst, in seiner ganzen Größe nicht gewürdigt wurde? Wer weiß! Aber der Jgnaz konnte mir keine nähere Auskunft geben und — ich wandte mich schmerzlich ab und zerdrückte eine Thräne.

Beim Trabwettfahren im Prater.

I.

Aufspani — schickt er nöl —
 Meib'l's a G'fröht;
 Dast nöl viel,
 G'hört in's Ring'g'spiel.

(Alle Weissen.)

Ein edles Volksfest, einen „eminent bürgerlichen Sport“ wollte man vor zehn Jahren gründen, als ein Comité von Sachgelehrten des Antischubods das erste Trabwettfahren im Prater arrangirte und damit zu der hochadeligen Passion vom Jrenden-

auer darf einen lustigen Pendant schuf. Wie üblich sprach man auch in diesem Falle von „Veredlung der Bierdeucht“, und wie sonst noch die optimistisch-volkswirtschaftlichen Schlagwörter heißen, und erträumte in jedem Ackergaul des weitläufigen Vaterlandes schon im nächsten Quinquennium mindestens einen classischen Bucephalus, wenn schon nicht einen „Beinlsrierer“ oder „Millmann“.

Wenn auch letztere Prophezeiung sich bisher nicht ganz genau erfüllte, so stieg doch das Interesse des undiplomirten, ahnenlosen Theiles der Bevölkerung an dem anregenden Schauspiel von Jahr zu Jahr; man stritt und ereiferte sich für und um seine Lieblinge, man ergriff die Partei für diese oder jene vaterländische Provinz und deren Abgesandte; man biß sich in die Lippen, wenn wir (noch vor Sadowa und nicht von dem Schulmeister, sondern) von einem gewöhnlichen preussischen Rosstamm vor aller Welt auf's Haupt geschlagen wurden; man jauchzte und jubelte, wenn die Revanche gelang, und behielt die Mäihelden der Praterallee fast länger im Gedächtnisse, als die Märzhelden der Herrengasse.

Welche Triumphe feierten: Hofmann aus Salzburg, Schießler und Zizzelsberger aus Linz, und namentlich Vergauer aus Stockerau; wie populär wurde die Rosenwirthin, die „Zöfner Lina“ und mit welch' hübscher patriotischer Begeisterung sprach man von den ruhmreichen Thaten jener unvergeßlichen Bieren der untarirbaren Ziafergenossenschaft: von den Secundenkämpfen eines „Has“, Wallner, Edlheim, Alt, Rinnagel! Genug, das heitere Fest war volksthümlich, wie nur Gines, und sollte diesen urwüchsigen Charakter bewahren.

Leider bekam die Sache in den letzten Jahren allmählich eine ganz andere Färbung: der bürgerliche Anstrich wurde durch den vermeintlich erlauchten Firniß gewisser Namen aus der Geburts- oder Geldaristokratie, die auch hier nicht fehlen zu dürfen glaubten, aber auch eine ganz eigene „Damenwelt“ herbeigezogen, bis zur Unkenntlichkeit verwischt, und der Actionarraum wie die Concurrentenliste bestanden schließlich nur mehr aus Abomenten des „Salonblattes“. Mein Gott! Wer Geld hat, kann sogar die glorreichen „Knechte“ des Wallner verdunkeln, d. h. noch exquisitere „Schießer“ sich kaufen, als der „Zweihundertfünfundzwanziger“ mit seinem berühmten „Zungenschnalzer“ dirigiren muß.

Diesmal (Mai 1871) nahm die Sache nach langer Zeit wieder einmal eine günstigere Wendung. Von „Gawlier's“ war nur ein kleiner, unabwendbarer Rest vorhanden, der aber nicht den Ton anzugeben strebte, und wenn es dem Comité in der Folge auch noch gelingt, die „Willi“ sammt Anhang von der Tamentribüne fern zu halten, so wird es jeder ehrsamem Bürgerin ein Vergnügen sein, dort Platz zu nehmen und die bravourosen Erfolge unserer kühnen Koffeleifer zu bewundern.

Vor Beginn des eigentlichen programmgemäßen Wettfahrens hatten mehrere Pferdefreunde einen „Match“ vereinbart. Sechs Zweispänner fuhren ab, um die Tour bis zum Lusthause und zurück zu machen. Auf zwei „Russen“ (Graf Octavian Rinsky gehörig und von Herrn v. Zemisch geführt) wurde viel gewettet — sie blieben zurück; während der Pferdehändler Herr Augustin mit zwei „Braunen“ den Vogel abschloß und den ersten Preis (100 fl.) erhielt. Die zwei Thiere, nicht mehr jung, brauchten für die Tour nur 19 Minuten 6 Sekunden. (Im Vorjahre flogte Graf Szaparn mit zwei prachtvollen Braunen über Alle, denn er fuhr in 18 Minuten 21 Sekunden; eine Frist, die selbst dem „Has“ etwas zu kurz ist.) Die heurigen Sieger sollen (wie erzählt wurde) Eigenthum des Herrn Tibischofsky, des Rabenwirthes sein, stammen aus dem berühmten Stalle Buchan's, haben in Oberösterreich viele Vorbeeren errungen und sind „Gasselfahrer“ par excellence, namentlich der Sattlige von riesiger starrt und Ausdauer, der nur die Laune hat, nicht allein gehen zu wollen, wo er meint „ausreißt“. Als Zweiter (19 Minuten 10 Sekunden, Preis 50 fl.) kam Herr Bizzelsberger (aus Linz) mit einem russischen Kappen und einem bairischen Braun, herrliche Renner; und als Dritter (19 Minuten 49 Sekunden, Preis 30 fl.), larmend begrüßt, der „Has“ mit den zwei polnischen Braunen des Herrn Wallner. Vor zwei Jahren brauchte der „Has“ um neun Sekunden länger, und er wäre diesmal vielleicht der Erste am Pfosten angelangt, aber — „unt' heb i nit glei aufi sinna und a biol g'schredt jan's a no“, meine dieser populärste Wiener Kacker und blies sein „Gigarrenpretel“ mit Würde aus.

Nun kam die Fahrt der Einspänner. Vierzehn waren angemeldet, zwei ließen sich als unpaßlich melden, und zwar:

Herrn Red's aus Linz zehnjähriger Rapphengst Erlof, der sich (von allen Kennern als Sieger im Voraus proclamirt) bei der Generalprobe Tags vorher frumm lief, und Herrn Valentin's (Kohlfreunzen-Wirth) siebenjährige Schimmelstute (auch ein Erlof), die Donnerstag Früh — durchging und erst spät Abends allein, aber kläglich abgesehunden in den Stall zurückkam. So gingen denn diesmal nur zwölf Pferde ab.

Die Fahrt ging bis zum Rondeau und waren fünf Preise (400, 200, 150, 100, 50 fl.) normirt. Zahllose Wetten wurden auf einen (Herrn Eggers aus Dänemark gehörigen) sechs-jährigen Rappwallach gemacht, der, in einen niederen Gabelwagen gespannt, während der letzten acht Tage Unglaubliches geleistet haben soll. Bei der ernstlichen Wettfahrt blieb das zusammengeheftete Thier das letzte. Ebenso versprach man sich von Herrn Josef Vergauer's (aus Stockerau) „Probir-Mamsell“, einer braunen Mutterstute, die mit einem elfwöchentlichen Saugfohlen auf dem Turse erschien, große Dinge. Aber auch dieses arme Thier, von den Strapazen des Wochenbettes vielleicht doch noch nicht ganz hergestellt, erließ sich keinen Preis, obwohl es, freilich alle Kräfte einsetzend, die Tour in nur 8 Minuten 25 Secunden (!) zurücklegte — aber der letzte Preis gehörte 8 Minuten 19 Secunden.

Am dem Wettkampfe selbst theilnahmen sich nur Kenner von bewährtem Rufe, dennoch wurden die Triumphe früherer Jahre nicht ganz erreicht, denn im Jahre 1869 errang sich Würtb mit seiner Siebenbürger Stute, die nur 7 Minuten 38 Secunden benötigte, die Palme, von jenem fast jabelhaften Erfolge gar nicht zu reden, den Sigmund Hofmann aus Salzburg im Jahre 1863 hatte, dessen „Blasl“ nur etwas über 7 Minuten Zeit gebrauchte, um beim „hohen Präsidium“ wieder angelangt zu sein, während heuer die beste Ziffer 7, 48 war, die aber merkwürdigerweise zwei Pferden zusiel.

Das Präsidium erklärte deshalb, daß beide Kenner sich „stechen“ müssen, das heißt, die Wette unter sich nochmals zu versuchen.

Nun ging der Separatkampf los. Zuerst kam die Schäringer Stute an die Reihe, die, noch immer stark erhitzt, die Tour noch einmal machen mußte. Große Aufregung. Die ober-

österreichischen Bauern entviren — das Bierglas in der zitternden Hand, bedeutende Wetten — die Schärdingerin geht dampfend ab, um nach 8 Minuten 13 Secunden wieder beim Pfofen angelangt zu sein. Alles drängt in die Bahn und beglückwünscht den bleich gewordenen ländlichen Groom, der auf seinem Gig finster rollenden Auges sitzt und die dargereichten Biergläser nun erschöpft — zurückweist.

Neuer Lärm. „Bahn frei! Bahn frei!“ schallte es, denn der andere Concurrent jagt bereits heran: Zizzelsberger's überdreister Burche, der mit seinem Braun „Hans“ nochmals sein Glück probiren will und — muß. Schreiend, fluchend, die geballte Faust hoch erhebend, macht sich der tollkühne Anirps mit seinem feurigen Geispann durch die dichte Menge selbst Bahn, und ist im Nu entchwunden. Unbeschreibliche Aufregung, in der Damentoge werden enorme Wetten angeboten und galanter Weise acceptirt, die Secunden werden laut abgezählt, Alles zählt sie mit; da, kaum fort — ist er schon wieder, den Mut lustig schwingend, vor dem hochblöthlichen Präsidium angelangt, welches es zum Staunen der Nachwelt in ihren Büchern verzeichnete, daß der „Hans“, ungeachtet er die Tour zweimal machte, nun nur 8 Minuten und 1 Secunde brauchte, somit überhaupt als erster Held sich erwies.

II.

„Fahrma a Gnad'n? Sö, fahrma, Sö?

Zollt i's laß'n füri schicken?

„Judd der Schwadert's Lasseil in d'Söb'.

Webt's juderisch außi aus der Welt — auf acht Füßen!“

(Alle Weifen.)

„Der Wausfarbene is Trump; schad — war a schön's Tuket g'weß!“ So lautete das letzte Bulletin, das kurz vor Beginn des Wiener Wettfahrens an der fliegenden Schenke ausgegeben wurde. So führen denn nur elf Wiener, aber . . . „everne“!

Wie ne heißen? Nun, es waren: der „Spasapatl“, der „Horn“, der „harbe Hua“, der „Kragndel“, der „Prager“ (nein: Hochdenk wegen so genannt), der „Schwafter“, der „Widert“, der „flane Raßl“, der „Jud“ (sehr ökonomisch), dann zwei ohne Zeygnamen, worunter der — „Hass“.

Der arme „Has“! Die vielen Siege, die er schon erkämpft, waren nun sein Unglück, denn das Turf-Reglement legte ihm zwei volle Minuten als Ausgleichslast auf, die ihn erdrückten und ihn, obwohl er eigentlich den zweiten Preis sich erfuhr, doch von der Betheiligung ausgeschlossen. Als seine zehn Collegen abgingen und er am Pfosten sein doppeltes Minuten-Pönale abwarten mußte, das „Zigar!“ in stiller Wuth verbeißend, da schüttelte er den thurm hohen Cylinder auf dem Nestronkopf und rief recht kleinlaut zur Richtertribüne herüber: „Gnat'n Murg'n, Herr Zischer! Is Ihua nit lad um mi? Und g'rad von die allerlängsten Minuten suchen's mir's aus, dös is do a weng'l z'hart für die Schwarzbräunl!“ — Präsident Zischer erwiderte trenherzig lachend: „Nicht um eine Viertelsekunde geschieht dem Has Unrecht, gleich kann Er abgehen: Eins — Zwei — Drei! Ab!“ — „Da! Lass'n ma's füri!“ — „Holla hoch! Der Has hoch! Hoch der Has!“ Aber wo war der Has im nächsten Augenblicke; kaum, daß man den historischen Cylinder in der Ferne noch erspähen konnte.

Es waren bange Minuten, die nun folgten. Der sieggekrönte „Sträfling“ hat die Sympathie des Volkes sich schon längst erobert, und wenn er seine kauftischen Augen über die Menge schweifen läßt, schallen ihm hundert und tausend freudige Zurufe entgegen. Nun wirbelt Staub in der Ferne auf. Alle Blicke sind nach dem ersten Ankömmling gerichtet. „Wer ist's? Ist's der Has? Sind's die Schwarzbräunl'n?“ „Ein Schimmel ist dabei!“ „Das ist der ‚Dreihundertundsiebenundvierziger‘, der ‚Schuster‘!“ Richtig — das „Zeugl“ des Moïse Alt ist das mit 21 Minuten 15 Sekunden erste am Ziele. „Wo bleibt der Has?“ — Der Zweite, der Dritte, der Vierte jagt vorbei, laut begrüßt, aber der „Has“ ist noch nicht da. Endlich — der Vorteste, die Zügel stramm in den Händen, den Oberleib halb vorgebeugt, den nie fehlenden Glimmstengel fest zwischen den Zähnen, so rast er mit den schweißbedeckten, schäumenden Thieren heran, in 21 Minuten 36 Sekunden, die ihm aber mit 23.36 gerechnet werden. „I hab's ja g'sagt, daß i mit dera Zeitrechnung nicht recht füri kann! Aber macht nix, auf's Jahr Jahr ma mit zwa andere! Servus, Herr Zischer!“ — Das war seine leuzendste Rechtfertigung und sein gefühltester Abschiedsgruß. —

Auf dem Wäschermädelball.

(Februar 1870.)

Die originale, reine, d. h. unvermischte „Wäschertonerl vom Himmel pfortgrund“ gehört in unserer modernisirten Aera, wie Sillian und Ringal, bereits zu den mythischen Figuren. — Dem Gebildeten brauche ich nun nicht erst auseinanderzusetzen, daß ich mit der besagten „Tonerl“ keineswegs eine einzelne, am Ufer der Als gelebt und gewirkt habende Persönlichkeit dieses Namens meine, sondern, daß der nekrologistische Ausruf der Gattung gilt, die in Folge verschiedener culturhistorischer Prozesse, Truppendislocationen und der leidigen Freizügigkeit nordischer Stämme in ihrer classischen Urwüchsigkeit zu verschwinden und selbst in dem ihr vom Schöpfer als climatischen Curort angewiesenen Bezirke des Thurn nach und nach so gewiß auszusterben droht, wie der graziose Steinbock am Monte Rosa, seiner letzten Zuspuchstätte.

Die, für den engeren Patrioten eigentlich betäubende völkergeschichtliche, statische Wahrnehmung machte ich auf meiner jüngsten wissenschaftlichen Expedition, als ich nach langer Zeit wieder einmal das Plateau von — Verdenfeld betrat, wo ein, vermuthlich usurpatorisches Consortium von halbinvaliden „Wäscherrinnen“ und Zödlerinnen im Ibaliajaale den historischen „Wäschermädelball“ in Scene setzte. Das „Fest“ fand unter dem öffentlich avisirten Patronate der alten „Erhartin“, der artistischen Zeitlerin der Avenalier Tuderlcampe statt, aber die eigentliche Regentin, die Präsidentin des Ballcomit's, die Protectorin dieser Gesellschaft unadeligher Damen, war doch wieder „sie“, ne, deren Namen ich nur ungern nenne, die aber eben nicht leicht zu ignoriren, da sie fast überall zu finden und dort, wo sie zu finden, untreitig die intellectuelle Urheberin der „Festordnung“ und des nachtlischen Programms ist. Ich meine nämlich die leidige „Aalcomit“.

Ja, ne präsidierte und regierte auch diesmal. Und Mitregent war wieder ihr medicinischer Rater, ihr Cua Mariori, jene Gierde hener Acadrat, der den grauen Glaslopi ob solcher Bevorzugung mit Zuck zu wiegen und — wenigstens als Repräsentant der

ernſteſten Wiſſenſchaft — doch auf's Conſiſte zu lächeln und in der Weiſe des Augenblickes den leutſeligſten Cancan zu tanzen verſteht. Und da die „Milli“ (ſpricht „Mili“) die Favorite des Balles war und in einem hochrothen Kleide zu erſcheinen beſchloſſen hatte, ſo war ſelbſtverſtändlich „Roſt“ die Farbe des Abends und die Tänzerinnen verſchienen *par faveur* in der Lieblingsfarbe der Geſeierten, d. h. mit gleichrothen Abzeichen geſchmückt, und manifeſtirten ſich darnach mit den (ſeidenen) rothen Kopftücheln und (ſeidenen) rothen Schnürleibchen oder (ſeidenen) rothen Schürzen als die getreueſten Sclavinnen ihrer verehrten Gebieterin, die denn auch mit ſiegeſtrunkenen Blicken durch die Reihen ihrer männlichen und weiblichen Vaſallen ſchritt.

Daß aber war der Selbſtverleugnung, der ſozuſagen freiwilligen Entäußerung des eigenen Ich, der geiſtigen Expatriirung von Seite der Hingelbrunner Balletenſen noch nicht genug. Sie begingen die ungeheuerliche Anomalie, zu den ſoſetten Kopftücheln anachroniſtiſche Kococo- und „Geiſtinger-Perücken“ zu tragen oder mit Haarpuder die aufgethürmten Wellenſcheitel und rieſigen Chignons zu beſtreuen, ja ſelbſt Goldſtaub in ihren phantaſtiſchen Haarbau zu thun und durch ſolch lächerlichen Coſtümfrevel, ſolch bezirkswidrige Geſchmackloſigkeiten die Toilettetradition aller Einwäſcherinnen der Welt und jener vom Althan insbeſondere über den Haufen zu werfen.

Beim Aublick dieſer Standesmaleficantinnen erfaßten mich die Schauer unendlicher Wehmuth und ich gedachte mit Nührung der hiſtoriſchen Geſtalten aus beſſeren Tagen, die im ſtrenggläubigſten Cultus der angeſtammten und überlieferten Tracht: in den kurzen, geſteiften Röcken, dem ſchwarzen Sammtſpencer mit Perlmutterknöpfen, dem grell getupften Halstuch und ditto Kopftüchel, letzteres zu einer primitiven Gugel, aber mit genial ſtattern Zipfen verſchlungen, dann mit den einfachen, mittelhochſchmalz geglänzten Originalſcheiteln und Flechten, und ſchließlich mit den energich geformten, ſcharf benagelten „Roſtſtieſletten“, die ſowohl für den Steirichen und Landler als für den Heimarſch paßten — bei der „ſchönen Schäſerin“ oder bei den „Perchen“ alljährlich ebenfalls ihre Ballnacht feierten und in Terpſichoren's Mänſten ſich übten. Und ihre Partner, mit denen ſie auf dem ſchlecht gehobelten Parquet erſchienen, waren keine geſchniegelten und

vomadißierten Stadt-„Gschwinnen“, keine Pseudo-Amanten oder Vice-irizzi, es waren ihnen ebenbürtige Geschäftscollegen, gleichfalls „Kinder vom Grund“, die die Woche über als thätige Gehilfen fungierten und deren ehrbar Handwerkzeug: die „Wäschkluppen“ im blauen Portuch oder die „Schubkarrenbandeln“ über die Achseln, sie sogar mit einem gewissen Stolz erfüllte.

Wenn dann ein solches urkräftiges Paar zu tanzen begann, da flüchtete Jeder, der ein Hühnerauge im Stillen fein nennen konnte, aus der gefährlichen Nähe und die Dielen erdröhnten ob der martialischen Entrechats. Und wenn das Paar vom „Wirbelwind der Leidenschaft“ erfaßt, den neuesten Vierzeiligen intonirte und einen schrillen „Dudler“ an die Saaldecke schlennderte, da fielen auch die Uebrigen ein, um mit „geübten Stimmen Chorus zu singen“ und das Fest hatte seinen Höhepunkt erreicht. Wehe, wenn in solch feierlichen Augenblicken ein miselnder „Stadtherr“ sich erkühnte, an die üppigen Formen einer solch schneidigen Kofauer-Primadonna zu streifen oder ihr etwa gar vermeintlich „schmeichelhafte Anträge“ zu machen. Ein Wollenbruch von Kernsprüchen, wie sie nur der deutsche Sprachsag Lichtenthal's und der „Wiener“ birgt, ergoß sich blitzschnell über sein Haupt, worauf der Unvorsichtige viribus unitis an die Luft gesetzt wurde.

Die Scenerie und die Acteurs von derlei vorstädtischen Ballfesten sind heute, wie so Manches, anders geworden. Die scharfgezeichneten Charaktere und Volksfiguren, die classischen Typen aus gewissen Schichten verblaffen bis zur Unkenntlichkeit und ein entarteter Nachwuchs ist seiner gediegenen, ehernen Abnen unwürdig. Die Masse ist degenerirt, wir haben kein Vollblut mehr, sondern nur Wüchlinge. Und demgemäß entbehren denn auch die in den Annalen Wiens ruhmvoll verzeichneten Haschings Saturnalien einzelner Stände und Zünfte schon längst ihres notorischen Glories und ihres eigenthümlichen Parfums, und wie es keine „reinen“ Axtelbälle mehr gibt, so gibt es keinen purificirten Wäschermadelball mehr, so glorreich auch die Geschichte seiner Vergangenheit ist.

Unter den gegebenen Verhältnissen ist die Sache jedoch erhaltlich. Wo die „Willi“ den Vorzug führt und Hof hält, da kennt man das Gefolge, den Anhang, den minniqlichen Cortège und die taubern Genossinnen. Der weibliche Stab ihres Haupt-

quartiers iſt aus den markanteſten Jöglingen der Walhalla zc. zuſammengeſetzt und die Schaar ihrer Ritter, Reiſigen und Knappen aus den Jahresabonnenten dieſer — Anſtalten recrutirt. In der Pheripherie dieſes lärmenden Troſſes gedeiht nun wohl nichts Anderes als die Sumpfpflanze der Zote, die ihre Wurzeln in immer weiteren und weiteren Radien anſetzt, bis die geſammte Geſellſchaft in dem Geſtrüppe ſich gefangen ſieht. Freilich liegt an dem Gedeihen einer Verſammlung nicht viel, die das Präſidium ſolchen Händen anvertraut und der vielleicht gerade bei dieſem Arrangement . . . cannibalisch wohl iſt.

Der Wäſchermädelball! Welch bittere Ironie! Wer war im Stande, aus der Unmaſſe von Grabennymphen die veritablen „Vadernymphen“ herauszufinden? Wem gelang es, in dem wirren Trübel der „Waſcherirten“ die Spreu vom Weizen zu ſondern, und weſſen Gemüth war aber auch ſo gläubig, ſelbſt in den ungewaſchenen „Debattärs“ und Jockey's, die ſich herum- und herandrängten, waſchlüſtige Jungfrauen vom Brunnfeld und den angrenzenden Revieren zu erblicken? Wohl waren einzelne, und zwar plaſtiſch-robuste Priesterinnen der Laugen-eſſenz, des Bleichpulvers, der „Waſchblau“ und der „Erdäpfelſtärke“ vorhanden und verbreiteten in der widerlichen Moſchusatmoſphäre einen ſaſt wolthuernden Seiſwurzelgeruch, aber ſie waren offenbar in der Minorität und konnten die Alles, ſo auch hier überwuchernde ausgeſprochene Demimonde nicht aus dem Felde ſchlagen. Und wozu auch, wenn ſie ſich ſo hübſch mit ihr melirten und ſie ſogar in den dümmſten Haarpuſdermoden täppiſch nachäſſten?

Dieſer Mißgriff des Ballcomité's, der ſchon im vorigen Jahre geſchehen, rückte ſich heuer inſofern, als die „Gawlier“ anſchließen. Nicht, daß eine ſpecielle Sorte Wiener Maublut die Tummelplätze der Viertel-, Achtel- und ſelbſt Zweimiddreißigstel-Welt aus Princip flieht; nein, aber dieſe p. t. Herren gehen von dem richtigen Grundſatz aus: Wozu in die Ferne (bis Verchenfeld) ſchweifen, wenn man — die Geſchichte allabendlich in der nächſten Nähe haben kann? Und ſo iſt es. Denn wenn auch die Alinka (leider im Vereine mit einem krankhaft bleichen neun-jährigen Mädchen) G'tanzeln ſang, die „Zwider Marie“, die „Gſchwandiner Kettl“, die „Schuſter Lottl“ zc. zc.

abwechselnd jodelten, ein paar „laute“ Ziafer kunstvoll prüften und paßten, und das Magenberger=Enartett die „Allertiefsten“ zum Besten gab, kunstgeübte Augen und Ohren konnten sich doch nicht verhehlen, wem der Abend gehöre.

Es gibt keinen ureigentlichen „Wäschermädelball“ mehr. Mag bei dieser schmerzlichen Nachricht der Localchronist auch sein Haupt verbüllen, mag er fürder das Blatt, auf dem die carnavalistischen Triumphe der festesten „Wäschertogtonerln“ zu verzeichnen, leer lassen oder vielmehr mit einem schwarzen Rande umrahmen, mein kritisches Gewissen gebietet mir, dieses trübselige Nachum allseits kund und zu wissen zu machen. Und wer etwa an meiner Infallibilität zweifelt, oder mein neuestes Dogma belächelt, dem hätte ich gewünscht, in jener Nacht zwei Männer zu beobachten, die mit Rennerblick die Herzen und Nieren eines jeglichen Publicums zu prüfen gewohnt sind. Ich meine die Herren Eßhard und Pirringer, die beiden Zodlermatadore. Wie zwei Jeremiaße auf den Trümmern einer untergegangenen Periode saßen sie einsam bei einem Glas Wein und starrten, in Träume versunken, vor sich hin. „Ist das ein Wäschermädelball?“ frug ich sie. Sie schüttelten schwermützig die Häupter und senkten. Nun wohlau, so hort meine Prophetie: Es gibt in aller Ewigkeit keinen „Wäschermädelball“ mehr, und es ist vielleicht sogar die Zeit nicht ferne, wo in Folge der fortschrittlichen Entwicklung des Maschinenbaues und der richtigen Benützung der Dampfkraft die Wäschermädeln selbst als supernumerär, d. i. überflüssig, entfallen und allmählich im gesellschaftlichen Status gänzlich „auigelassen“ werden. Darum:

Weint Tröer, weint!

Lebt Guer Aug' in Thränen!

Auf dem Fiakerball.

I.

(Februar 1868.)

So ist denn auch über den „Wiener Ziafer“ — wenn gerade nicht das Jahrhundert, so doch die „Epode“ eruchternd hinweggegangen und aus dem „Lauteu Wandel“, wie sie sich

gerne nannten, ist eine anständige Genossenschaft zwar noch immer lebenslustiger, aber außerordentlich solider . . . „Geschäftsmänner“ geworden.

Der Fiaferball! Was umschloß dieses Wort Alles noch vor ein paar Jahrzehnten! Welche Fülle von satirischem Humor lachte Dir schon bei dem Gedanken entgegen, daß die Repräsentanten des „harbesten“ Wiener Witzes sammt und sonders hier beisammen zu treffen seien und sich in vollster Ungeuittheit und Ureigentlichkeit geben werden!

Es gehörte zur Ehrenaufgabe der tonangebenden Männerwelt, zum Fiaferball „geladen“ zu werden. Der „Knackerl“, der „Schackerl“, die „Wurst“, der „Spinatich—r“, „s Kostbrat'l“ u. j. w. u. j. w., wie die Dirigenten vom Boß mit ihren Epithamen am Wienerplatze intabulirt gewesen, waren versichert, daß ihr „Baron“, ihr „Graf“, ihr „Fürst“ erscheinen werde, und sie erschienen auch. — Die Habitues der Cefike, die Helden vom Turf, die goldene Jugend, die Matadors der Wörje fanden sich an einem solchen Abende regelmäßig ein und ein Fiaferball zählte unter seinen Gästen oft mehr Cavaliere, als eine Vorstellung von Grillparzer's „Sappho“.

Und wie floß der Champagner in Strömen! Und wie schmuck war der Anblick des weiblichen Ballcontingentes. Die „Frau Mutter“ mit „dem Hals Perlen“ und die Töchter in naivster vorstädtischer Toilette. Und lustig ging's her, und fidel und — „laut“!

Es ist nun anders geworden. Der Fiafer von heute ist nicht mehr der Fiafer von damals, wo er noch mit „seinem Baron“ eins war: Zwei Seelen und ein Gedanke! — Der Fiafer von heute hat den, sozusagen, „Reiz“ seiner Urwüchsigkeit eingebüßt, er ist durch den „Comfortableutscher“ um den Welt-ruf des Wiener Kutschirtalentes gebracht worden, es pfuschten ihm Stämper in sein ruhmvoll betriebenes Handwerk, und, blasirt und überdrüssig, leistete er schließlich sogar auf seine herkömmlichen Prärogativen, auf die Attribute seines Standes und seiner Würde Verzicht, was ihn einst mit Stolz erfüllte, weist er heute mit Entschiedenheit zurück: — er hat keinen „Epithamen“ mehr!

Ja, so unglaublich und fast tragisch es klingen mag, der moderne Wiener Fiafer führt keinen „Epithamen“. Er zehrt

nachham von dem Rufe seiner „Nummer“ und seines bürgerlichen Namens und das ist sein Alles. Ist das nicht wehmützig? Ist das nicht — langweilig für einen Wiener Hiafer? Und so haben und kennen wir denn nur mehr die „Waldbauer's“, die „Breit's“, die „Alt's“, die „Edelheim's“, die „Zaurer“, die „Herndl's“, die „Maurer“, und wie die ganz ehrenwerten Herren der Zudergilde heißen, aber wir haben keine „Flugerbirru“, keine „Warzen“, keinen „Brustfled“, keinen „Pagatl“ und keine „Murken“. — Die „Geschichte“, d. h. die Localchronik des Wienerpflasters bewahrt zwar noch durch die Ueberlieferung der hervorragendsten Thaten diese Kermamen in ihrem goldenen Ehrenbuche, aber von den nun zugewachsenen Helden heißt es nur: „der Maurer ist in 59 Minuten von Baden bis zur Matzleinsdorferlinie gefahren“, weiter nichts. Wie jämpe! wie dürrig! —

Diese trüben Gedanken beschlichen mich auf dem jüngsten Hiaferballe. Wo waren die „Spitzen der Gesellschaft“? Die Korymbäen unserer Salons? Die Herren aus der Herrengasse? Wo war Er und dann Dieser und Jener, die doch sonst nie und nirgends fehlten, wo eine bürgerliche „Hetz“ zu erwarten? Wo waren die notorischen Fürsten und Grafen der Hiaferbälle, die Grafen „Pepi's“, die Fürsten „Franzl“ und „Schani“ u. s. w.? Sie glanzten durch ihre Abwesenheit.

Als ich den prächtig erleuchteten Ballsaal betrat, zu dessen Ausschmückung Herr Zobel seine besten Gedanken opferte, fand ich ein furchtbares Gedränge, aber auch — eine „gemischte Gesellschaft“, d. h. nicht den Impus des „Hiaferthums“ allein, sondern mit viel fremdartigem Elemente vermenget. Man tanzte, soviel es das Gewoge zuließ, man walzte und polkte und arrangirte Cotillons und Quadrilles und aß und trank und das war Alles!

Als nun nach Mitternacht die unheimlichste Solidität den höchsten Grad erreichte und beinahe unansiehlich wurde, da raffte sich in einem jubelnden Wuseln das emporsteigende Gefühl des Selbstbesonnens auf und es erhob sich die „Adon Patroneß“ des Balles, die unvermeidliche „Willi“ und schritt im rauschenden, blauschneidenden Schleppsteide, mit der „Freundin Zini“ zu einem Zettentischchen, wo ein malter, in den (Kodler) Zechlachten heim

„Gschwandiner“ ergrauter Fiaker sein Zelt aufgeschlagen und ließ sich dort nieder.

Diese Niederlassung der „Miltshi“ mußte etwas bedeuten. Als bald fand sich auch die Elite der Fiaker an diesem Plage ein. Die „Musikanten“ erschienen und mit ihnen der unvergleichliche Zodler Eckhard und — nun erst erhielt der Abend seine eigentliche Färbung, seine Weihe, denn — die Milli begann zu singen!

Was sie sang? Die „allertiefesten Lantz“! Sie sang mit ihrem bekannten, vom Kleinschwebater stark angehauchten Mezzosopran die packendsten Bierzeiligen, sie sang, daß dem „Volksfreund“, wie dem Antagonisten desselben, ihrem Leibpoeten, das Herz im Leibe gewackelt hätte. Nun kannte das Entzücken keine Grenzen mehr. Hochbetagten Männern glänzten die Augen in Freudenthränen, und zwei erprobte, vom „Dullia-Standpunkte aus“ zu bewundernde „Dudler“ sanken sich unter dem begeisterten Ausrufe: „Numm her, alter Rauberschua!“ vor Nührung in die Arme und weinten lange.

Der schöne Sieg der Milli ließ die übrigen Talente nicht ruhen. Der „Zweiundachtziger“ aus der Regierungsgasse, der berühmteste Pfeifer vielleicht Europa's, hielt seine zwei mittleren Finger an die Lippen und pff. Er pff die schwierigsten — „Variationen“, und zwar mit einer Tonreinheit, wie ich sie nur etwa bei — Ele Hul fand; der „Maurer-Michl“ und der „Lantz-Schan“ sangen die kühnsten „G'stanzeln“ in jenem urwüchsigem Rhythmus und mit jener prononcirten „Verlichtenthalerng“, von welcher Richard Wagner selbst in seinen „Meisterfingern“ nicht die leiseste Annäherung verräth. Die „Tanzler-Lenerl“ und noch einige Primadonnen vom „goldenen Fäffel“ sangen — Alles zum Besten der Witwen und Waisen verunglückter Fiaker — die elektrisirendsten „Schnadahüpfeln“, und das dicht geschaarte Auditorium sang mezza voce mit.

In dieser kunstbegeisterten Stimmung, in diesem schönen Enthusiasmus für das „g'wisse G'isierne“ und das „Kusarisch-Tartarisch“ konnte natürlich vom Tanzen nicht viel mehr die Rede sein, einzelne Versuche wurden vom „Milli-Hosstaat“ nur mittheilend belächelt und selbst der „sechste“ Tänzer des Abends, der „Hierhundertneunziger“ vom Mehlmarkt, konnte mit

seinen getroffenen Engagements nicht mehr ganz reuſſiren. Der Reſt der Nacht gehörte der Willi.

Warum der Hiaferball trotzdem ſein altes Renommée heuer nicht erreichte, warum er trotz der Anweſenheit vieler „vier Stock hoher Hausherren“ doch nicht recht „eingeschlagen“, warum er trotz einiger wirklich hübscher Tänzerinnen und theilweiſer Entſaltung der unglaublichſten körperlichen Reize, ſowie recht geſchmackvoller Maſken doch den ſpeciell-originellen Gout, jozuſagen, den Parſum der einſtigen „Hiaferbälle“ vermiſſen ließ? Ich weiß es nicht. Vielleicht iſt eben der — „Willi-Cultus“ ſchuld daran.

II.

(Februar 1869.)

Ich gebe meinem Berichte ungern den obigen Titel, denn er enthält eine Lüge. Das in Zobel's (geſchmackvoll decorirten) Vocalitäten abgehaltene Ballfeſt war nämlich kein „Hiaferball“, wie ihn die Chronik des Wiener Lebens aus früheren Decennien kennt, ſondern — gleich offen und ehrlich beim rechten Namen genannt, abermals und wieder nur: ein „Willi-Ball“. Es waren zwar ein paar Hundert Hiafer mit ihren ganz ehrenwerthen Frauen und Müttern und Schwestern und Töchtern und — „Zutünftigen“ erſchienen, neßtbei auch einige Patrizierfamilien von den „entern“ Gründen, in Sammt und Seide und koſtbarem Pelzwerk, allein das Gros der Anweſenden war das bekante „Ob ſchon, ob wegen“ Publicum aus den Sperträumen und ſtand unter dem deſpotiſchen Einfluſſe der bereits patentirten Beſchützerin des Walles, der unvermeidlichen Emilie Wagner, auch Zureiſcher, auch „Hiafer Willi“ genannt, die mit ihrem ganzen männlichen und weiblichen Anhang wieder kam und den Ball jodelnd und cancanirend in Beſchlag nahm.

Schon im Vorjahre ſprach ich mein „Bedauern“ aus, daß die Hiaferbälle überhaupt ihren urwüchſigen Charakter nahezu eingebüßt und im „Willi-Cultus“ ihres eigenthümlichen „Reizes“ verluſtig geworden. Heute iſt wohl kein Zweifel mehr darüber, wem zu Ehren alljährlich dieſes „Feſt“ abgehalten wird. Wogen die betrubten Witwen und Waiſen der luſtigſten Genonenſchaft immerhin dabei einen erſtedlichen Gewinn anzu-

hoffen haben, dennoch ist's längst kein „Fiaferball“ in des Wortes „honett-fidelster“ Bedeutung mehr, sondern, wie gesagt, ein „Milli-Ball“ und heut über's Jahr sind wir vielleicht schon so weit vorgeschritten, daß wir gleich zu Beginn des Carnevals, wenn wir das Repertoire der fixirten großen Ballfeste publiciren, ungenirt sagen können: am Aschermittwoch gibt die „Fiafer-Milli“ beim Zobel „ihren“ Ball.

Die „Entartung“ der Fiaferbälle datirt übrigens bereits um einige Jahre zurück. Von dem Augenblicke an, als die trotzig geschlossene Phalanx der Fiafer sich selbst in zwei gegnerische Lager spaltete und die Moderados, welche am „Landler“ festhielten, von den Progressisten, die sich für's „Schieberische“ erklärten, total auf's Haupt geschlagen wurden, und man, um eine Veröhnung zu Stande zu bringen, auch den noch von beiden Parteien gepflegten „Deutschen“ den Anforderungen der Neuzeit opferte und sich den gemeinsamen Regeln der modernen „Quadrille“ unterwarf, da war's auch um die Originalität des Fiaferballes geschehen. Der „Gummilast-Franz!“ im schwarzen Frack, „sein' Kath!“ in blauweidener Schleppe — Beide in zierlichen Solis sich abschweigend, es war eine Ungehenerlichkeit, eine Anomalie, eine Geschmacksverirrung ohne Gleichen und ein Selbstmord des „Fiaferwesens“, den der Moloch der Cultur auf seinem Gewissen hat.

Um nun, da der Fiafer auf diese Weise mit seiner Vergangenheit, d. h. seinen specifischen Sitten und Gebräuchen, brach und seinen „Chic“, sein „air“ freiwillig in den Schmelztiegel der glättenden Modernisirung warf, und nicht mehr original sein wollte, sondern in der univetsalen Flachheit nur sclavisch that; um nun, sage ich, dennoch auf der „Höhe“ der Zeit und des herrschenden Tones zu bleiben, konnte dem Fiafer auch die Quadrille und der Cotillon nicht mehr genügen, und er schwur ebenfalls zur Göttin des — Cancans. Hier aber, das fühlte er, war's mit seinem Talente „Rest“, er und sein „Madl“ waren zwar „feich“ und anstellig und flink, doch für den Cancan waren sie nicht geschaffen, den Koryphäen von Althaus, Hengelbrunn und Lichtenthal fehlte die nöthige Agilität und um die nöthige „Hetz“, die „Gaudi“ doch mitzumachen, mußten sie die Sperlianer und Sperliangerinnen zu sich herüberziehen, mit einem Worte: mit der ausgesprochenen Demimonde sich verbinden.

Ob diese Allianz den ehrbaren Hiaferinnen gefällt, ob sie in dieser Gesellschaft sich heimisch fühlen — ich weiß es nicht; mir kamen sie wenigstens sehr kleinlaut und mißgestimmt vor, und als sie sahen, daß sie das Terrain verloren und die Aufmerksamkeit der gesamten Ballgäste sich nur in der Huldigung für „dö feden M . . ich . r“ concentrirte, da „frohmaulten“ sie nicht- und hörbar, und ein resolutes Wäschermädel sagte zu ihrem „Gipsan“ sogar ziemlich laut: „Wannst no a anzigs Mal mit dem Spertl. & . n tanz'st, kriagst a sieben Psund schwarze Dachtl, daß D' das Hirmament beim Z'ausfahren für a Schabrack'n anschau'n mußt. Schamts eng Alle mitanand!“ Hätte dieses Wäschermädel ihre Wiege nicht an den Ufern des Alserbachs stehen gehabt, sie wäre vielleicht eine „Mutter der Gracchen“ geworden.

Nun „laut“ und nach gewissen Begriffen „feisch“ ging's beim Hobel wirklich „awa“. Dann und wann war's jedoch auch „eisern“, schon „a so“, und als der alte Brat (Breit) mit der Weiserin dudelte, da breitete der heitere „Genius des Hiaferthums“ einen Augenblick seine Hüttige über die Häupter der noch nicht vollends innerlich Gesunkenen, ein markdurchdringender Zuschauer, ein Aufschrei fanatischer „Genossenschaftslust“ schlug an die Wände, hundert glänzende Cylinder und fünfhundert schäumende Bierfrügel wurden geschwungen, die ganze glorreiche Geschichte der unsterblichen Hiaferthaten des Alterthums, d. h. der Zwanziger und Dreißiger Jahre zog vor den Augen des nicht gerade rühmlichen Nachwuchses vorüber und mahnte die etwas loderen Söhne, ihrer herrlichen Vater eingedenk zu sein und nicht bis zum „Willi-urizzi“ sich selbst zu degradiren. Aber es wahrte eben nur einen Augenblick — die „Willi“ mit der „neuchen“ Freundin, der „Kejel“ (man sagt, sie sei ihre Schwester) stürmte daher, und mit der freischenden Frage: „Was gibt's denn da? occupirte sie rasch das Schlachtfeld, und die Nacht und der Ball gehörten ihr.

Es waren nämlich nebst der Willi und ihren sämtlichen „Freundinnen“ und deren „Lous", auch eine Anzahl „noblichte Stadtherren“ erschienen, jene blasirten Wustlinge, deren abgespannte Nerven nur mehr von dem Moschusgeruch der schlammigsten Freivoluntat in eine gelinde Thätigkeit versetzt werden können. Dann bekehrten da- „Zeit“ auch ein paar wirklich blaublütige und sogar eine blaublütige Durchlaucht. Diese Spitzen der Gesellschaft,

welche von so außerordentlich liberalen Geist angehaucht, daß sie in feinsten Balltoilette mit gelben Glacés, der Camellie im Knopfloch und dem Glaque unter dem Arme, bis zur Fünfhäuser Bierhalle herabstiegen, mußten natürlich auf's Beste unterhalten werden. Wer aber konnte das anders, als die „Milli“ und die „Reisel“? Man fuhr den Herren unter die Arme, man zupfte dem Einen (einem bekannten Ballettschadon) am freiherrlichen Parte und klopfte dem Andern auf sein fürstliches Glätzchen, man zerzte und stieß die illustren Gäste unter lautem Gelächter hinab in die Räume der Sängersalle, man ließ sich an einem Tische nieder, das Nagensberger'sche Streichquartett und die berühmten Jodler Eckhardt und Pirringer wurden herbeigezogen, um die Gesellschaft „anzustrudeln“ und „anzududeln“ und — nun ging der Spectakel (zu Gunsten der Witwen und Waisen der Fiakergenossenschaft) an.

Der Tanzsaal leerte sich im Nu und Alles drängte in die tiefer gelegene Halle und umstand, eine undurchdringliche Masse, den Celebritätentisch, an dem die Milli Hof hielt und die „Tanz“ angab, die losgelassen werden sollten.

Es ist nun allerdings wahr, daß diese dudelnden „Meistersinger“ ihr Bestes gaben, daß Eckhardt-Rubini und Pirringer-David die Tulliaverständigen mit dem bravourösesten Umschlag zu begeistern wußten; es muß ferner bestätigt werden, daß die Jodlerdilettanten: die Herren Breit Karl, Mühlsteiner, Lant-Schan und Schmid, der Pfeiservirtuose Kornpetz und die Wäscherin Alinka mit ihrem himmelanstürmenden Dudler im edelsten Wettkampf bestrebt waren, die Ehre des engeren Vaterlandes, respective den Ruf der „Grasltanzbezirke“ zu retten, und daß ihnen dieses auch meisterlich gelang, aber — erlaube ich mir sowohl die ehrenwerthe Fiakergilde, als auch die „Honoratioren“ jenes Zirkels zu fragen: Bedurfte es, um das „Wiener Leben“ von der „dudelnden Seite“ kennen zu lernen, der Direction der „Milli“ und der „Reisel“? Genügte nicht die historischen Matadore in diesem Genre aus der Fiaker- und der ihr assimilirten Wäscherinnenbranche? Mußten auch andere Elemente recrutirt werden, um den „harben Ton“ einer gewissen Volksschichte zum prägnantesten Ausdruck zu bringen? Fast scheint es, daß es in Wien bald ohne die „Millispecies“ nie und nirgends mehr geht.

Doch dieses Duderfest war nur der Anfang der Heze. Was nun folgte, läßt sich nicht gut beschreiben. Man stürmte in den Tanzsaal. Die Milli schrie in ihrem unnachahmlichsten Patois um „a Gadril“! Es wurden Colonnen formirt und während ein Theil (darunter sogar Herr Zobel sammt seiner üppigen Gemahlin) eine regelrechte Quadrille tanzte, begann das überwiegende Sperlcontingent den ausgelassensten Cancan. Nun stimmerte es vor den Augen von rothen Strumpfbändern; einem bekannten Arzt, der meist nur mit einer geheilten Patientin in die Oeffentlichkeit tritt, wurde seine Glase von der Milli'schen Zehen Spitze arg attackirt, ein adeliger Bauch beinahe eingestoßen, der Saal versünsterte sich von den fliegenden Kleidern und Unterröcken und den von den Tänzern in die Höhe geschleuderten „Damen“ u. s. w. Das Ganze nahm sich recht — phantastisch an, aber ist das ein Wiener-Ball?

In diesem tollen Sperltrubel verschwanden natürlich die einzelnen choreographischen Leistungen der notabelsten Wiener-Tänzer und ihrer „mudelsauberen“ Partnerinnen. Ob dem Alt-Poldl oder den drei Waldbauern, dem Zaurer oder den beiden Wallnern, dem Baron Schackerl oder dem Mesner, den drei Rabul'n von Hernals oder dem Pantraz-Schani (auch Müllischani genannt), dem Kinnagel (Schneider-Schackerl) oder dem Brat die Palme des Abends gebührt, wer konnte das bestimmen, sie verschwanden in dem lärmenden Troß der frivolsten Bacchantinnen.

Und das war herzlich schade, denn eine Menge prächtiger, kräftiger und urwüchsiger Gestalten (beiderlei Geschlechtes) lieferte als Ballcontingent gerade der Wienerstadt. Einigen bemooften Hauptern, welche sich für diesen „Ehrentag“ auf's Mögliche herausputzten und nach alter Wiener Sitte mit einer nagelneuen, silberbeschlagenen Meerchaumpfeife erdienen, machte das rüde Treiben dieser Rote Morah viel Unbehagen, das aber in seiner ganzen Größe erst mit den ja so erhabenen Worten sich kundgab, als ein Antikerveteran seiner „Alten“ sagte: „A sauberer Ball, das! Hat' i g'müßt, daß die G'schicht so is, war' i meiner Seel' lieber nach Zschellenhof g'fahren, obwohl ma der windvadrachte Todenleppel nur zwa Gulden hat geb'n woll'n!“ — Um zwei Gulden nach Zschellenhof! Man muß diesen (wenn auch verspäteten) Entschluß zu würdigen wissen!

Bei den „Jodlern“.

(October 1870.)

Dank der speciſiſch preußiſch gewordenen „Vorſehung“ ſiel endlich auch Meß. Die paar Trächte, die uns der letzte Orkan geſaſſen, zitterten noch von der fürchtbar=ſchredigen Kunde, und eine ungeheuerere Aufregung bemächtigte ſich ſelbſt der alten, viel=geſtäubten Phäakenſtadt. Was nun? Dieſe paar Worte hingen an Aller Lippen. Was nun? So frug Jeder, der überhaupt eine Frage an das Schickſal zu ſtellen die — Befähigung hat. Was nun? Ach, ſo ſraget doch das Conſortium „Noon=Wiſmarck=Moſke“!

Die vier Wände, in die mich mein Beruf gezwängt, erdrückten mich ſaſt, ich eilte in's Freie. Aber auch das Gewoge in den Straßen machte mich ſchwindelig, und es war mir deſhalb die Einladung eines Kutſchers, der mit den ſo ziemlich allgemein gehaltenen Worten: „Fahr'n m'r 'nans?“ den Wagenſchlag öffnete, willkommen. Ja, hinaus! —

Wie konnte ich ahnen, daß am Abende des 28. October 1870, nach dem Falle Meß, das Wort „Hinaus“ bei einem großen Theile der Bevölkerung Wiens nichts Anderes bedeuten könne, als: — hinaus in die „Schottenfelder Bierhalle“, wo unter der artiſtiſchen Leitung des „Schönz=Koldl“ ein großes Jodler=Feſt abgehalten wurde, bei welchem nebt einer legalen Dudlercompagnie auch einundzwanzig Privat=Dudler und Dudlerinnen (darunter Namen von künſtleriſchem Klang, wie die „Schwoma=Elis“, die „Guarduſch=Leni“, die „Meißeck=Nettl“ und der „340er“) ſich vor einem Arcopag der ſchärfſten (reſpective harbeſten) Kritiker mit den gewichſteſten Schmalfrämplern hören ließen und um „Ehrenpreiſe“, die die Direction im Namen des Vaterlandes ausgeſetzt, mit „himmelhoch jauchzenden Ueberſchlägen“ kämpfen ſollten! Nichts ahnte ich, aber als ich an dem Turnierplatze der dilettirenden Meiſterfinger (beiderlei Geſchlechtes) ankam, da merkte ich erſt an dem tumultuariſchen Andränge des kunſtſinnigen Publicums die Bedeutung des Tages, und ſaß beſchämt über meine Untermüß der wichtigſten Localereigniſſe, drängte ich mich durch die athemlos

lauschende, leuchtenden Auges harrende, festgeteilte Menge begeisteter Tullia-Verständiger.

Und Alle waren sie da! Nicht Einer und nicht Eine fehlte. Die Müthe der Gründe saß vor den perlenden Krügeln und dampfenden „Nierenbraten“. Die Classiker im „Haf'izieg'n“, die Matadore im „Pajchen“, die Toreadore der „Hauskämpfe“ an der Kockauerlande und Siebenbrunnerwiese, und die reichsten Virtuosen der langen Praterfegelnudel, lockte der gemeinliche Magnet eines landesüblichen Kunstgenusses: der olympischen Spiele des ex-Brillantengrundes in die Festhalle. Der junge „Biz“ nahm seinen „Alten“ mit und umgekehrt, und als Zierden des schönen Geschlechtes glänzten: sie, die Unvermeidliche, und die „Erhartin“ vulgo „Judenpepi“, die dem seligen Grueber Franzl im Vereine mit dem „Lautschan“ und dem alten „Brat“ so oft „ausgehalten“ hat. Und auch diesmal ging es wieder fidel und laut „awer“ . . .

Es sollen über tausendvierhundert Karten ausgegeben worden sein und war um acht Uhr bereits die Casse geschlossen. Aber immer und immer kamen neue Enthusiasten, die mit aufgehobenen Händen um Einlaß baten — vergebens, nicht einmal die spindeldünne Seele eines Landesgerichtsdiurnisten hätte mehr Platz gefunden.

Wer die fünf Preise gewann? Wer als die talentvollsten Zuhörer und Zuhörerinnen unserer renommirten Tuderer-Professoren Eshard und Pirringer von dem jauchzenden tausendkopfigen Richtercollegium erklärt wurden? Ich überlasse die Nennung der Premianten anderen Chronisten, mir genugte der Anblick der vorstadtsichen Original Notablenversammlung, und als ich heimkehrte, hauchte ich selbst in patriotischer Wallung vor mir hin:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein
 Hoch lobet Wien recht sorglos d'rein!

Unter'm Galgen.

Ein Amusement unter'm Galgen? Gewiß, und noch dazu ein merkwürdiges! Das letzte „Wollstschitz“ dieser Gattung fand in Wien am 30. Mai 1868 (zufällig am Namensfeste Kaiser

Ferdinand's des Gütigen) statt, und galt dem Halbe des dreißigjährigen Raubmörders Georg Katkan, eines freilich verwahrlosten Subjectes.

Jahre waren vergangen, ohne daß man der schaulustigen Gese das Seelengandium gegönnt: einen „baumeln“ zu sehen. Außerdem blieb das fatale Gerücht, die Todesstrafe werde demnächst abgeschafft, mit Hartnäckigkeit in Permanenz — wer weiß, ob dies nicht der letzte „arme Sünder“ ist, an dem die „Schinderceremonie“ mit allen ihren interessanten Einzelheiten in persönlichen Augenschein zu nehmen wäre — also: „Auf, nach Spinnerin am Kreuz!“ —

Der Schauplatz ist günstig gewählt. Ein weiter Plan von riesigster Ausdehnung, gibt er einer halben Million Neugieriger Gelegenheit, sich an dem populären Drama einer „Menschenabthnung“ satt zu sehen. Nichtsdestoweniger heißt es, sich zeitlich Früh schon ein günstig Plätzchen erobern, will man die Spuren der Todesangst, das Zittern des Delinquenten, ja wenn möglich, sogar die einzelnen Schweißtropfen, die von seiner bleichen Stirne fallen, den Veröhnungsfuß des Scharfrichters, das Binden der Stricke, das Knebeln der Hände, das Aufziehen, den „gewissen Druck“ u. s. w. u. s. w. genau betrachten können. . . Kluge Leute wandern deshalb bereits um die Mitternachtsstunde nach der Gratis-Galgenarena und occupiren die strategischsten Punkte.

Und so war's auch diesmal. Um ein Uhr Nachts kamen sie angezogen in dichten Schaaren, lachend und freischend und johlend und jubelnd und lagerten sich im Grase. Es waren die „Habitués vom Galgenturf“, beiderlei Geschlechtes, confiscirte Gesichter, Stammgäste der anröchigsten Kneipen, stabile Zusassen der schmutzigsten Höhlen des Glends und des Pasters, ein *mixtum compositum* aus der vielföpfigen Genossenschaft der Ganner, so daß man weitaus Schusterle's bekannten Bericht variiren und sagen konnte: Alles, was von der gewissen Sorte nicht in Zuchthäusern, Spitälern und sonstigen f. u. f. Besserungsanstalten gerade verwahrt gewesen, war der „Hatz“ vorangezogen.

Bis der Morgen grante, trieb das Gefindel den heillossten Unfug: als es endlich Tag ward, und die Verkäufer und Ständer

famen und ihre „Delinquentenwürstel“, „Armesjünderbrezen“, ihren „Galgendanzinger“ zc. ausriefen, da ging der Janbagel erst recht los und die Tausende und aber Tausende wurden so kreuzfidel, wie es seinerzeit auf dem Brigittenuauer Märchtage Mode war.

„Was glauben's denn“, meinte ein Mann in Hemdbärmeln, der seinen siebenjährigen Ruben aus dem „Schnapsfläschl“ trinken ließ, „was glauben's denn, so was sieht man nit alle Tag!“ — „A Glasl Unblachten wet' i, daß'n nit padanir'n!“ rief ein Anderer und stieß mit seinem „Stamperl“ an. — „Gilt!“ war die Antwort. „Padaniri muß er werd'n, weil er a Ungar is, und weil's d'Übergew a padanirt hab'n!“ — „A bin nur neugierig, wie's 'n heuf'n“, warf ein Fünfter ein. „Der alte Hofmann hat alleweil so umabandelt — der jetzige soll a reiche Method' hab'n.“ — „Na, vielleicht heuft er'n per Dampf“, wigelte ein Zechner; „umabandelt hat er oft, der Hofmann, das is wahr — i hab' Alle g'seg'n, aber schön dag'heuft jan's nachher a!“ —

Mittlerweile kamen auch die sogenannten „schönen Leute“ anmarschirt und angefahren. Die meisten in Kisten; „elegante“ Damen, mit Eperngütern ausgerüstet, standen auf dem Kutschbod, oder füllten furchtlos die wackligen Rothribünen und schienen sich hier entzückt, wenn sie gut postirt waren, und der „Dawlatischen-Entrepreneur“ ihnen versicherte: „Hier seg'n's Gn'r Gnaden wunder schön!“

Dann kam der „arme Sünder“ — und die amtliche Proccedur nahm ihren ungehörten Verlauf.

War die Menge entsezt? War sie von der fürchterlichen Zubue ergriffen? Ein jubelndes Halloh scholl durch die Rüste, als im Momente, wie der Scharfrichter dem Todescandidaten den Stoß „zuredt“ legte, eine Stellege einbrach, und hundert Neugierige hinabpurzelten. Ein lustiger Ansdreier aus mindestens zampend angeschwellten Mehlen lobte ferner die witzige That eines Mannes, der einem Muthen den Hint vom Kopfe schlug, weil er ihn „in Gedanken“ aufbehielt, als der Priester sein Gebet zu sprechen begann.

Und was des heutigen Schabernads mehr ist. Wie man nicht, kann sich eine „Achtung gebietende Majorität“ auch „unter'm Galgen“ tollkühn amüsiren.

Bei den Volksängern und Volksängerinnen.

Weit höher als alle sonstigen Vergnügungen stellt der eingelebte Wiener (einer gewissen Kategorie) die leidige „Volksängerei“, die in seinem Erholungsrepertoire festtätig roth angestrichen und — namentlich in dem letzten Jahrzehnt in wahrlich bedauernswerther Weise zum mächtigsten Magnete für Alt und Jung, zum fast wichtigsten Factor des socialen Verkehrs geworden. Das Uebel, dem das lustige „Babel an der Donau“ vielleicht zum größten Theile das oft citirte nigmatifirende Wahrzeichen vom „abfallenden Mißhaufen“ verdankt, scheint übrigens seinen bedenklichsten Höhepunkt bereits erreicht zu haben, und muß, da eine Gradation der Unflätigkeit unmöglich, eine Umkehr zum Bessern mit Zuversicht erwartet werden. —

Nachfolgende, wenig erheiternde und noch weniger erhebende „Studien“, die vor vier Jahren geschrieben und damals als getreuestes Conterfei einzelner geanglichen Festbeuten der Gesellschaft und unserer sittlichen Zustände überhaupt galten,*) dürften deshalb, wenn uns die Götter günstig, in kurzer Frist nur mehr als Fragment des Nekrologes einer überwundenen Epoche zu betrachten sein, jener vieljährigen Verdummungsära, in welcher der gesammte educatorische Apparat in der Lehre des albernsten Cervilismus bestand, der als Prämie für seine Leistung die gnädigste Potentoleranz erhielt. Denn ob die sattfamlich bekantten „patriarchalischen“ Zustände des Vormärz uns beglückten, oder die bluttriefenden Helden der Reaction uns im Raume zu halten hatten, immer waren jene Werkzeuge des legalsten Schutzes sicher, mit deren Hilfe das obligate Versumpfungs- und Entnervungsgeschäft glücklich durchgeführt werden konnte. Und dazu gehörten von jeher die patentirten Prediger der Zote — die Volksänger und Volksängerinnen. —

*

Eine erschöpfende Geschichte des „Wiener Volksängertbums“ muß — wenn sie überhaupt ein Bedürfniß — erst geschrieben werden. Was ich hier biete, sind eben nur flüchtige

*) Wurzbach spricht (Band 22, Seite 336) bei Erwähnung dieser „Culturbilder“ von ihrer „haarsträubenden Wahrheit“.

Skizzen, Grundlinien für einen „Gjao des Bänkels“, welche mühevollen und lorbeerlose Arbeit einem passionirteren Forscher überlassen bleiben mag. Ich begnüge mich mit den ohnehin untröstlichen Resultaten einer kurzen Um- und Rückschau in und nach den genealogischen Mythen der vaterländischen Erpbeise des „Brettels“ und erzähle, was ich über „Volksjäger“ erzählen hörte oder in bitterster Autopsie selbst wahrnahm.

Ohne Zweifel besaß Wien schon in den ältesten Zeiten derlei Vertreter der „Volksmuse“, denn, wie aus Andeutungen verschiedener Chroniken zu ersehen, zogen stets einige lustige Ränze, eine Art „Volksminstrels“ oder „Straßentroubadours“ umher, die zum Ergötzen des „gemeinen Mannes“ ihre, nicht immer zimperlichen Lieder zum Besten gaben. Meist schien man sich jedoch darauf zu beschränken, gewisse Modethorheiten zu geißeln und die Geizsucht und Eitelkeit der Weiber durchzubeckeln. Dennoch aber erforderte das Geschäft immerhin einen „ganzen Mann“, d. h. Einen, der Größe im Kopfe und die nöthige Portion Keckheit hatte, denn er mußte bei sich darbietender Gelegenheit sogar aus dem Stegreife ein paar derbe Strophen loszulassen verstehen.

Leider war die Nachwelt, welche bekanntlich nicht einmal den I. und L. Wimen Kränze flieht, so undankbar, auch die Namen dieser „Volksbelustiger“ nicht aufzubewahren, und so wissen wir denn kaum mehr als von Einem zu erzählen, der übrigens einer viel späteren Zeit, nämlich dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts angehörte, und den zufälligerweise nicht einmal seine „Kunst“, sondern nur seine beispiellose Liederlichkeit und Trunksucht in das Pantheon der Geschichte stellte.

Ich meine den unsterblichen „Zackpfeifer und Bänkelsänger“ (War?) Augustin, den popularsten Meisterjäger der damaligen Vierstanken, von dessen zahllosen, von ihm selbst gedichteten und componirten Liedern sich aber nur das noch heute bekannte

Gn du lieber Augustin:
 's Geld is hin, 's W. is hin;
 Gn du lieber Augustin
 Alles is hin!

im Munde des Volkes erblüht. Von diesem „Bruder Liederlich“ erzählt nun die Chronik, daß er im Jahre des Unheils 1679 aus seiner Züchtungs-Innepe „zum rothen Tacht“ (heute Griechen-

gasse Nr. 9 „zum weißen Engel“, auch „Schlosserbierhaus“ genannt), Nachts volltrunken nach Hause gewankt, später auf der Straße liegend aufgefunden, von den Siedhechten als vermeintliches Opfer der Pest auf den Todtenkarren geladen und zu den Todten in die Pestgrube (in der Nähe von St. Ulrich) geworfen wurde. Dieses schauerliche Nachtlager habe jedoch, so heißt es weiter, dem wüthen Rumpen nicht im Mindesten geschadet, im Gegentheile, als er am nächsten Tage sich ausgeschlafen und aus dem Leichenhaufen sich hervorgearbeitet habe, sei er ganz wohl-gemuth seinem Geschäfte (und noch mehr der Weinslache) wieder nachgegangen und habe noch ein volles Vierteljahrhundert sein tolles Abenteuer unter schallendem Gelächter des begeisterten Auditoriums in „ergötzlichen Verslein“ abgejungen. Der Unverbesserliche starb hochbetagt am 10. October 1705 in seinem Kämmerlein auf der Landstraße (heute Nr. 120) nach abermals durchschwelgter Nacht, vom Schlage getroffen und wurde auf dem damaligen St. Nicolai-Friedhofe (dem heutigen Kirchenplatze) beerdigt. Ein Jahr darauf fiel sein Rivale, der berühmteste Tanzgeiger und Liederjänger Georg Staben, ebenfalls im volltrunkenen Zustande, Nachts vor dem Stubenthore in eine Senkgrube und erstickte im Urath. — Ist es nicht ein bedeutames Datum, daß schon die Urhnen der Volksjängerzunft, sozusagen: die Patrone des Totenmetiers in solch charakteristischer Weise endeten? . . .

*

Vom „Bruder Augustin“ bis zu Anfang unseres Jahrhunderts ist in den Annalen des Wiener Volksjängerthums wieder eine Lücke, denn erst vom Beginne dieses Säculums reichen die Daten, welche unsere Väter und Großväter über die Leistungen einzelner Kornphäen des Wirthshaus- und Straßengejanges (*Polyhymnia vulgivaga*) gesammelt, und auch die Ausbeute dieser mündlichen Traditionen ist eine nur höchst spärliche.

So erzählen sie von dem „blinden (Bürger) Földl“, der als Harfenist (Harfenspieler) in Wirthshäusern umherzog und bei den Klängen seines erbärmlichen Instrumentes einige populäre Strophen krähte. Besser war schon der (einäugige) Italiener Manochetti, der nicht übel sang, natürlich nur deutsche Gassenhauer, d. h. Lieder im Wiener Dialecte; dann der „Zwickerl“

(Leopold Maier), der erst vor ein paar Decennien als abgeknimmter Greis starb, einst als Zitherspieler und Geiger in den vorstädtischen Schenken brillirte, wo er unter der stereotypen Formel: „Brave Mannschaft! Brave Mannschaft!“ sein hyper-naives Publicum grüßend apostrophirte, ehe er mit seiner Tadaßstimme die gang und gäben Volksweisen zu fustuliren begann. Endlich eine ganz dammerige und fast unsichere Figur: Rothkopf, der sich sein Renommée als „Dudler in's Häfen hinein“ erlangen haben soll.

Eine Legion von „Harsenisten“ (so nannte man damals jeden „Volksjänger“) trieb sich noch in den Zwanziger und Dreißiger Jahren in den Häusern herum. Wahrhaft Grauen oder Mitleid erregende Gestalten von dunkelster, oft auch glorioser Vergangenheit, schlichen sie, zerkloppt und zerrissen, mit einer invaliden Harfe armirt, in die Hofräume der bevölkertsten Wohngebäude, ließen sich auf dem nächstbesten „Holzstock“ oder auf dem Brumentranz nieder und krächten und schnarrten ein Lied, meist furchterlichen Inhaltes: eine Schauerballade, eine „Moritbat“ oder eine schandvolle... Coconnerie, worunter das vielberüchtigte und darum vielbejauelte „neiche Lied“ von der „Schwerenothschießel“ fast so obsequen wie eine Bravourarie unserer Mife war. Dieser billigte „musikalische Genuß“ der unteren und untersten Stände fand stets ein überaus hörbegieriges und auch dankbares Publicum. Kochinnen, Gefellen und Lehrlingen umstandenes funkelndes Auges den schlupfrigen Amphion und „schmissen“ ihm in höflichster Stimmung das Honorar in den zerknitterten Hut, der zu den Füßen des „Kunstlers“ stand, und sangen, wenn er weiterzog, die matlanten Strophen der unsauberen Dichtung im privaten Chorus. So wurde die Schweinigelei öffentlich geschult! — Später thaten sich solcher Horvirtuosen mehrere zusammen und gaben ihre Productionen in Bierhäusern vor den Linien oder in Fraterkneipen zum Reuen (der Trigmellste war wohl jener „Stelzfuß“, der trotz seiner Mude am liebsten fragirte, d. h. ganz ernsthaft „Helden“ spielte und z. B. als „Peter Szaparn“ sein Auditorium thatschlich zu verblumen verstand); auch Fräuleinpersonen, selbstverwandlich nicht von matelloser Conduite, wirkten bei solchen kleinen Truppen mit, und bald wurde das „Harsenistenvergnügen“ zum lebendigten Bedurfnisse für einen großen Theil des Volkes.

Aus diesen zerstreuten und, wenn auch nicht für die Hefe, so doch für die vorletzte Schichte der „Gesellschaft“ berechneten „Banden“ sonderten sich allmählich die vermeintlich talentvolleren oder auch unternehmenderen Köpfe ab und bildeten soi-disant „purifizierte“ Firmen, was jedoch nicht ausschloß, daß die Misère in jeder Beziehung nicht auch ihre stärkste Seite war. Uebrigens kannten (bis auf ein paar sporadische Guitarristen) fast Alle kein anderes Instrument zur Begleitung ihrer Liedervorträge als die Harfe, und der, der sie spielte, war sicher ein alter, meist blinder Mann, ein Erharfenist, der nun das Gnadenbrot bei seinem Director aß und anstatt in einem Versorgungshause Zuflucht zu suchen, doch lieber beim altgewohnten Gesichte blieb, wenn es ihn auch nur kümmerlich ernährte.

Weitaus den größten Ruhm genossen jedoch damals die „Gesellschaften“ *Zonas* und *Anselm Stöckel* — Letzterer der Vater des jetzt noch wirkenden Volksängers *A. Stöckel*, des „ungezogensten Lieblings der Kamönen“. — *Zonas* und der alte *Stöckel* waren in den Zwanziger Jahren die Matadore des singenden Harfenistenthums, hatten ihre stabile Truppe engagirt, d. h. zwei oder drei untergeordnete Sänger, mit denen sie in den namhafteren Vorstadtgasthäusern kleine Scenen im entsetzlich grellen Costüme aufführten und als „Orchester“ ebenfalls einen, meist blinden, Harfenspieler benützten.

Zonas und *Stöckel* hatten viel Zulauf und verdienten mit dem Abjammeln bei den Gästen — sie gingen nämlich, sobald sie ein oder zwei Lieder oder eine komische Scene zum Besten gegeben, in ihrer phantastischen „Charaktermaske“, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beklert, mit dem Teller in der Hand von Tisch zu Tisch — ein schönes Stück Geld. Aber nur *Stöckel*, der, wie weiland der urgemüthliche Komiker *Hajenhut*, mit dem drastischesten Discant die Leute lachen machte, verstand hauszubalten und hinterließ den Seinen ein nicht unbedeutendes Vermögen; *Zonas*, der in seiner Blüthezeit die Finger mit Brillantringen vollgesteckt hatte und durch dieses Manöver seinen Gästen, wenn er ihnen den Teller entgegenhielt, so sehr zu imponiren wußte, daß man es nicht wagte, weniger als ein paar „Zilbergröschel“ darauf zu legen, ja daß man auch häufig einen Zwanziger springen ließ, starb Anfangs der Vierziger Jahre in der hiesigen Vorstadt *Erdberg* blind und fast als — Bettler.

Bald nach den ersten lucrativen Erfolgen Meister Jonas' und Stockel's wimmelte es auch schon von stabilen, öffentlichen Firmen aus der Harfenistengilde, und war es keine Seltenheit, nicht einzelne „Talente“, sondern sogar complete Familien diesem edlen Zweige der vielgeästeten Kunst sich widmen zu sehen. So die Familie Linnbrunner, mit dem unbebeschreiblich ordinären Schwesterpaare, den viel angestaunten „Tenoristinnen“; dann die Familie Zcharinger, weiters Wapil, Herzog, Fröhlich (nebenbei glücklicher Copist des „Holz- und Strohmusikers“ Gustow) u. c. Wer spricht heute noch von diesen wirthshäuslichen Celebritäten der guten alten (Nachendl-)Zeit? Verschwunden und vergessen die (in farbigen Transparenten) leuchtenden Namen, verflungen wie ihr letztes Lied, verschollen selbst in den Bezirken ihrer populärsten Ruhmesthaten, ausgelöscht auch in dem Gedächtnisse ihrer enragirtesten Verehrer, all die tausendmal belachten und belatschten Lieblinge des Volkes! — Einzig und allein der Harfenistendynastie Linnbrunner gelang es, ihren „Künstlernamen“ auch der gegenwärtigen Generation gelaufig zu machen, indem ein Mitglied dieser Familie und ihr üppigster Sprosse — der „Fraier Haslaff“ Linnbrunner, als feisteater Komiker des Jahrhunderts in Kürst's Eingipfelhalle noch immer munt und agirt.

*

All diese „Künstler und Künstlerinnen“, welche ihre armelige Tribune von Zehnte zu Zehnte schleppten und in den Winkeln der Vorstädte ihr Publicum und ihre Enthusiasten suchten, trotteten die breite Straße des Hergebrachten und vermochten schon aus dieser Ursache keine schlagenden, nachhaltigen Erfolge zu gewinnen.

Da kam endlich der Reformator des Harfenistenthums — Moser und hob mit einem mächtigen Ruck den noch immer auf der unteren Treppe befindlichen „Stand“. Wie Luther die Bulle verbrannte, so verbrannte Moser, gleichfalls mit den alten Ueberlieferungen brechend, die Harfe, das triviale Symbol des „Standes“ aus dem Requitorium des „Vollsjängers“ und wählte das ästhetische Clavier. Dann wagte er den gefährlichsten Schritt: er perhorrescirtte das „Abammeln“, als „seiner Leistungen unwürdig“ und führte das getregelte „Gutrie“ ein, wodurch er sich wenigstens die rohe Plane der Bevöllerung vom Halse hielt.

Moser war ein Genie in seinem Fache. Von armen Eltern abstammend — er war der Sohn eines Trödlers — (sein wahrer Name war J. B. Müller) sah er sich gezwungen, seine Studien abzubrechen, und da es ihm nicht behagte, das Gewerbe seines Vaters zu ergreifen, so ging er, wie es in einem Buche über Wien heißt, als „Factotum einer Herrschaft“ auf Reisen, durchzog Deutschland, Frankreich, die Schweiz und Holland, und erwarb sich Sprachkenntnisse, die es ihm nach seiner Rückkehr ermöglichten, als Sprachlehrer einige Zeit Unterhalt zu finden. Mangel an Bekanntschaft zwang ihn jedoch, 1829 zu einer Harmonistenbande zu treten, wo er nach jahrelangen Mühen sich endlich selbst zum „Director“ emporstwang.

Als solcher wirkte er nun wahrhaft veredelnd auf seinen Stand und hatte auch die Veredelung der Massen in seinem achtbaren Programme. Moser kannte das Wiener Leben aus dem Innern; aber er vermied es stets, gemein oder zotenhaft zu werden und: Meister Moser, dann der unvergleichlich lustige Gatter, der Versuchstenor der Hofoper Hagen, der heute noch, wenn auch in ganz anderer Sphäre, beim „Geschäfte“ ist, waren in den von Moser gedichteten, überaus witzigen Scenen eine Trias, der man nur eine „Versündigung“ nachsagen konnte, und zwar: die an dem Zwerchfell der Zuhörer. Auch Matras verdiente sich bei Moser seine ersten künstlerischen Sporen.

Moser's Bedeutung für die Culturgeschichte Wiens ist nicht zu unterschätzen; er hatte aber auch, wie Wenige, wirklichen Verstand für den selbstgewählten Stand, und daß er seine „Mission“ als Volksänger nicht mißbrauchte und der Gemeinheit keine Concession machte, beweist ein gleichzeitiges Urtheil über ihn, welches lautet: „Ohne Scheu kann jeder Gebildete in die Localitäten treten, in denen Moser sich producirt und selbst Frauenohren dürfen es wagen, seinen Scherzen zu horchen.“ Für die Tüchtigkeit von seinen Leistungen spricht endlich, daß der Hofmusikalienhändler Haslinger die meisten von Moser gedichteten und componirten Lieder in einer hübschen Ausgabe veröffentlichte.

Moser geißelte in treffender, aber gutmüthiger Weise die Dummheiten seiner lieben Landsleute, die anfänglich herzlich über das Spiegelbild lachten, jedoch allgemach aufingen, die gewohnten „Pikanterien“ zu vermissen, die ihnen ähnliche Productionen

anderer Volksjänger im Uebermaße boten. Moser merkte diese Zehnsucht, aber sie beirrte ihn nicht in seinem Vorsatze, er blieb seinem sittlichen Programme treu, ja er versiel nun sogar gewissermaßen in ein Extrem von Solidität, belehrte und moralisirte, und — langweilte schließlich den großen Haufen, so daß er gerade zur rechten Zeit starb (6. December 1863, in nicht glänzenden Verhältnissen), um den schwer genug errungenen Kranz nicht verwelken sehen zu müssen. Wurzbach schreibt in einem lehrreichen Aufsatze über den Sonderling:

„In den letzten Jahren änderte sich seine Weise des Vortrages merklich. Die Zote hat er stets, soviel als möglich, von seinen Productionen ferngehalten, in den letzteren Jahren aber wurde er geradezu moralisirend; seine Vorträge durchzog ein Hauch der — Belehrung und Bildung, und es war interessant, die Metempsychose zu beobachten, wie sich die Volksbühne in eine Bude der Schamlosigkeit und lüsterne Zote verwandelte, während das Pankelsängerthum sich zum edleren Berufe, dem der Volksbildung, die der Volksbühne obliegt, erhob. Doch dauerte diese Umwandlung nur kurze Zeit. Mit Moser's Tode gingen die Dinge ihren alten Gang weiter, nur mit dem Unterschiede, daß nun Volksbühne und Pankelsänger vereint in Zote und Gemeinheit machten, welche Aufgabe in neuester Zeit auch die höheren Bühnen übernommen zu haben scheinen.“

Moser's gesammelte Schriften, eine Specialität der Wiener Localcomie und drolligster Humoristik, erschienen vom Jahr 1842 an bei Worschner, später bei Dirnböck in zwanzig Bändchen, unter dem Titel: „Das Wiener Volksleben. In komischen Scenen geschildert von J. W. Moser, Volksjänger in Wien.“ Die complete Sammlung gehört bereits zu den buchhandleriichen Raritäten und wird gut bezahlt. Von seinen „Wiener Localgesängen“ wurden vierundsiebzig Nummern veröffentlicht, die sich mit ihrem einfachen Schmucke des harmlosen Spases in der heutigen Aera des schamlosen Scandales wunderbarlich genug ausnehmen. Politischen und poetischen Werth in gewissem Sinne und innerhalb der Grenzen seines bescheidenen Vollens hatten vorzugsweise seine letzten Producte, so die Solonee zur „Schillerfeier“ und das „Wiegenlied für Kronprinz Rudolf“.

Wer nun die Gröblichkeit Moser's, des ehrlichen Regenerators des arg verwilderten „Spariententhums“, angetreten, wie sie ver-

waltet wird? Ach, nur Wenige waren von demselben lanteren Streben erfüllt, die Mehrzahl brach wie eine Horde Wüstlinge in den von Moser so sorgsam gepflegten Garten der „Volksmuse“ ein, übergoß die bereits so schön gedeihenden Schößlinge des anständigen Witzes mit dem Spüllicht der ehrvergeßenen Zote und devastierte die mühevollen Pflanzung mit dem Reichtum der unglaublichsten Gemeinheit und des nacktesten Cynismus . . .

*

Wie eine Bombe platzte Fürst in die durch seinen wilden Aufschrei erschreckte Gesellschaft. Ein heiserer, freischender Egoismus hierduseligster Schlemmerei drang plötzlich in die Ohren der lauschenden Zuhörer; mit vandalster, rüdester Zerstörungslust wurde der ästhetische Aufbau Moser's niedergerissen, und als von dessen Werk keine Spur mehr vorhanden, da schlug der lüsterne Faun, der unbarmherzigste Spötter, der ungenirteste Verlästerer und Verächter des „guten Geschmacks“ und der Gesittung eine grinsende Lache auf, und das verehrungswürdige Publicum, wie aus einem langen Schlafe erwachend, lachte aus vollem Herzen mit. Der Sprung in diese gräßliche Tiefe war jäh und von . . . schmutzigsten Folgen, man kam in einer Pfüge an, aber man fuhr nicht erschreckt zurück, nein, man fühlte sich cannibalsch wohl und wälzte sich und wälzt sich noch heute gemüthlich darin herum. Mit Fürst beginnt demnach die neueste Ära des Wiener Volksjüngerthums.

Was verschaffte Fürst die sociale Bedeutung, die er unleugbar und im rapidesten Fluge errungen? Was gab ihm die Macht, einer ganzen Epoche in dem Culturleben einer Weltstadt sein Mal aufzudrücken? Was verhalf ihm dazu, daß er trotz des Zetergeschreies der enttäuschten Aesthetiker sogar viele Delecteure aus diesem Lager zu sich herüberlockte, und worin bestand endlich die seltene Kunst, das Publicum durch ein Decennium an sich zu fesseln? Es ist, um aufrichtig zu sein: seine frische, lebenswahre Auffassung und Darstellung der eigentlichen „Volkscharaktere“, der, wenn auch nicht reizenden, so doch in gewisser Beziehung classischen, jedenfalls originellen Typen aus den alleruntersten Volksschichten, seine frappante Portrairirung des „Urwieners“ und des sogenannten „reihen und reichen

Wiener's", dessen letzte Abkommlinge einer aussterbenden Classe er mit diabolischer Schärfe und in den urwüchsigsten Gestalten wahrhaft meisterlich zu zeichnen verstand. Fürst war der Höllenbreughel des famosen „Thurnbrücklers“, des resoluten „Praterseibers“, des Alles „vergittschenden Dullbruders“, er schuf die „Poesie in Hemdärmeln“ und „Schlafen“ und gründete damit die Schule für „Graseltänze“ und „Hackergr'tanzel“ — entsetzlichen Audentens.

Fürst's Auftreten und seine energisch kaustische Vortragsweise waren für die Kreise, die sich für derlei überhaupt interessiren, von betäubender Wirkung. Er wußte Töne anzuschlagen, die jeder Wiener in seiner Brust verschlossen hielt; er gebrauchte Worte von jener kernigen, niederschmetternden Wucht, von jener prägnanten Härzung, wie sie nur auf den Lippen der Urwiener's schlagfertig des Erlösers barren; er ließ ein Brillantfeuerwerk von zündendsten Wizen los, die prasselnd über die Köpfe seiner Zuhörer fuhren, Wize, die dem eigentlichen Wesen des Wiener's entsprossen und nur ihm verständlich, oft sogar ein Echo seiner eigenen Gedanken und Empfindungen waren. Fürst cultivirte zwar nur das niedrigste Genre, er holte sich seine „Charaktere“ nur aus den infelqualmigsten Männern, dennoch aber begriff den Meister des Conzismus, den neuesten Aneipen-Hogarth, nicht nur deren stabiler Zussatz, sondern — wunderbarerweise — auch der zartfühlige Schongein reinsten Wassers, von den „Wiener Gawliers“, seinen wärmsten „Schäbern“, gar nicht zu sprechen. Denn wenn auch die Terminologie seiner präcisirenden Kraftausdrücke, das jenische Hader-Mauderwälsch seines Dialoges und die Wurzelbedeutung seiner geflügelten Worte fremden Ohren fremdartig klangen, der auf dem Wiener Pflaster Großgezogene verstand weiß Standes er auch immer sein mochte — entweder jubeltrunten oder verächtlich schmunzelnd — recht gut die schäumenden Ergüsse dieser ungezügelten Zuada.

Fürst gehörte in der „Muthe“ seines Wirkens zu den populären Persönlichkeiten der frivol modernisirten Tabiana; er war der Favorit der „Grunde“, aber auch in den goldnrothenden Salons erlauchter Paläste excellirte der wilde Classiker, der sich mit jedem neuen Viiede aus seinem unerschöpflichen Vorne frische Manze, freilich penetranten Dufes, um seine Schläse

wand. Diese Glorie des ungeberdigsten Sohnes seiner Zeit war die einschneidendste Kritik der eigentlichen Ziele des größten Theiles der Wiener Gesellschaft, die rastlosen Schrittes ihrem heutigen tristen Zustand entgegeneilte. Damit spreche ich es ungeheuer aus, daß eine namhafte Summe der Demoralisation und Verwilderung Wiens dem Schöpfer und Begründer der neuen Schule, dem Meister der versüßigten Auidität und Trivialität, d. h. Fürst auf's Kerbholz zu schreiben ist, Fürst, der, ein anderer Virgil, ein entschuldigender Cicerone, seine Gäste im Pfuhe der rohesten Sinnesart umherführte, sie vor dem Schmutze nicht Abscheu, sondern daran Gefallen finden lehrte, fintentamen der Mann auch noch das ungelige Talent besaß, alle seine textirten . . . Entzücklichkeiten mit packendster Verve vorzutragen und dazu Melodien zu erfinden, die das trügste Blut kochen machten.

Seitdem sind Jahre vergangen. Fürst, der es selbst lachend erzählt, daß sein erster „Lehrherr“ in der Kunst des Gesanges bei „Spinnerin am Kreuz“ endete, ist ein Niedermann geblieben, ist ein opferwilliger Menschenfreund, ein wahrer Vater der Armen, insbesondere armer Schriftsteller, die er nährt, trinkt, bekleidet und schließlich begräbt. Zahllos sind die Wohlthaten, die er spendete, und verdiente der Mann nach dieser Richtung zum Ehrenbürger Wiens ernannt zu werden, wenn seine ästhetischen Verbrechen nicht pestilenzialisch auf zum Himmel — röchen. Inzwischen hat er, „dulliasatt“, dem „Brett“ Valet gesagt, ist wiederholt und nun abermals Leiter eines „Musentempels“ geworden, kann Lanbe und Dingelstedt Kollegen nennen und erteilt seinen Leibpoeten (worunter der treffliche Elmar und der ganz tüchtige und überaus fleißige Bamer) dramaturgische Winke, die einem „Schreiwogel der Post“ imponiren könnten. Fürst, älter, milder und zahmer geworden, spielt in seiner Winterresidenz in der Josefstadt und in seiner Singspielvilleggiatur im Prater nunmehr edle Greise und moralisirende Väter. Aus dem zuchtlosen Sator wurde fast ein schambafter Mentor, der (trop tard) seinen verderbten Zeitgenossen lehrreiche Vorträge hält und in honnetesten Couplets sie zu ihren Bürgerpflichten zurückzuführen bestrebt ist. Welche Wendung durch Gottes Fügung! —

Aber die Unheilsschule, die er vor einem Decennium gründete, erfreut sich leider noch immer des blühendsten Bestandes. Eine vielköpfige Meute, beiderlei Geschlechtes, drängte sich auf das durch seinen Abgang eines Regenten beraubte Terrain und riß sich um die Palme der Führerschaft. Seine alten Zunftgenossen gingen übrigens ihre gewohnten Wege und kümmernten sich blutwenig um die „neiche“ Methode. Matraz, Fürst's langjähriger Kumpan, der drolligste Repräsentant des „verschmißt spassigen Wiener's“, war längst vom Geschäfte ausgeschieden und erklomm, „im Soffus der höheren Pöbel“, den Rang eines ersten Komikers im Leopoldstädter Theater, wo er für Figuren der unteren Classen eine schaupielerische Specialität geworden. Wer also sollte Fürst's Nachfolger, d. h. Wiens Liebling auf der Wirthshaus-Koftra werden? Ein entsetzlicher Wettstreit brach los, weniger in der Copie der packenden Urwüchsigkeit Fürst's, als im Cultus der nackten Pöte; die Jünger wollten es dem Meister zuvorthun, die Novizinnen des Jodler Metiers übersprangen die letzten Schranken, welche Sitte und Anstand gezogen und — die Orgie begann. „Après moi le déluge!“ zu deutsch: „Macht's, was's wollt's!“ rief der emeritirte Triumphator hämisch zum Abschiede, und die heisersten Megären der Unverschämtheit und die grinienden Dolmetische der frappirendsten Frechheit balgten sich um die Concession, die Metropole zur stinkenden Pöte stülischen Unrathes heranzubilden.

Ach, es wurde eine „Wibel der Pöte“, wollte man diese gesanglichen Schandthaten, das planmäßige Erschicken des letzten Jünglings Schamgefühl in den respectiven Busen der geehrten Führerschaft (jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes), den gereimten und gemimten Unrath, der allabendlich über die Haupter des p. l. Publicums lachend ausgeküttet, nach Gebühr und erschöpfend würdigen. Ach unterzog mich im Herbst 1868 der unruhulichen Aufgabe, diese privilegierten Anstalten der Demoralisation, diese Lehranstalten für Schamlosigkeit zu durchwandern, aber der Curus überstieg meine Kräfte: von hundert solcher Prostitutionsgymnasien lernte ich nur circa ein Duzend kennen — ich war satt und mude und von unüberwindlichem Oel zu sehr ergötzen, als daß ich die Wanderung hätte fortsetzen können.

Nur ein paar ehrenwerthe Ausnahmen fand ich, die man, schon der kostbaren Rarität wegen, mit dem Monthyon'schen Tugendpreis zieren sollte. Der Rest war Schmach. — Was hier folgt, sind eben die Ergebnisse meiner damaligen dornenvollen (vielberenteten) Pilgerfahrt. Neuere „Forscher“ haben ihre angebliche Entrüstung mittlerweile in weit groteskere Formen gekleidet — pessimistische Zweifler in die Echtheit solch rühmlicher Gesinnung mittelten in dem Sittlichkeitsspectakel nichts, als eine — verlockende Reclame, wieder Andere warfen sämtlichen mißgünstigen Kritikern den „Schimpf“ an den Kopf, daß sie „Moralitätsjere“ seien. Sind beide Einwürfe nicht erhebend? Nun, mag darauf antworten, wem es beliebt, ich persönlich finde es nicht der Mühe werth und reproducire vielmehr unverfälscht und ohne die Farben aufzufrischen, was ich nach meinem ersten Rundgange in ehrlichster Absicht niederschrieb:

* * *

Beginnen wir mit den „Damen“. — Verehrte Leserin! Erröthen Sie nicht über meine Frage, aber ich muß Sie fragen: Kennen Sie die Mannsfeld, „Fräulein Antonie Mannsfeld“? Nein? Nun, das wundert mich, denn gerade in den sogenannten „besseren Kreisen“ ist dieser Name ein vielgenannter, und ich wette um was Sie wollen, daß Ihr Herr Gemahl, oder Ihr Bräutigam, oder Ihr Cavaliere servente, mag er mit seinen ästhetischen oder moralischen Grundsätzen noch so prunken, doch ein heimlicher Habitué der gewissen „Soiréen“ bei Dreher, bei den „drei Engeln“, dem „Zeißig“ u. s. w. ist, und daß sich dieses Muster eines soliden Mannes vielleicht nirgends so gut, d. h. so „famos“ unterhält, als eben dort.

Damit habe ich gleich vorweg angezeigt, daß das Stammpublicum dieser modernsten Wirthshausprimadonna kein ordinäres, kein bierduftiges ist; nein, Fräulein Mannsfeld recrutirt ihr Auditorium thatsächlich meist nur aus der zweiten und ersten Wählerklasse und die Rauchwolken, die ihr entgegenwirbeln, dampfen aus keinen trivialen Tabatspeifen hervor; im Gegentheile, es ist aromatischer Wohlgeruch aus kostbaren Mitares, Londres und Regalias, der ihrem Mezzosopran schon während der nur dreijährigen Strapazen leider einen so rauhen Timbre

anhauchte. Nochmals, die Zuhörerschaft ist keine gemeine, die Anhänger der Künstlerin kommen auch selten zu Fuß, eine Wagenburg von Kisten hält vor jenen Etablissements und aus den Kisten springen alte und junge Herren in tadellosester Toilette, mit den allerweihesten Manchetten und den phantasie reichsten Knotenverwicklungen ihrer koketten Echarpes. Die alten und jungen Herren, mit Lackstiefletten und Binocles geschmückt, werfen den Biletteurs der Mannsfeld so vertraut-cordiale Grüße zu, wie ihren Freunden — den Stallpagen in der Manège bei Renz — und sind selbst mit dem Kellner herablassend freundlich, wenn er sie zu den reservirten Plätzen führt. — Das ist die Garde der Mannsfeld.

Nun nun der Saal gefüllt, ist die Ungeduld der Kunstfreunde auf's Höchste gespannt, dann beginnt die Production, d. h. ein oder meist zwei heroische Eingangsglieder werden von den männlichen Assistenten der Directrice, natürlich wirkungslos herabgesungen — alle Hälse richten sich sofort nach einer Seitenthür und — Fräulein Mannsfeld erscheint unter donnerndem Begrüßungsjubel, sie lachelt, macht die obligaten dankerfüllten Anrede und singt ihre „Wiener Lieder“.

Was Fräulein Mannsfeld singt? Sie singt, um es kurz herauszusagen, den Caneu. Sie singt die Bote in der unzweideutigsten Färbung, sie singt den impertinentesten Gassenbauer, wie ihn das angeheiterte, edle „Wiener Lumpert“ nach der vierzehnten Halben „fühlt und empfindet“, sie singt die Hausordnung gewisser Häuser, sie singt die Nancen der Straßendirne. Und das p. t. Publicum jubelt, es klatscht, daß die rothbraunen Glacés zerplatzen und die aufrichtigsten Freudenthränen in den edlen „Marktsdorfer“ perlen.

Wie Fräulein Mannsfeld singt? Vor einigen Jahren brachte ein Vocalstheiler in einem hiesigen Maate einen großen „kritischen“ Aufsatz über die schneidige Wiener „Theresa“ und erschöpfte den ganzen Vorrath seiner berühmten Stotztechnik, um das Pifante, Bridelnde, Manische, Diabolische dieses weiblichen Petronius, dieses halb „Kretonische“, halb „Kursische“ in ihrer Vortragswelt in das rechte Licht zu setzen. Es ist wahr, Fräulein Mannsfeld, welche ich sogar als ein gebildetes, jedenfalls geistreiches „Krauzimmer“ halte, ist eine pifante Erscheinung. Fräulein

Mannsfeld ist so klug, anspruchslos aufzutreten. Ihre Toilette ist eine beinahe absichtlich einfache: ein bis an den Hals enggeschlossenes Kleid, ohne viel Aufputz, eine fast „schüchterne“ Friir — kein Schmuck und kein Geschmeide — sie bringt nur sich und ihr Talent.

Und sie hat Talent! Es ist schwer, schärfer zu manciren, treffender zu pointiren, faustischer zu perßiliren, als es die Mannsfeld „macht“; aber was mancirt sie, was pointirt sie und was — perßilirt sie? Der unsaubere Poet dieser „Wiener Lieder“, der immer und immer nur einen einzigen „Vorwurf“ für seine specifisch dichterische Begeisterung wählt und seinen Pegasus aus der schmutzigsten Hippotrene . . . saufen läßt, weiß das „pikante“ Thema in zahllosen Variationen zu scandiren und, von unglaublichem Cynismus geleitet, in die erschreckendsten Refrains zu bringen. Und dieses verßicirte *mixtum compositum* von Schamlosigkeit und leidigem Wiener Kneipenwitz hat Fräulein Mannsfeld zu interpretiren und — es gelingt ihr „magnifique“, die „Schlager“ solcher Sorte nicht unverstanden an den geneigten Ohren eines hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums vorüber gehen zu lassen, denn sie „mancirt“ die Note wirklich meisterhaft und blinzelt dazu auf eine unmachahmliche Weise mit ihren püßigen Neuglein, was den empörenden Text gleichsam mit durchschossenen Lettern bringt.

Das ist die Mannsfeld der neuesten Aera. Das nicht die Wirthshäuser besuchende Publicum kennt diese jügende Mänade nur aus einer gelungenen Imitation der lustigen Soubrette des Carltheaters. Aber was sang die Gallmeyer? Eine Strophe von „Na versteht si!“, eines der frömmsten Lieder der Mannsfeld und noch aus der guten alten Zeit vor zwei Jahren! Das jetzige Repertoire, d. h. die neuesten Lieder dieser resoluten Sängerin, haben jedoch bereits die Grenze des „Möglichen“ nicht nur erreicht, sondern weitans überschritten, und würden selbst die — als bedeutend emancipirt — renommirten classischen Alles. Phryne und Vais erröthen machen. Aber nichtsdestoweniger besuchen selbst Damen und sogar Mütter mit ihren Töchtern diese amüsanten „Soiréen“ und stoßen die unwissenden Wackfischen mit dem Ellbogen, wenn sie eine marfante Stelle gleichgiltig anzuhören Willens wären.

Wen soll man nun anlagen? Fräulein Mannsfeld? Sie macht mit ihren Productionen brillante Geschäfte und soll sich bereits als dreifache Hausfrau fühlen. Den Dichter? Mein Gott! Der Menich kann eben nichts Anderes „dichten“ und die Zote ist sein Element, wie dem Fisch das Wasser. So bleibt denn das Publicum, das der Zote huldigt und sie ermuntert und ermunthigt und aneifert, immer in neuer Form aufzutreten und sie nöthigt, sich sogar zu überbieten. Das ist nun bereits geschehen und die Frage ist wahrlich beängstigend, was denn, um den Beifall nicht erkalten zu lassen, und da somit stets Durchschlagenderes, Packenderes gebracht werden muß, nun Alles noch von diesem Genre gebracht werden wird? Denn solch gesungener Caviar ist für manchen Gaumen bereits zum Bedürfnis geworden, er ist das ästhetische Souper eines großen Theils unserer „anständigen“ Gesellschaft, denn wenn selbst Männer, welche notorisch zu den bedeutendsten Persönlichkeiten Deutschlands gehören und sogar von Napoleon in Salzburg aufgesucht wurden, die paar kurzen Ruhestunden, welche ihnen die schwierige Mission der Gesetzgebung erubrigt, dazu verwenden, die „Wiener Lieder“ der Mannsfeld anzuhören, so ist es kein Wunder, wenn sich an solchen Festabenden auch simple . . . Banfiers mit ihren Angehörigen dort einfänden. —

Fräulein Antonie Mannsfeld heißt eigentlich „Montag“. Ihre Schwester, die ebenfalls beim „Geschäfte“ und von welcher später die Rede, behielt ihren rechten Namen bei, nur die selbe vom transfigurirte. Sie that dies aus „Pietät“ für ihren Lebidichter, welcher sich Ferdinand Mannsfeld nannte.

Nicht ganz ein Jahr, nachdem obige Zeilen geschrieben, starb dieser Zotenpoet, und zwar unter der Bezeichnung: „Wiener Liederdichter und Journalist (!)“. Fräulein Mannsfeld erschütterte dieser Fall auf's Heftigste; sie ließ einen schwarzgeränderten Partezettel in den Mattern inseriren, womit sie uns von dem Hergange des Unerseglischen Mittheilung gab. Er enthielt „nach langen schmerzvollen Tagen und Empfang der heiligen Sterbesacramente selig in dem Herrn“. Knapp daran stand wörtlich Folgende: „Da ich es als eine heilige Aufgabe betrachtete,

den so schwer Leidenden in seinem letzten Kampfe nicht zu verlassen, so war ich leider in die unangenehme Lage versetzt, an einigen Abenden meinen Verpflichtungen dem p. t. Publicum gegenüber nicht nachkommen zu können. Deshalb um Vergebung bittend, mache ich die geziemende Anzeige, daß ich von Montag den 14. Juni 1869 angefangen (also drei Tage nach dem Tode des Unvergesslichen) wie zuvor meine Soiréen abhalten und mich bemühen werde, mit ganz neuen Liedervorträgen meine geehrten Gönner bestens zu unterhalten. Antonie Mannsfeld, Volksängerin.“ —

Ist das nicht das resolute . . . „Wiener Blut“? — —

* * *

Ein theilweise anderes Publicum als die Mannsfeld, und auch ein theilweise anderes Repertoire, als es diese cultivirt, haben die nächsten Größen der — zwar beim Clavier arbeitenden, aber im Volksmunde noch immer als „Harfenisten“ bezeichneten Volksängergilde: die Herren Nagel und Amon.

Dieses Dioskurenpaar hat in Wien einen Namen, weil es die Mission usurpirt, einen ganzen „Begriff“ zu repräsentiren, nämlich den des „Urwienertums“. — Allein ich finde, daß gerade diese Herren trotz aller Anstrengung das allerwenigste Geschick dazu haben, denn es fehlt ihnen Wiß und Humor und dieses Deficit läßt sich weder durch gellendes Gejohle und Geschrei, noch durch forcirte Gesten ausgleichen — die Wirkung, die sie mühevoll hervorpreißen, ist lange nicht jene, wie sie Fürst einst erzielte, ehe er „dramatischer Künstler“ wurde, oder wie sie Matras so ganz unbewußt erreichte, als er noch nicht die Ambition hatte, erster Komiker des „elegantesten“ Theaters zu werden, was ihm übrigens auch gelang. Fürst und Matras waren die Typen des „Urwienertums“, ich beklage nicht, daß sie es nicht mehr sind — aber die Herren Nagel und Amon sind es auch nicht.

Ich weiß, daß ich durch diesen gewagten Anspruch, der an Kühnheit nur durch jenen Galilei's überboten wird, den gesammten Chorus der „Dullia-Nanatiker“ gegen mich gekehrt habe, aber wenn mich die ehrenwerthen Nagel-Enthusiasten auch steinigen oder im Wege der Gnade nur prügeln würden, ich bleibe

doch dabei, daß das, was Herr Amon im Schweife des Ange-
sichtes schreibt — nicht wichtig, und das, was Herr Nagel mit den
lebensgefährlichsten Körperverrenkungen zu verdolmetzen sucht,
nicht lustig ist. — Die beiden Herren haben eben — ermutigt
durch die damaligen Erfolge der vorgenannten Morpheen des
vierzeiligen Genres, vor ein paar Jahren das gleiche Geschäft
etabliert, aber ohne die nöthigen Fonds ihrer Vorbilder, sozusagen
den „göttlichen Funken“ (sic!) zu besitzen, der z. B. Herrn Fürst
beseelte, wenn er den „blauen Montag“ sang, dessen classischer
Refrain „Nur la Wasser mit!“ zum „geflügelten Worte“ in
der Sitten und Literaturgeschichte Wiens wurde.

Die meisten Anhänger dieser unsterblichen Matadore der
echten „Wiener Tanz“ geben sich nun freilich auch mit den Epi-
gonen der Meisterfänger zufrieden und applaudiren in unverfälschter
Begeisterung die wirklich anstrengenden Leistungen derselben; allein
der Kern jener Gattung Publicum, das an diesem Genre Ge-
fallen findet, fehlt; es fehlt der Schottenfelder Fabrikantensohn
mit dem gewichsten, schmalframpigen Cylinder; es fehlt der Zer-
chenfelder Wummler, der die unvergeßliche „Zinnert“ von den
„drei Hadeln“ noch „dudeln“ gehört; es fehlt der aus innerem
Trieb, aus Passion, aus Leidenschaft für die „Sache“ zum
Privat-„Hader“ selbstherangebildete Hausberrnssohn von der
Siebenbrunner Wiese, von Erdberg und überhaupt von den „entern“
Gründen; es fehlt so mancher „laute Bua“, der „harbe“ Pepi
und der „mauicheisterne Schani“, der „Mohrabi Schaderl“ und
der „Minierl“! Ja, die gesamte Garde fehlt, die noch vor
Jahren dem „Alleweil fidel, fidel!“ gelacht, sie hat sich zurück-
gezogen und schmollt, denn sie „verneht die Welt nicht mehr“,
die sich an den mattberzigen „Schnapper Liedern“ der Herren
Nagel und Amon ergötzen kann und doch einst so wahrhaft „Ge-
diegenes“ zu hören bekam.

Und von ihrem „Hader-Standpunkte“ aus hat diese ur-
wuchige Garde Recht. Sie raunte deshalb das Terrain einem
anderen Publicum, auf dessen Bildungsgrad, auf dessen Talent
zum „Adelen“ sie nun nur mittheilig herabblidt, dessen Verständ-
niß und kritisches Urtheil für das „Laute“ sie belächelt. Das
jetzige Publicum ist zwar scheinbar auch „laut“, aber es sind
doch nur die Fiendo Adelen, die gegenwärtig — „pajchen“; es

sind wohl auch freiwillige, aber forcirte „Hacker“, denen der innere Beruf fehlt, „schon a so zu sein“, und die nicht die mindeste Berechtigung haben, „mitzujodeln“, wenn ein Kunstverständiger irgend einen „ganz Tiasen“ zu präladiren beginnt. Das jetzige Publicum, welches die „Soiréen“ der Herren Nagel und Almon besucht, ist ein innerlich zahmes und nur äußerlich fideles. Es kommt der Commis, der auch zu Zeiten ein „verflirter Kerl“ sein will, aber schon die Wahl seiner geschmiegelten Toilette zeigt, daß er seiner Aufgabe nicht gewachsen und davon himmelweit entfernt ist, was er für ein paar Stunden anstrebt. Es kommt ferner der sogenannte „Lebemann“, der, blasirt von den Genüssen beim Sperk, sich durch eine — vermeintlich sehr stark paprizirte „Het“ auffrischen will und schon deshalb glaubt, das Zeug in sich zu verspüren, ein Wiener Vollblut darzustellen, weil er weiß, daß man den Hint in solchen Regionen schiefer in's Gesicht zu setzen hat. Und schließlich kommt auch sogar der vorstädtische Spießbürger, der sein durch alle möglichen Steuerzuschläge verbittertes Gemüth mit Gewalt erheitern möchte, und der, je mehr Herr Almon schreibt, desto mehr glaubt, sich unterhalten zu müssen.

Aus diesen, im Grunde genommen faden, wenigstens sehr friedfertig und gemäßigt organisirten Charakteren besteht das Groß des Nagel- und Almon'schen Publicums, welches sich zwingt und überredet und sogar einbildet, sich „feich“ zu unterhalten. Was bieten nun diese beiden so renommirten Volksänger ihrem überaus dankbaren Auditorium? Eine Reihe von „Wiener Liedern“, deren Inhalt theils zweideutiger Natur, wenn auch nicht so schrankenlos zotig, wie die Mannsfeld'schen, theils ein sogenannter „politischer“ ist. Diese Lieder werden nun von Weiden, um den größtmöglichen Effect zu erzielen, mit der Vollkraft ihrer Zungenklügel, und accompagnirt von den grotesksten Körperbewegungen und Gesichterschneidereien, herabgesungen, und je größer das Geschrei des „Sängers“, desto lärmender ist der Beifall des Publicums. Herr Nagel z. B. verblüfft schon durch die, die Wände erzittern machende Stentorstimme, mit welcher er in die erwartungsvolle Menge hineinschreit: „A neugs Liad!“ — Dieses so gewaltsam annoncirte „neuche Liad“ wird nun mit obligatem Jubel begrüßt und, ob es noch so witzlos, am Schlusse mit Jubel belohnt. Die „politischen“ Lieder ergehen sich in communalen Anklagen über

den Mangel an Schatten im Stadtpark und die schlechte Beiprügung der Ringstraße, oder wenn der Dichter sich zu patriotischer Begeisterung aufraffte, in edelstem „Preußenhaß“, welche, wenn auch ungefabrierte Gesinnungstüchtigkeit den Spießbürger selbstverständlich in Entzücken versetzt. Uebrigens sind die „politischen“ Lieder von „liberalem Hauche“ durchweht, was immerhin anerkennenswerth ist.

Aber alle diese Lieder werden von feinen originellen Melodien begleitet, welche früher eine so rasche Popularität erlangten und thatsächlich diesen Schöpfungen der Volksmusik einen eigenthümlichen Reiz verliehen. Die Lieder, welche die Herren Nagel und Amon singen, sind mühevoll den Motiven eines Walzers, einer Polka, ja sogar einer Quadrille angepaßt, welcher sinnlose Mißbrauch eine qualvolle Zerhackung des Textes erfordert und schließlich monoton wirkt. Schon durch diesen Märgang verliert ihre Leistung das Charakteristische des Volksliedertums.

Wer nun von beiden „Künstlern“ der vorzüglichere ist? Ich weiß es nicht. Herr Nagel soll der Komiker sein, heißt es, und Herr Amon will komisch sein — ich hörte Beide stets nur schreien; aber unzweifelhaft ist, daß sie zusammengehören. Was nämlich David dem Jonathan und Jonathan dem David war, was Treß dem Polades und Polades dem Treß gewesen, das ist Herr Nagel dem Herrn Amon und Herr Amon dem Herrn Nagel: zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag — außerdem sollen Beide recht wadere, brave Wiener Bürger sein, die nebstbei ihre deutsche Gesinnung beim Schützenfeste bekanntlich durch die Spende eines prächtigen Kasses Wein manifestirten — aber ich bleibe dabei, das spezifische, wißige, edele „Urwienertum“ präsentiren sie doch nicht. Wie dem auch sei, die Welt braucht nicht zu verzagen, ein neu Geschlecht erhebt, vielleicht bringt es uns auch den eigentlichen „Volksliedner“, der lustige und wißige Lieder zu singen weiß, und auch den, freilich Anfangs wenig lucrativen Versuch wagt, dem Publikum weder Joten, noch Gemeinheiten, noch lappische Aberglauben zu bieten.

Vor beiläufig anderthalb Jahren wurde das engverknüpfte Dioskurenpaar vom unerbittlichen Schicksale gewaltjam getrennt. Herr Nagel erkrankte eines Abends plötzlich und ernsthaft und mußte in eine Privatheilstalt abgegeben werden. In jüngster Zeit körperlich so ziemlich hergestellt, scheint er jedoch noch nicht in der geistigen Verfassung, sich neue Vorbeeren zu — erjodeln. Vorbei! Vorbei! — —

Und nun zu einem „weißen Raben“:

* * *

Wieder ein anderes Publicum hat die dritte „Größe“ des Volksängertums — K a m p f um sich geschaart: die anspruchlose, aber lebens- und lachlustige Mittelclasse des Bürgerthums und was „drum und dran“ hängt, die Subalternbeamten und „kleinen“ Hansherren als Schwiegerjöhne und Schwäger, sozusagen die neunte und zehnte Diätenclasse des Wiener Honoratiorenthums und überhaupt Alles, dessen Gaumen an keine „prickelnde“ Kost, an keinen „Wildpretparfum“ gewöhnt ist, und das nur das bescheidene Verlangen hegt und trägt, nach des Tages Mühsal ein paar Stunden lang . . . lachen zu können. Und da sind sie denn auch auf der rechten Fährte, denn wer bei K a m p f nicht lacht, der lacht in diesem Jammerthal überhaupt nicht mehr, für den ist „Lach und Ehrsam“ verloren, der soll sich — begraben lassen.

Der „alte K a m p f“! — Die Wiener heißen ihn so; nicht, weil er schon hochbetagt — er zählt erst einundfünfzig Jahre — sondern weil er seit fünfunddreißig Jahren in Wien „wirkt“, in Wien, seiner Vaterstadt, und weil ihn Jeder von uns schon in seiner Jugend gehört, weil es Jedem von uns wie ein Traum dünkt, als er das erste Mal über ihn — lachte. Und nun treibt er seit fünfunddreißig Jahren dasselbe tolle, lustige, pudelnärrische Zeug; seit fünfunddreißig Jahren „schneidet“ er dieselben drastischen „Gesichter“ und seit fünfunddreißig Jahren sind wir ihm gefolgt, zu gutem und schlechtem Bier, in alle Vorstädte der communalen Windrose sind wir ihm nachgewandert, in sämtlichen Wirthshausalons haben wir feinetwegen geschwitzt und uns mit den Messnern der verschiedensten Rechnungsmethoden herumgezankt, und in Folge dieser schönen Erinnerungen ist Kampf

ein Stück von unserem Leben geworden — er ist mit den Wienern und dem Wiener Leben verwachsen.

Dann ist sich Kampf — und das wird ihm von seinen paar Gegnern zum Vorwurf gemacht, diese lange, lange Zeit so ziemlich gleich geblieben. Das Wiener Volksjüngertum brüstet sich nämlich mit seinen kolossalen „Fortschritten“, und indem es heute dem Geschmacke und Geiste der Zeit sich accomodirt zu haben vorgibt, eigentlich aber nur in der . . . Zote „macht“, blickt es mittheilend lächelnd auf die „alte Schule“ zurück, die einß der selige „Zwickerl“ gegründet, Stöckel (Vater) und Zonas fortgeführt und die mit Moser begraben wurde. Kampf aber ist — „stehen“ geblieben. Er sieht zwar die Erbsfolge, die das „Haderthum“ und die Zotenreißerinnen sich errungen, aber er bringt es nicht über sich, in dem sauberen Genre mitzutun, er leistet Verzicht auf eine gewisse Gattung Publicum, wie auch auf die männliche und weibliche, auf die öffentliche und heimliche Demimonde, und er begnügt sich mit seinem altgewohnten bürgerlichen Stammpublicum, das mit Weib und Kind zu seinen „Nachfränzchen“ kommt und sich nicht zu schämen braucht, Weib und Kind mitgenommen zu haben.

Kampf's Force ist der harmlose Spaß, der gemüthliche Zug, dann seine Charakteristik gewisser Volksfiguren und unter diesen namentlich sein bereits der „Classicität“ sich erfreuender „Böhm“. — Kampf's „Böhm“ hat einen Ruf, der weit über den Linien-graben Wiens reicht und Morphphaen der Kunst haben Kampf aufgesucht, um seinen „Böhm“ zu bewundern. Dawson z. B. erfrischte sich, wie er selbst sagte, an dieser köstlichen Charge; wenn Kestron moros zu werden fürchtete, ging er zu Kampf und war wieder geheilt, wenn Bedmann melancholische Anwandlungen thatte, vertrieb er sich die Grillen mit Kampf's „Böhm“. selbst Karl Trenmann, der's doch wahrlich auch nicht nothig hatte, studirte diese treffliche Leistung. Kampf ist in dieser Darstellung eine Specialität, und die Figur, die er geschaffen und die sein Eigenthum ist, wurde für Wien ein ganzer „Wegart“. Ein Kampf Abend ohne „Böhm“ ist nicht mehr denkbar und obwohl er, wie er geschieht, den „Böhm“ bereits über neunhundert Male gespielt, und viele tausend Male als „Böhm“ „den Wackel“ und den nicht minder classischen Anhang:

„Von den Tlmen“ gesungen, so bin ich doch überzeugt, daß, wo Kampf auch heute spielt, seine Zuhörer, wenn ihnen auch vor Lachen bereits die Thränen in den Augen stehen, doch wieder nimmer satt: „Den Mailiff“ und „Von den Tlmen“ verlangen und daß Kampf beide Lieder, vielleicht auch als Zugabe noch die pyramidal drolligen, böhmischen „Grastonz“ mit derselben zwerchfellererschütternden Wirkung zum Besten gibt.

Damit sei aber auch gleich gesagt, daß Kampf mit seiner allerdings grotesken Verjflage nichts Arges, nichts Böswilliges beabsichtigt. Nicht wie Hamiltar seinen Sohn Hannibal den Römerhaß lehrte, lehrt Kampf die Wiener den „Böhmenhaß“. Kampf bringt in der harmlosesten, gutmütigsten Weise nur die, ohnehin allen Wienern bekannte, sich ewig gleichbleibende Figur eines nach Wien eingewanderten Urczechen, der sich aus angeborenem, stets vom Glücke begünstigten Speculationstriebe hier freiwillig germanisirt, immer und immer wieder eine „Wittfrau mit klane Eckhäusl“ findet und heiratet, dabei in bornirt-verjchmizter Weise „fette Wiener L... bub“ überlistet und schließlich als „reiche Seilerermaste“ — echt wienerisch-fidel werden will.

Darüber lachen nun die Wiener und diese kleine Revanche, daß wir über das „Glück“ eines Czechen lachen, werden uns die Herren Czechen wohl verzeihen. Was anderes ist es mit dem „dummen Kerl von Wien“, der sich daran ergötzt, wenn im Prater der „Jud“ vom Wurstel erschlagen wird. Wenn aber Kampf den Wienern nur den freilich drolligen, aber dennoch sprichwörtlichen Glückspilz aus Podiebrads und Czaskau's Umgebung zeigt, und der in verschiedenen Richtungen von dem eingewanderten Rivalen eben nicht am ... Brüderlichsten behandelte Wiener zu seiner eigenen Niederlage und über den „socialen Sieger“ lacht, so ist das wahrlich ein bescheidenes Vergnügen des Wiener's, der keinen Nationalitätenhaß kennt und sich sogar an die „pfliffigsten“ Erfolge seiner uncollegialsten Nebenmenschen zu gewöhnen weiß.

Das mußte, wie gesagt, erwähnt werden, weil von einer Seite, wo man bekanntlich „keinen Spaß versteht“, Kampf wiederholt der Vorwurf gemacht wurde, er mache die „böhmische Nation“ lächerlich, und deshalb cajoliren ihn die eingeseifchten Wiener. Dem ist nun eben nicht so. Kampf ist ein so gutmüthiger, harm

loser Wiener, wie der Wiener überhaupt ist, und es war eine — Lächerlichkeit ohne Gleichen, daß einige bramarbasirende Swornote, freilich zu einer Zeit, als der doppeltschwänzige Löwe am grimmigsten knurrte, aus Kämpf's lustiger Scene politisches Capital schlagen wollten und in einem öffentlichen Locale einen nationalen Erceß produciren.

Nein, wer halbwegs bei gesunden Sinnen ist, wird und muß über Kämpf nur lachen. Ich glaube, daß der fauertöpfste, griesgrämigste, verhämmorrhoidalisirteste Protokollsdirector oder menschenfeindlichste Landesgerichtsrath über Kämpf lachen muß. Ich glaube, daß selbst der wüthigste Sohn der Wenzelkrone wenigstens lächeln muß, sieht er und hört er sein leibhaftiges Conterfei, „Alesheimisch“ fühlen und dabei das „Deutsche“ so unbarmherzig maltrairiren. Ich glaube endlich, daß selbst der ernsteste Shakespeare Erklärer und „gebildete“ Hebbel-Kritiker trotz der imponirenden Höhe seines Standpunktes und Forscher-Bewußtseins doch . . . schmunzeln muß, wenn er Kämpf z. B. als alten (Wiener) Zettelträger Sebastian von der „Leich“ zurückkommen sieht, wo er sich so gut unterhalten, wo auch eine „Harmonika“ dabei war; wie Kämpf ferner erklärt, daß über eine „schöne Leich' mir is“, und daß er den „Jur“ in seinem Leben nicht mehr vergift, wie sie „sein' besten Fremd einig'fernt haben in die Grub'n“! u. s. w.

Das sind Scenen und Figuren aus dem Volke und, von Kämpf wahrheitsgetreu dargestellt, von unbeschreiblicher Wirkung. Man lacht seit dreißig Jahren und wird stets darüber lachen. Und es lacht Alles über Kämpf, Alt und Jung, Frauen beißen in ihre Zandtucher, um nicht laut aufschreien zu müssen und der kleine Nachwuchs, der sich stets in die nächste Nähe der Tribüne poirt und Mund und Augen aufreißt, um all den Schabernack ganz zu genießen, schüttelt sich vor Lachen.

Kämpf spielt hauptsächlich die „Alten“ und zwar aus den unteren Volksschichten, vortrefflich. Eine fabelhafte Beweglichkeit seiner Gesichtsmuskeln gestattet ihm die frappantesten Physiognomien hervorzubringen, wobei ihn eine merkwürdige „Gaumentechnik“ unterstützt, um alle möglichen Spracharten und Dialecte zu copiren. Außerdem ist er noch ein Meister im künstlichen — Zucken!

Im Umgange ist Kampf wie alle gebornen Komiker höchst einsilbig und sogar misanthropisch. Als vielgeplagter Familienvater — von sechzehn Kindern hat er noch sechs zu ernähren, ist sein Dasein eben kein sorgenfreies, kein lustiges. Er gesteht, daß er nicht den rechten Beruf erwählt, daß er hätte „zum Theater“ gehen und die Bretter, welche die Welt bedeuten, betreten sollen, während er auf dem „Brett“ versauert sei. Auch ein politischer Märtyrer ist Kampf; in der Zeit der Ordnungsmacherei wurde er nämlich einer Strophe wegen confiscirt und mußte fast durch zwei Monate „brummen“. Er hat mit den Wienern überhaupt „Freud und Leid“ getheilt und auch schon deshalb haben die Wiener ihren „alten Kampf“ gerne. Möge er sie noch lange lachen machen! —

* * *

Wir steigen nun einige Stufen tiefer hinab. — Wollte ich pathetisch werden, ich würde einen classischen Vergleich wählen und meine verehrten Leser und Leserinnen, wie es Dante von seinem Cicerone passirte, höflichst einladen — die „Hölle“ zu besuchen, so aber geht unsere, wenn auch nicht ganz ungefährliche Wanderung nur in einen beliebigen „Keller“ mit soundsoviel Staffeln. — Aber das „Hinabsteigen“ meine ich ja überhaupt nur figürlich, denn wir können unsere Studien viel commod in einem oberirdischen Locale, z. B. in einem Etablissement der „Stadt Belgrader“ Region fortsetzen, nur dürfen Sie weder über die Knistgenüsse, die nun folgen, noch über die Atmosphäre, in die ich Sie führe, die Nase rümpfen, denn es ist eben — in jeder Beziehung „starker Tabak“, der hier consumirt wird, und Sie haben sich gegen so manche Attentate auf Ihre verschiedenen Nerven und Organe zu wappnen.

Besuchen wir deshalb heute zur Abwechslung Herrn Stöckel. Sie werden gleich beim Eingange den Unterschied in den „Empfangsmodalitäten“ merken; es fehlt nämlich an der Thüre das usuelle „Kastel“ mit dem darin sitzenden Cassier, denn Herr Stöckel huldigt noch dem alten, von seinem Vater ererbten Cultus des „Abjammels“ mit dem Zeller, ein Gebrauch, der ebenfalls viel für sich hat, denn der „Künstler“ wird dadurch mit seinem Publicum in Verührung gebracht. Das

Streben eines Volksängers geht doch vor Allem dahin, „populär“ zu werden. Was erhöht nun die Popularität mehr, als wenn der soeben mit dem betäubendsten Beifallsgefläusche ausgezeichnete „Künstler“ von seiner Tribüne herabsteigt, einen Teller mit der obligaten Serviette ergreift und im vollen, oft püdelnarrischen Costume, noch hochroth geschminkt, d. h. das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit beschmiert und beklert, sich an den nächsten Tisch wendet und ohne jeglichen Künstlerstolz wie ein ganz gewöhnlicher Mensch sein bescheidenes Anliegen vorbringt, sich für eine Kleinigkeit von ertlichen Kreuzern sogar bedankt — ja noch mehr, es nicht einmal verschmäht, aus dem ihm dargereichten Bierglase einen tüchtigen Schluck zu thun.

Man kennt die Naivetät einer gewissen Gattung Publicum, das jede „Vermaßcherirung“ mit weit aufgerissenen Mund und Augen bewundert, das sich höchlich geschmeichelt fühlt, wenn selbst der schäbigeste Bajazzo einer herumziehenden Zeitänzertruppe sich mit ihm die unsäussten Späße erlaubt, und das nicht genug stammen kann über solche Zerkeligkeit und wie dertei — eigentlich „ungewöhnliche“ Menschen so menschlich sprechen und — trinken. Dieses naive und gutmuthige Publicum freut sich nun stets, wenn irgend ein Künstler (aber nur „maßcherirt“ muß er sein, oder doch wenigstens geschminkt) nach seiner Production — und sei es was immer für eine — zu ihm „herabsteigt“, mit ihm verkehrt und mit ihm aus einem Glase trinkt. Es freut sich, den, über welchen von seinem erhöhten Standpunkte aus es soeben noch bis zum „Gerplaken“ gelacht, nun in der allernächsten Nähe zu sehen, die grotesken Malereien in seinem Gesichte nun genau bewundern zu können und vielleicht sogar ein paar Ertraspäße, die nur für diesen einen Tisch berechnet sind, zu hören. Es freut sich schließlich, den Tribut seiner ungeheubelten Anerkennung dem Ziehlmg direct einhandigen zu können, d. h. ihn auf den vorgehaltenen Teller zu legen und auch gleich den Dank dafür separat in Empfang zu nehmen.

So viel über den „Werth“ der Methode des „Abjam-meln-“. Ich wollte damit nur zeigen, in welcher cordiale Verbindung es den ausübenden „Künstler“ mit seinem Auditorium bringt. Diese „cordiale Verbindung“ herrscht nun, und zwar in der toleranten Ausdehnung, gerade zwischen Herrn Stöckel

und seinem Publicum. Stöckel hat auf sein Sängerbanner die Devise: „Nur kan' Schenirer!“ geschrieben und seine Zuhörer an einen solch vertraulichen Verkehr gewöhnt, wie er nur in gewissen Kreisen besteht, wo sich eben Einer vor dem Andern nicht zu „scheniren“ braucht. Herr Stöckel genirt sich nun wahrhaft nicht im Mindesten vor seinem Publicum und dieses wieder genirt sich nicht — über Herrn Stöckel zu lachen, und zwar „unbändig“ zu lachen. Stöckel verschmäht es, Umschreibungen zu gebrauchen, das ist dem Manne zu langweilig und seine Zuhörer prätextiren ja auch eine so zarte Rücksicht nicht. Stöckel nennt die Dinge bei ihrem wahren, wenn auch oft — übertreibendsten Namen; er verhüllt auch die Zote nicht, er entzieht ihr selbst das nothdürftigste Gewand und schleudert sie nackt hinaus unter seine lachenden Zuhörer und sichernden Zuhörerinnen. Er bringt Dinge auf's Tapet, bei deren leisester Andeutung die „Damen“ sonst die Ohren verstopfen oder doch „verschämt“ die Augen niederzuschlagen — bei Stöckel „tugelt“ man sich vor Lachen. Dennoch will ich Stöckel nicht gemein nennen und sein Publicum kein sittenloses; beide Theile sind nur, wie bereits gesagt, im höchsten Grade „ungenirt“ und über Vieles „hinans“, was bei halbwegs scrupulösen oder „kritischen“ Köpfen Bedenken oder gar Aergerniß erregen würde. Bei Stöckel kennt man sich gegenseitig, man weiß dort, wo „Barthel den Most holt“, man versteht das . . . „Jägerlatein“ exact und kennt die Terminologie gewisser Ausdrücke wie ein Professor der betreffenden Wissenschaft. Zu was also viele Umstände machen? Man braucht ja deshalb nicht verdorben, auch nicht gemüthstroh zu sein, so wenig als z. B. die urwüchsigen Repräsentantinnen der „Wäschertonerl“-Species schon aus dem Grunde moralische Ungeheuer wären, weil ihre Dialectik eine ungeheuerliche und ihr „savoir faire“ ein verblüffend — ungebundenes ist.

Nein, gerade Stöckel's Publicum ist kein solches, das nur der Zote wegen kommt und ihr begeistert jubelt, es lacht zwar darüber, aber die Zote und die Gemeinheit ist ihm nicht Hauptzweck, nicht Nebenelement, nicht sein ganzes Wissen und Wollen. Stöckel's Stammpublicum steht zwar um eine Nuance unter dem — Kampf's, aber es ist wie dieses nicht aus der Demimonde rekrutirt; im Gegentheile, es ist der „untere“

Bürgerstand, der tagsüber gearbeitet und Abends ein paar Stunden lachen will, der Geselle, der mit „ihr“ kommt, wenn sie ihren „Ausgang“ hat u. s. w. Stöckel's Publicum will ebenfalls, wie Kampf's Publicum, nur lachen, und weil es einen gefunden, starken Magen hat und viel vertragen kann, so lacht es über Vieles, eigentlich über Alles.

Und Stöckel ist wirklich drollig. Als Urwiener und Sohn des bei unseren Vätern und Großvätern vielbeliebten Volksjägers, hat er die Kleinigkeiten „Geheimnisse“ des Volksjägerthums sozusagen mit dem „Namenbüchl“ gelernt. Er kennt Wien und die Wiener, dann das Wiener Leben wie Wenige; er kennt die Eigentümlichkeiten und Schwächen des leichtlebigen, lustigen Völkchens, wie nur Einer; er kennt die Sprech- und Ausdrucksweise, den Jargon der unteren Schichten vortrefflich und versteht aus dem „ff“ die Schlagwörter des Tages, die „mots“ des Augenblicks zu benützen. Ihm ziehen auch alle Zene nach, denen der Kampf zu „hoch“ ist, denen Kampf's parodistisches Talent und satirisch drastische Charakterisirung zu ferne liegen, aber Stöckel begreifen sie, seinem „Gedankenfluge“, der sich nie über das Niveau der allerpopulärsten Vorkommnisse erhebt, vermögen sie zu folgen, Stöckel's „Philosophie“, die er in seinen drolligen Monologen darlegt, können sie fassen, seine Beziehungen wissen sie zu deuten, seine „Logik“ zu würdigen. Stöckel hat auch nicht das Bestreben, zu ironisiren, zu geißeln - er schlägt mit dem Dreißflegel darein, er spricht von der Leber weg, oder wie er selbst sagt, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“. Und das schägt sein dankbares Publicum.

Ein Abend bei Stöckel ist in mancher Hinsicht amüsant. Schon seine Vortragsweise ist originell. Während sein Vater mit dem dünnsten „Ladädl“ Stimmchen die harmlosesten Lieder zum Reiten gab und wie ein trantes „Zeislerl“ sein bekanntes

„Von Diebing kam i her,
Hab' fast tan Ath'n mehr“,

unbehellig zumbarte schnarrt sein Sohn, der nun wohl auch schon den Aumzigern nahe sein mag, in gellendster Weise die verheimmten Reime herab und schaut sich dabei mit den malitiosen Augen die Wirkung an, welche die, gleich einem Gussregen aus seinem Munde hervorschießenden, für andere Menschen

unaussprechlichen Worte auf seine elektrisirten Zuhörer machten. Nun, diese Wirkung besteht in einem ohrenererschütternden Gelächter und Geflatsche, Stöckel verneigt sich, macht einen derben Spaß und singt (d. h. schnattert) ein neues Lied in noch viel merkwürdigerer Färbung und der wunderlichsten Wortfügung.

In den sogenannten „Intermezzos“ (komischen Scenen), in welchen Stöckel eine ganze „Rolle“, meist dumm-dreiste Bediente und ähnliche „Charaktere“ durchzuführen hat, ist er unererschöpflich in den drolligsten Einfällen und oft sogar recht witzigen Improptus.

Mit Stöckel hat das Volksängenthum keinen Fortschritt gemacht, weder zum Guten, noch zum Schlimmen. Er selbst kennt keine Concessionen an den Zeitgeist, an den Geschmack der Gegenwart, er kennt nur den Spaß, freilich in seiner derbsten Weise, aber — man muß es gestehen, es ist wirklicher Spaß. Zudem versteht ihn sein speciſisches Publicum, das ohnehin gleichfalls an die derbste Kost gewöhnt ist. Wie vertraut er nun mit diesem seinem Publicum ist, habe ich bereits oben angedeutet, er selbst nennt sich — da er etwas hintt — in seinen Ansprachen laut und ungeheut „den hatſcheten Stöckel“, und hat er eine Pöde anzukündigen, so geschieht es, indem er sagt: „Sogleich folgt eine komische Scene: „Der Wunderdoctor“ — daß also ka Mensch daweil furt geht!“ — Ist das nicht familiär?

* * *

Wir sind von nun an fort und fort im „Hinabſteigen“. Wer mir folgen will, mag es thun, aber mich später mit Vorwürfen verſchonen, daß Manches doch so unsauber, ja Vieles sogar empörend roh gewesen und daß er nahe daran war, in einem Stumpfe der cynischsten Gemeinheit zu erſicken. Sie fragen mich erschreckt, wohin es gehe? Ich weiß es selbst noch nicht; wir haben eine weite Wanderung durchzumachen, ein ganzes Heer von — Wirthſchauſkünftlern und Künſtlerinnen harret noch unſeres Beſuches, wir wollen ſie Alle kennen lernen und auch ihr Stammpublicum und ihren Einfluß auf die große Maſſe — und dabei müſſen wir ſogar das „Rangverhältniß“ im Auge behalten und Jedem und Jede in die Reihe ſtellen, in die Jeder und Jede gehört. Denn nur keine Verlegung des fremden Ehrgefühls!

Aber da befinde ich mich selbst in einem peinlichen Dilemma und komme mir fast vor, wie Buridan's Gefährte zwischen zwei Bündeln Heu, „prüfend und wählend, welches das Bessere sei“ — indem ich sinnend nachgrüble, welcher von den beiden rivalisierenden Gesellschaften, „Gschhard und Pirringer“ — dann „Zchieferl und Drexler“, von denen die Erstere den Gesangs-komiker Keder, und die Andere die sogenannte Vocal-sängerin Fräulein Zeidler als Reservemagnet mit sich führt, der Vorrang gebühre? Beide Gesellschaften haben nämlich die spezifische „Ambition“, das Treiben der alleruntersten Volksschichten Wiens in Sang und Klang zu versüßlichen, das „Leben und Lieben“ einer ganz eigenthümlichen Gattung Menschen zu zeigen, deren Verve das prononcirteste, hart an das Gebiet des „Kappelhubenthums“ streifende „Haderthum“ ist, deren Ideale der Vogelhuber und die Vogelhuberin und deren Heldenthaten bei der „Mehlgrub'n im Prater (seligen Andenkens) sind; die leuchtenden Auges vom „pidsjüßen Holz“ des „Grueber Kranzl“ beim „Gschwandtner“ erzählen, die bei den „Schwoama Buab'n“ schwören, denen nur bei den Melodien einer „Klampfen“ wohl ist, die den Musikanten ihre letzten paar Kreuzer hinwerfen, um sich „ansrudeln“ zu lassen und bei den „freien Phantasien“ eines „Guitarrezupiers“ und den stürmischen „Vierzeiligen“ einer „Zodler Sirene“ begeistert ausrufen: „Verkauft's mein Gwand, i bin im Himmel!“

Meinen verehrten Lesern und Leserinnen, welchen dieses „Weisidentisch“ fremdartig klingt, denen dieses Hader-Idiom unverständlich ist und die über solches „Sprüchtländerwälsch“ verwundert den Kopf schütteln, kann ich mich nun freilich nicht erklären, sie wurden die Beziehungen auch nicht verstehen — aber wenn sie vielleicht schon das „Vergnügen“ hatten, (en passant) die Herren Nagel und Amon gehört zu haben, so könnten sie doch einen annähernden Begriff des „Weisens“ jener Volksschaffe und des „Reichthums“ Inhalts ihrer Amusements haben, zugleich aber auch die Bedeutung des „Klampfen Geniesch“ leise in sich andämmern fühlen und sodann je nach Geschmack oder iblem Hatten Herden mich weiter begleiten oder sich auch widerwillig abwenden.

Die Firma „Nagel und Amon“ ist nun, wie ich schon früher einmal gezeigt, die, wenn auch humorlose, gegenwärtig aber doch Hauptdolmetscherin dieses sogenannten „Urwieners“ = eigentlich aber „Hackerthums“. Die Ableger dieses Stammhanjes sind die seit einigen Jahren selbstständig etablirten Nebenfirmen Eckhard und Pirringer — dann Schiefler und Drexler. Welche von beiden Gesellschaften die „vorzüglichere“ sei — wie gesagt, ich weiß es nicht, ich habe nur so viel gefunden, daß beide „Schulen“ innigst bestrebt sind, ihre Vorbilder zu überbieten, d. h. bei Reproducirung der „Art und Weise“ der gemeinsten Species unserer geliebten Mitbrüder in Superlativen sich zu ergehen und bei ihrer gewohnten minutösen Detailmalerei des Gemeinen die Farben nicht zu schonen, im Gegentheile, möglichst dick aufzutragen.

Die Herren Eckhard und Pirringer, zwei Vollblutwieners, beschäftigen sich meist mit „Dudeln“ (Jodeln) und genießen das Renommé, die ersten „Dudler“ des aufgeklärten Jahrhunderts zu sein. Nun ist es allerdings wahr, daß vorzugsweise Herr Eckhard ein Matador auf dem Halsett ist und daß er mit staunenswerther Virtuosität den „Umjchlag“ und die sonstigen Bravouren eines Professionsdudlers versteht. Es ist auch ferner wahr, daß in diesen — eigentlich unbeschreiblichen Melodien ein prickelnder Reiz, ein wollüstiger, elektrisirender Zauber liegt, daß ihr nationales Element eine anheimelnde Wirkung auf heißblütige Naturen auszuüben vermag, und daß schließlich dieses „melodische Aufjauchzen der inneren Lust“ die Zuhörer leicht mit sich fortzureißen im Stande ist. Aber das Jodeln der Alpenbewohner ist wohl ein anderes, als das städtische Surrogat, das uns in gewissen Biergärten und Kneipen geboten wird. Während der Sohn der Berge in seiner schmucken Tracht, wenn er die nationalen Weisen erklingen läßt, mit der Kraft und dem Schmelz seiner Töne in unserer Brust Wehmuth und Entzücken erweckt, wird der schwarzbefrachte, mit einem „fischen Schnauz“ adjustirte „Dudler“ der Haupt- und Residenzstadt befremdend auf uns wirken und müssen die, wenn auch lieblichsten Melodien durch die triviale Vortragsweise und den unterlegten, meist empörenden Text uns mit den wohlmotivirtesten — Unmuth erfüllen. Denn die eigentliche Tendenz dieser civilisirten Jodler ist doch keine andere, als

der Trivialität und Gemeinheit eine Concession zu machen, ihr ein Loblied zu singen und das verwerfliche „Wiener Hackerthum“ zu glorifiziren.

Aber man wird mir einwenden, daß die Herren Eckhard und Pirringer — ebenfalls zwei „Inseparables“, zwei sich ergänzende Factoren, wie die Herren Nagel und Amon — sich eines großen Anhanges erfreuen, daß ihr Publicum alle Stände umfaßt, welches nur aus ihrem Munde, aus ihrer Darstellung die Personification des „Urwieners“ zu hören und zu sehen gewohnt ist? Darauf erwidere ich, daß eine Reproduction der häßlichsten Seite des Wiener Lebens wahrlich kein Bedürfniß ist und daß es erprießlicher wäre, die unsaubere „Species“, welche dargestellt werden soll, lieber aussterben zu lassen, als sie durch eine forcirte Copie noch fortzupflanzen. Daß aber die Zuhörerschaft der Herren Eckhard und Pirringer „alle Stände“ umfaßt, ist eine leidige Thatsache. Ich war zur Ergänzung meiner mühseligen und aufreibenden Studien erst dieser Tage im „Maximilian-Keller“, wo man unter der artistischen Leitung des Herrn Haber wenigstens erquisit bedient wird. Das Publicum daselbst war nun unstreitig aus „allen Ständen“ und ein neben mir sitzender „Mann aus dem Volke“ that sich nicht wenig darauf zu Gute, in diesen Männern mitunter in der illustresten Gesellschaft zu sein. „Ob Sie's glauben oder nit“, meinte er, „da herunt' is' oft recht noblich. A Stud a zwanz'g Cavalier san gar nix Zelten's; da schauen's, da kommen g'rad wieder a drei!“ — Wichtig, drei Cavaliere vom allerblancesten Mute und darunter sogar Einer, der in der „Affaire Brassieur-Hornischer“ eine Marterrolle spielte, den man erst vor einigen Stunden abermals mit der Vorlesung des erschütternd herzinnigen Briefes seiner unglücklichen, sterbenden „Lori“ gelangweilt und der in den schneidigsten „Wierzeitigen“ des Herrn Pirringer und den „harbühn“ Tadeln des Herrn Eckhard die richtigste Medicin für sein fatales Gumm suchte und — fand. Ach, jener Mann hatte Recht, es wahr recht noblich in diesem Keller.

Wer sich übrigens an den eigenthümlichen Productionen der Herren Eckhard und Pirringer nicht ergötzen kann oder wer vielleicht „Tullianat“ und des unausgelegten „Tudelns“ müde ist, der findet an dem Compagnon der Gesellschaft, an dem drolligen,

lustigen, quacksilbernen „Gesangskomiker“ Herrn Keder einen hinlänglichen Ersatz für die ausgestandenen ästhetischen Leiden und kann unter herzlichem Lachen die Unbill vergessen, die man seinem — Gemüthe angethan. Herr Keder ist nämlich ein wirklicher, dabei vielseitiger Komiker, und ich begreife nicht, daß man diesen Tausendkünstler in einem solchen Wirkungskreise verkümmern läßt, d. h. daß ihn noch kein Theaterdirector entdeckte.

Von der rivalisirenden Firma der vorgenannten Gesellschaft, von denen Herren Schiefer und Drexler, dann ihrer Helfershelferin, dem Fräulein Zeidler, die sich sanimt und sonders in demselben Geleise, in dem gleichen Genre bewegen, ist unter Hinweis auf das oben Geschilderte nicht viel Neues zu sagen, außer — daß sie hauptsächlich und meist einzig und allein nur in der Zote brilliren. Die meisten Strophen all ihrer „schönen“ Lieder sind von diesem „Hanche durchweht“, und wo diese gewiß starken Herren der Schöpfung nicht ausreichen, da bestiegt das „schwache Weib“ die Tribüne und singt mit der kolossalsten Nonchalance Dinge, über die mein Seher erröthen müßte, wollte ich sie für den Druck hier niederschreiben.

Fräulein Zeidler ist keine angenehme Erscheinung. Zur „prickelnden“ Mannsfeld fehlt ihr eben Alles, und sie besitzt nur den hehren Willen, es der Meisterin in der Ungeuertheit zuvorthun. Daß die Zeidler nicht die mindeste Anlage zu einer Sängerin, wenn auch nur „Volksängernin“ hat, daß sie nicht vorzutragen, nicht zu pointiren, nicht zu manciiren versteht, macht ihrem Publicum, das nur mit heißhungerigem Begehren der „Zote“ lauscht, nichts; Fräulein Zeidler singt (oder kräht vielmehr) die pure, nackte, eindeutige Zote und wird von ihrem Publicum beklatscht und bejubelt. Und was ist das für ein Publicum, das dieser frivolen Firma nachzieht? Unsere „liebe Jugend“ und ein gewisser Theil des untern Bürgerstandes. — Vor mir saß eine solche Bürgerfamilie. Die zwei erwachsenen Töchter wußten vor Verlegenheit nicht, wohin sie ihre Augen richten sollten und wischten sich thatsächlich den Angstschweiß von der Stirne. Zwei sechs- bis siebenjährige Bubens schliefen fest und hatten — es war halb zwölf Uhr Nachts — ihre Köpfschen erschöpft auf den Tisch gelegt. Der Vater wollte gehen — aber Fräulein Zeidler begann, dem stürmischen Verlangen eines verehrungswürdigen Publicums

Folge leistend, ein neues Lied, und die Mutter an jenem Tische rüttelte mit unmütterlichster Heftigkeit die beiden Knaben. Diese schnellen schlaftrunken empor, rieben sich ihre armen, vom Tabakqualm gerötheten Aenglein, und die Mutter rief, ihnen das Bierglas hinhaltend: „Schamt's Eng'schlafen, da trinkt's und horr's zu, sie singt a neng's Lied!“ — Wackere deutsche Mutter! — Ach sag's ja immer, die Zukunft gehört den Müttern! —

* * *

Ein paar Jahre sind es erst, daß das Consortium „Lamming'er und Lasfn“ sammtliche „feiche Zeug'ln“ von Wien vor die Pforten jener Bierstanken lockte, in welchen es die vielbewunderten „Gras'tan'z“ in endlos variirten Strophen erklingen ließ. Die Begeisterung der „werthen Anwesenden“ war allabendlich eine hurmische, das „verehrungswürdige Publicum“ konnte sich an den inhaltschweren Liedern und dem energischen Vortrage nicht satt hören, es strömte stets wieder in Massen herbei und lobte die beiden „Sänger“, die es so recht verstanden, die nationalen Weisen — Nichtenhals zu interpretiren, mit dem „ehrendühen“ Beifallsgefläusche.

Es war eine schöne Zeit! Kürn und Matras begannen fast gleichzeitig ihre Laufbahn, die „Ach, Herr Jegerle!“-Poesie florirte, Parteien bildeten sich, welche sich im heftigsten Kampfe gegenüberstanden und mit leuchtenden Augen, das Bierkrugel in der zitternden Hand, darüber stritten, wer größer sei: ob Kürn, ob Lamming'er — ob Lasfn, ob Matras, und ob „der Liabe, der quate, der brave Herr von Hocht“ auch sammtlichen Anforderungen des gerade herrschenden Geschmacks entsprechen konnte.

Wie gesagt, eine schöne Zeit! Wir itafen eben bis über die Ehren in den ersten Zengungen des Concordates; wie ein Meikewicht lastete die Hand der damaligen „Erdner“ des Staates auch auf der Bevölkerung der Metropole und erschütterte jede freiere Regung des Geistes und conficirte jede politische Kundgebung, die nicht in den Arm der momentanen Machthaber paßte. Man arretirte die jungen Leute mit langem Stopfhaar, man reichte die Redacteure der Volksblätter in die Strafcompagnien zu Gaunern und Dieben ein, man lockte das letzte glimmende Aemtchen Freiheit

sicher Bestrebungen mit den willkürlichsten polizeilichen Ordnungen aus — aber man ließ das plötzlich emporkichende Unkraut der Gemeinheit und der Zote unberührt und war vielleicht an „maßgebender“ Stelle heimlich froh, daß die Menge an solch unjauberen Dingen Gefallen finde, im Bierdusel und „G'hanzel“ Lärm alles Andere überhört und im blöden Gejohle allmählich versumpfe. —

Mit diesem kleinen Rückblick auf einen der traurigsten Abschnitte der vaterländischen Geschichte wollte ich nur den Zeitpunkt andeuten, wann beiläufig die „neue Schule“ des Wiener Volksängenthums, die unter dem Aushängeschild des „Fidelien“ nur im Trivialsten, in der Charakterisirung, respective Nachahmung der ordinärsten Volksgeschichte — oder einzig und allein in der Zote macht, begonnen hat. Die Heralde dieser neuen Aera, die nach und nach die große Masse verwilderte, sittlich corrumpirte, für jedes bessere Streben unempfindlich machte, habe ich bereits oben genannt — ihre Firmen bestehen aber nur mehr theilweise. Fürst und Matras trennten sich. Beide wollten sich „veredeln“, d. h. der Eine hat die Hardieße, Theaterdirector zu sein und der Andere warf die „Schlapfen“ des Bänkelsängers weit von sich und schlüpfte in den Sockus des „höheren Komikers“. Beide vermögen zwar den Tabatqualm-Parfüm ihrer früheren Stellung nicht ganz loszuwerden, aber sie emancipirten sich doch wenigstens von den grellen Gesticionen des Wirthshaus-„Harfenisten“ und den schreienden Verpflichtungen eines „Brettthupfers“.

Aber auch das Band, das Lamminger und Lasfy, die beiden Unzertrennlichen, so innig umschlang, ist zerrissen; Intäus-Lamminger, der die Spartaner des W. U. W. W. mit seinen „Vierzeiligen“ einst zu so schönen Thaten begeisterte, daß das Vier, mit Jubelthränen vermischt, über alle Tische rann, ist — verschollen. Ich weiß nicht, zog er sich auf irgend eine erlungene Villa in Erdberg oder „Dackling“ zurück und ruht auf seinen Lorbeeren aus, oder ist er auf Kunststreifen in fernen Welttheilen und enthußiasmirt vielleicht einzelne Indianerstämme mit seinen „Schnadahüpfeln“, oder — ist er in ein noch besseres Jenseits hinübergewandert — genug, er ist verschollen. Aber sein Kumpan Lasfy lebt und „wirkt“ noch. Ich fand ihn erst dieser Tage wieder, aber wie! Alt und fast innertlich zusammengebrochen,

mühselig moderne Lieder singend, er, der nach dem Ausspruche seiner Verehrer einfiel zu den „Harbsten“ der „Harben“, zu den „Lautesten“ der „Lauten“, zu den „Hidelfsten“ der „Hidelen“ gehörte, der in der „Dudler-Frage“ dominirend auftrat und in schwierigen Zeitläuften, in kritischen Augenblicken einen „tiefen Tanz“ in die Waagschale warf, die Muthlosen und Verzagten damit aufrichtete und ihr erschlafftes Blut wieder warm pulsiren machte. Der arme Vasko! Herr Zangl, der jetzige Matador des „Reichen“ und „Fischen“, der eigentliche Repräsentant des „Armenertbums“, hat ihn bei seiner Truppe in's Schlepptau genommen und läßt ihn edelmüthiger Weise das Gnadenbrot essen, d. h. ein paar Lieder singen. Sie transit gloria . . . !

Zangl! — Wer ist aber Zangl? höre ich den Arcopag der „Kunstkenner“ rufen. Nun, ich habe seine „sociale“ und „künstlerische“ Stellung bereits signalisirt und wiederhole es, daß dieser frische, kräftige Mann mit seiner Stierbrust und seinem Stentororgane, seiner Lebhaftigkeit und seinem Winterwize, gegenwärtig weitaus der Vernunftigste ist, jene gewisse Gattung „Vollblut“ der „centern“ Gründe, wie es leibt und lebt, spricht und singt und — philosophirt, zu copiren und der, wovon sein „Werlelmann“, eine kleine Meisterleistung, Zeugniß gibt, sogar hinlangliche schaupielerische Befähigung besitzt, einzelne Chargen und Typen der minderen Volksclassen aus der lustigen Kaiserstadt auf's Trefflichste darzustellen. Zangl, und das ist ihm bei der dermaligen Botenepidemie nicht hoch genug anzurechnen, verschmacht das schmähliche Hilfsmittel der equivoquen Attentate, er hat ein reiches Requijt anderer Späße und Trollerien, und steigt er auch manchmal in die tiefuntersten Schichten des Wiener Lebens hinab, so zeichnet er zwar die Figuren desselben auf's Arappanteste und Lanchendste, aber er holt sich bei diesem heißen Lanchergeschäft keine Note heraus, und die Zuhörer und die Zuhörerinnen brauchen bei seinen draußigen Schilderungen nicht zu eriothen.

Und Herr Zangl hat diese Fürsorge nöthig. Denn man sagt, daß nicht nur das herzogliche Schreiberlein Criquet und die „Caprizen Pepi“ häufig seinen schneidigen Vorträgen gelauscht, sondern daß auch unachtbare, sensitiivere Naturen aus dem high-life der Wiener Gesellschaft mit stillem Vergnügen den rhetor-

riſchen Kunſtſtücken dieſes „rauen Pyrrhus“ von der „Roßauer-
lände“ zugeſchmunzelt hätten.

Herr Zangl beſiſt neben den kräftigſten Stimmmitteln aber
auch noch das „Mundſtück“ eines echten Wienerſ. Sein „Was
iſt deutſch?“ — dieſes feierlichſte Maniſeſt eines „Thurnbrückerſ“,
iſt wohl das Non plus ultra einer dialectiſchen Eruption, wie
ſie nur aus dem vulcaniſchen Buſen eines reinblütigen Deutſch-
meiſters hervorzuwirbeln pflegt und deren Lavaerguß von ver-
wegenſten Titulaturen und niederſchmetterndſten Nomenclaturen
als Pelotonfeuer von „Wiener Sprücheln“ an das Ohr
des verdurſteten Zuhörers ſchlägt.

Aber unter all dieſen halſbrecheriſchen „Sentenzen“, die
— um ſigürlich zu ſprechen — „bloßfüßig“ und mit „auf-
geſtreckten Hemdärmeln“ und „pleine carrière“ daher-
raſen, läuft doch nicht die Zote mit, jene, manchmal etwas
verhüllte, meiſt aber ſplinternackte Zote, wie ſie von der Mehr-
zahl der Herren und „Damen“ dieſer Sängergilde ſo gerne her-
umgetummelt wird. Als ich mein Staunen darüber ausdrückte,
meinte ein neben mir ſitzender „herrſchaftlicher Noth“: „Das
kommen bei ‚Sangel‘ nir vor, Monſieur Sangel ſeien ordent-
liche Mann und haben nir nöthig, in immoralité zu maſchen.“
— „No“, ergänzte der „herrſchaftliche Kutſcher“, der ebenfalls
an dem Tiſche ſaß, den Commentar: „wann’s eppa ſo was
gern hör’n, da gengan’s zu die ‚G’frettbrüada‘, da ‚geht’s
dick awa‘!“ — Gerne hören?! — Ich warf dem Manne im Be-
wußtſein meiner cultuſthiſtoriſchen Miſſion einen „vernichtenden“
Blick zu, aber — ich ging zu den „G’frettbrüdern“, weil ich
meinen Rundgang zu machen habe.

„G’frettbrüder!“ — Was heißt „G’frett?“ Caſtelli
hat das Wort in ſeinem berühmigten „Wörterbuch der nieder-
öſterreichiſchen Mundart“ nicht, er kennt nur das Wort „ſrött’n“
und erklärt eſ mit: „eine Sache langſam und ungeſchickt thun,
auch ſich mit Etwas abmühen und doch nicht vorwärts bringen“.
Abelung leitet das Wort aus dem ſchwäbiſchen „ſretten“ —
eine ſchwere Arbeit verrichten — her und nennt „ſretter“ einen
„Pſuſcher“. — Mit dieſen etymologiſchen Vorkenntniſſen aus-
gerüſtet, ging ich zu den „G’frettbrüdern“, die unter dieſem
Namen bei den Volksängern intabulirt und deren Firma Herr

Seifenmoser — oder in Abwesenheit des Chefs Herr Lebschmied zeichnet.

Ich hörte eine lange Weile zu und empfand nebst den übrigen Anwesenden eine herzliche Langeweile. Herr Seifenmoser ist ein Veteran unter den Volksängern, ein kleines, graues, schwächtiges Männchen mit dünner Stimme und trägt altväterisches Zeug. Herr Lebschmied, der *primo buffo*, ist ein Groteskkomiker von trivialstem Schlage, humorlos, mißlos, und das Abmühen Weider, Gelächter zu erzielen, rechtfertigte ihren eigenwilligen Titel „Gfrettsbrüder“ vollkommen. Von der berüchtigten Zotenreißerei aber sah ich und hörte ich nichts. Wie so kommt dann die Gesellschaft zu diesem uniauberem Renommée? dachte ich mir, was steckt noch im Hintergrunde, mit welchen Knalleffecten will man den Beifall des bereits ungeduldigen Auditoriums sich erobern? Was kommt noch? — Da wurde eine Soloscene: „Die Auspielerin“, vorgetragen von Fräulein Hannu Seifenmoser, annoncirt und ein freudiges Gemurmel ging durch den Saal.

Und wie eine Gazelle sprang ein schlankes, zierlich gebautes sechzehn bis siebzehnjähriges Mädchen, mit einem Goshmannköpfchen, reizenden Angedenkens, hervor und schwang sich auf die Tribune, verneigte sich, aus den lieblichsten Augen schelmisch lachend, nach allen Seiten und begann das Lied. Die Stimme des Mädchens ist nicht stark, aber sie klingt angenehm und schmeichelt sich in Herz und Ohr des Zuhorers. Das anmuthige Mädchen trägt aber auch anmuthig vor, so flug und verständig — dabei ist über die ganze Erscheinung ein eigener Zauber ausgegossen, das Gesichtchen strahlt in Heiterkeit und Lust — unähnlich dem brutalen, rohen, ja frechen Auftreten mancher ihrer Geschäftsgenosseninnen gibt sie sich so zart und modest, beinahe unbewußt und uniduldsvoll, man hört so gerne zu . . . plötzlich kommt sie zur Pointe o pui Zensel!

Da wiehert nun der Zaubagel. Der „dumme Kerl von Wien“ erwacht, er jubelt sich in seinem Elemente, er jubelt, er juchzt, denn er wadet und patzt herum in der Zote; der Wicht, die Laube der ennstichsten Gemeinheit spricht ihm in's Angesicht und nun ist ihm wieder wohl . . .

Es ist unmöglich zu schildern, was das arme Geschöpf zu ngen hat. Das Lied hat eine Anzahl Strophen, aber jede über-

bietet die andere an Schamlosigkeit, an Rücksichtslosigkeit gegen etwa Anwesende des „zarten“ Geschlechtes. Aber der Beifall des „verehrungswürdigen Publicums“ wird immer stärker, immer tobender; die Sängerin hat ihren Strophenvorrath erschöpft, sie muß immer und immer wieder erscheinen, bis sie zuletzt mit einer eingelernten Capitalzote ihren tiefgefühlten Dank ausspricht und Abschied nimmt.

Es schnitt mir in die Seele, als ich dem Scandale anwohnte. Und da mußte der Vater — seine Priße gemüthlich schimpfend, zuhören, was sein Töchterchen sang. Die Mutter saß mit selbigem Entzücken über das Talent und den Beifall ihres Kindes, vergnügt an der Cassé; mein Gott! das Mädchen, der Magnet der Gesellschaft, ernährt seine Eltern; wie muß es nun diese heimlich schmerzen, daß der Geschmack des Publicums ein so tief gesunkener, daß die Gemüthsroheit der Masse eine so fürchterliche ist und man so Unerhörtes, so Empörendes bieten muß, um „bei der starken Concurrenz“ nur halbwegs reüssiren, seine paar Krügel Bier trinten und sein Jungschweinerneß essen zu können . . .

Nun existiren vielleicht einige sogenannte „Lebemänner“, die das Alles, was ich hier schreibe, als versteckte Reclame betrachten und den Abscheu, den ich rückhaltlos und offen ausspreche, doch nur für einen veritablen Köder ansehen, um sie zu dieser jaubern Wirthschaft hinzulocken. Möglich; denn es gibt ja Leute mit so eigenthümlich organisirten Spürnasen, daß sie in Allem, selbst in den ehrlichsten Worten doch eine speculative Reclame wittern und diese sind eben nicht zu curiren. Aber eine indirecte Reclame ist eine derlei Schilderung für gewisse Menschen allerdings. Als Samstag ein hiesiges Abendblatt ebenfalls seine Glossen über das Potenthum einiger Volksängerinnen machte und dabei pathetisch ausrief: „Eine heilsame Reaction gegen die Potentreißerei bereite sich in Wien vor“ — da sprangen ein paar alte junge Männer wie elektrisirt in die Höhe und der Eine sagte: „Du, da müssen wir doch noch eher dazu schauen, ob' die G'schicht aufhört oder gar — verboten wird!“ Und als ich unlängst, entrüstet von dem widerlichen Schauspiel, daß man ein so jugendliches, reizendes Geschöpf, wie die zuletzt geschilderte „Künstlerin“, zu einem solch traurigen Handwerk dressirt, auf- und davontief und auf der

Straße einem „Bekannten“ begegnete und ihm meine Empfindungen klagte, schüttelte er verwundert den Kopf und erwiderte „Ah — ah — ah! Was Sie da sagen! Da muß ich doch gleich morgen hingehen, ob's wirklich so arg ist!“ — Da hat man's! —

* * *

Wir sind nun in der Region des Zehntkreuzer-Entrées und der „Zweikreuzer-Zigar“. Das „Gollasch“ dampft und die, wenn auch nur sporadischen Kostbraten, welche die imponirendsten Hausmeister des Bezirkes nach den obligaten „Savaladis in Essig und Gel“ als Dessert genießen, entwickeln den populärsten Zwiebelduft. Das Auditorium besteht meist aus Eleven der Schuhmacherkunst und sonstigen Telegirten der „fieschen“ Arbeiterwelt. Aber auch vorzeitig emancipirte Vehrungen, deren Stellung es zufällig erlaubt, sich einen „guten Tag“ anzuthun, geben durch ihre Erscheinung zu verstehen, daß sie der „kindischen Heß“ beim Röhrbrinnen bereits entwachsen und nicht unempfindlich für das „Höhere“ seien, d. h. für die zweite Serie der üblichen Vergnügungen ihrer irdischen Laufbahn: den „Harzenissen“.

Die „Gesellschaft“ ist demnach etwas frappirend. Auch das credenzte „Lager“ (?) hat nicht die Dreher'sche Noblesse und läßt seinen Ursprung aus Laboratorien der jagenhaftesten Winkelbranereien vermuthen. Weiters zeigt der hier herrschende Lärm von beinahe beängstigender, ungezogenster Ungenirttheit, und das in kurzen Zwischenpausen sich stets wiederholende Getöse von, durch das begeisterte „Anstoßen“ verlegten Bierkrügen illustriert in eben nicht anheimelnder Methode die gehobene, „animirte“ Stimmung der jugendlichen Kunstfreunde.

Aber dennoch „schmuden“ diese Kreise mitunter ganz notable Persönlichkeiten. Junge Tandus in prächtiger Toilette und den „heilichsten“ Ueberziehern, hervorragende „Papas“ und „Tufels“ der Residenz hupfen etwas verächtlich an den biertrinkenden Tischen vorüber und lauern sich bei einer Montaille Nothwein in irgend einer Ecke nieder; denn wer das unbezähmbare Verlangen in seinem sonst erschöpften Herzen trägt, Fräulein Montag, die jugende Prophetin des Gesellschaftenthums, zu hören, muß eben das Opfer bringen, in diese Männe hinabzusinken.

Wer ist Fräulein Montag und wie kam sie zu solch lärmendem Renommée? Ich weiß darüber nicht viel zu berichten, ich kenne weder ihre genealogischen, noch sonstigen Verhältnisse und habe nur in Erfahrung gebracht, daß sie im Beginne ihrer „künstlerischen“ Laufbahn im schönen Vereine mit Fräulein Mannsfeld wirkte, daß sie sich später, wie es unter rivalisirenden und ehrgeizigen Künstlerinnen schon geht, mit ihr entzweite, sich von dem Impresario Klügl engagiren ließ und nun für einige Zeit den Leibpoeten ihrer Meisterin für sich ganz allein gewonnen habe. Mehr als diese kurzen biographischen Notizen kann ich selbst meinen wißbegierigen Lesern und — Leserinnen nicht bieten und füge höchstens noch bei, daß dieses Kletterphänomen eine ganz hübsche, freilich überaus . . . resolute Erscheinung ist, daß sie ihren blonden Lockenkopf kühn in die Höhe zu schnellen weiß, äußerst lebhaftes flammende, die milchbärtige, wie glatzköpfige Zuhörererschaft beinahe faszinirende Augen besitzt, ein schwarzes, bis an den Hals „modest“ geschlossenes Seidenkleid trägt, an einer schweren „goldenen“ Kette eine Damenuhr baumeln läßt, und, was die eigentliche Force ihrer künstlerischen Leistung betrifft, es, wie mich ein Sachverständiger mit seinem „heiligen Ehrenworte“ versicherte, im Dudeln nicht nur der Mannsfeld, sondern allen „Dudlerinnen“, mögen sie der Gegenwart oder bereits der Kunstgeschichte angehören, schon längst „amapukt“ hat. Mehr weiß ich von dieser Dame nicht zu erzählen.

Aber Fräulein Montag „dudelt“ nicht nur, in welchem Gesangsgenre sie übrigens wirklich — möge man den schlechten Witß gestatten, eine „Sonntag“, d. h. eine vollendete Meisterin ist; sie „dudelt“ nicht nur — sie singt auch tertirte Lieder, deren Inhalt jedoch das Gerücht bestätigt, daß der Erdichter der Mannsfeld sein schönes Talent dem neuen Wirthshaussterne angeboten und der „Toni zum Trutz“ gerade jetzt sein „Bestes“ geben will.

Ich weiß nun nicht, ob mein verehrter Verleger es mir glaubt, wenn ich ihm auch schwöre, daß ich selbst in diesem Augenblicke, wo ich mich nur an jene Lieder erinnere — erröthe; mögen es dagegen meine theuren Leserinnen mir glauben und mich auch deshalb von jeglicher Detailmaterei der beiden

Gesangsirebel „Nir is g'j'cheg'n!“ und „Guatis' ganga!“ dispensiren.

Das nervenstarke Auditorium erröthete aber nicht. Die — Herren klatschten, als ob sie gerade einen belehrenden Vortrag über Socialdemokratie gehört und als ob man ihnen eben haar-scharf nachgewiesen hätte, daß sie keine Wiener Arbeiter, sondern „Europäer“, ja, was noch mehr, „Weltbürger“ wären. —

Ich hätte es gerne gehabt, daß in diesem peinlichen Momente, wo, nebenbei erwähnt, Fräulein Montag einem hart an der Tribüne posirtten, ungeberdigen und volltrunkenen . . . Jüngling während ihres Vortrages mit dem Notenhefte eine „Dachtel“ auf das Hinterhaupt versetzte, und diese autonome Justiz der fünfzigerigen und schlagfertigen Volksjägerin von Allen, selbst von dem „Betroffenen“, mit ungeheucheltm Jubel begrüßt wurde — ich hätte es, sage ich, gerne gehabt, daß jenes Mitglied des Arbeiterbildungsvereines, welches mit Leidenschaftlichkeit Vorträge über Voltaire's „Candide“, die „Fee Mab“ und ähnliche literarische Curiositäten hält, an meiner Seite gesessen wäre.

Vielleicht hätte der gelehrte Zuschauer doch die drängende Nothwendigkeit gefühlt, daß vor allem Anderen in seiner Standes-classe ein sittlicher Grund gelegt werden muß und daß — selbst ehe man noch die Arbeiter mit den poetischen Schöpfungen Schellen's oder der Felicia Hemans bekannt macht, der Verwilderung, der moralischen Corruption, welche durch die fanatische Cultivirung des zotigsten Pantelfangerthums sogar über den jugendlichsten Nachwuchs hereinzubringen droht und theilweise schon herein-gebrochen ist, nur insofern Halt geboten werden kann, wenn die Wortführer der Arbeiter ihre „Macht“ und ihren oratorischen Einfluß dazu verwenden, einen wohlmotivirten Abscheu vor diesem ekelerregenden Treiben selbst in dem Pufen des ausgelassensten Epigonen des Meisters Sachs zu erwecken.

Eder ist es etwa nicht ein betäubender Anblick, es zu sehen, wie unser Gesellenstand sich im Schlamm der Gemeinheit wälzt, wie die Arbeiter nicht nur sich selbst an solch scandalösen, gehungenen Tugten weidlich ergötzen, sondern auch noch ihre „Brante“ mitnehmen und diese nothigen, den Unflath zu toleriren, ja — sich daran zu gewöhnen? Was werden das einst für Mutter werden, und wie werden sie ihre Kinder erziehen? Soll

die Noheit, das Erbtheil gewisser Stände und Volksclassen, nie und nimmer enden? Freilich sollten in diesem Punkte die Arbeiter, die Meister selbst mit „leuchtendem“ Beispiele vorangehen und nicht ihre eigenen Familien in derlei Zotenspielen führen. Aber statt „die Kleinen lehren, Speere werfen und die Götter ehren“, animirt man sie, die Wiener Lieder einer Rammseck, einer Zeidler, Seisenmoser oder gar einer Montag anzuhören und in der Schlemmerei und im „Dullia-Verständniß“ heranzuwachsen. Gott besser's! —

* * *

Die Jeannette Weiß singt auch! — — Mit diesem scheinbar unüberlegten Ausspruche will ich aber dennoch keinesfalls weder die Muse des Gesanges noch den Begriff „Singen“ überhaupt verlegen; denn ich glaube, daß, wenn wilde Indianerstämme ihr Geheul erschallen lassen und dies von den gelehrtesten Reisebeschreibern oder gefangenen weißen Reportern als „Kriegsgefänge“ bezeichnet, somit als in die Rubrik „Singen“ gehörig, classificirt wird — und wenn ferner's sogar das Charivari von heiseren Gurgellauten, daß die ungezähmteste Naturalistin beim „burgundischen Kreuz“ im Wurstelprater, Liefinger-Unterzeugvoll mühsam hervorquetscht, von den umstehenden Köchinnen und ihrer militärischen Assistentz „Singen“ und die musikalische Mißthäterin selbst eine Sängerin, wenn auch nur eine Volksängerin genannt wird — man nicht ansetzen darf, auch das, was Fräulein Jeannette Weiß allabendlich im Wirthshaus bei Clavierbegleitung thut — singen zu nennen. Also sie singt wirklich! —

Es liegt mir nun nichts ferner, als dem Fräulein durch eine unfreundliche Kritik in seiner Carrière etwa schaden zu wollen. Auch ihre „Schule“ und ihren „Meister“ will ich nicht tadeln, da ich ja ohnehin nicht weiß, ob sich die sonderbare Sängerin Weider je erfreute, und ob sie nicht vielleicht in ungeschultester, ungekünsteltster Armüchsigkeit, gerade in heroischer Verachtung jeglicher Notenkenntniß dennoch ihren Platz als europäische Künstlerin einzunehmen bestrebt sei. Aber auch die „Stimme“ will ich nicht verlästern, da der Charakter derselben vorläufig ohnehin noch nicht genau zu präcisiren ist, welcher Ansicht auch mein verehrter Freund, der „Maschindrumbeter“ Przylaczel huldigt,

indem dieser „Hanslick“ der Stadt Belgrad auf meine Erkundigung die Absicht in die Höhe zog und erklärte: „Was man nir was G'wisßes, ob is Altd, ob is Subran, ob gar is Zundermezzo, weil is Stimpfstock nir in Urdnung, ganz ruinirte!“ — E pur si muove! Und sie „singt“ doch! —

Was sie singt? Mein Gott! Die „g'wiss'n Liada“, für deren Interpretation man heutzutage nur mehr das „zarte“ Geschlecht wählt und mit welcher „pikanten“ Methode — das idealste Gebilde des Weltenschöpfers: das Weib, die Lehrmeisterin für Obsequenz werden zu lassen, man allein noch die erschlafften Nerven der blasirten Gesellschaft aufzurütteln vermag und — „a halbwegs leidlich's G'schäft mach'n kann“!

Ich saß so recht zerknirscht über die Ohnmacht der Besserdenkenden, so recht muthlos gegenüber der verheerenden Macht der Gemeinheit, so recht angewidert von der ungechlachten, rohen Production der „Sängerin“ und dem Gejohle der Zuhörer, und grollte im Stillen meinem hämischen Schicksale, das mich dazu verurtheilte, sogar d'erlei anhören zu müssen und dieses Zotengeplärre gerade von den jugendlichsten Aspiranten des activen und passiven Wahlrechts bekräftigt zu sehen. Ich mußte wohl gar zu vernehmlich geseufzt haben, denn ein neben mir sitzendes, legitim getrautes Paar frug mich bekümmert, ob mir etwas fehle oder ob mir die „G'schicht“ vielleicht nicht gefalle? Es ist nun möglich, daß ich mein Referentenhaupt schwermüthig geschüttelt, denn die Beiden sahen sich verwundert an, worauf mich die gutmüthige Frau tröstete und meinte: „'s is wahr, gar schön is das nit, was ma da z'hor'n kriegt, aber es is ja a nur für d' jungen Leut, die müssen doch a a Freud hab'n!“ — Also nur für die „jungen Leut“ ist „das“? — Sirtes! Sirtes! — Ich glaube, ich ging hinaus und „weinte bitterlich“.

„Fräulein“ Jeannette Weiß ist eine „hoch aufgeschossene“ starke Person. Sie imitirt, was das moderne, bis an den Hals geschlossene, sittsame Volksjangerintleid betrifft, weder die Mannsjacke, die diese leuchtende Mode erfunden, noch die Montag, die den „Gypas“ nachmacht, Fräulein Weiß huldigt der entgegengesetzten Methode. Auch ihre Actionen sind nicht so bescheiden, so nur leise andeutend, wie es die püßige „Zoni“ zu machen und soviel Effect damit zu erzielen versteht. Die Weiß haut mit den

fleischigen Armen um sich und gebraucht dieselben, wie die wirkliche und falsche Antoinette ihr „Wein“, zur Versinnlichung dessen, wo der Text nicht immer ausreicht. Sie hat zwar schließlich nicht den mindesten Verstand für ihr dermaliges Geschäft, aber — sie scheint wenigstens, wie so Viele ihrer Gattung, ein „gutes Herz“ zu haben, denn obwohl eben nicht mit glänzenden Einnahmen beglückt, gab sie doch erst vor ein paar Tagen eine Beneficevorstellung zu Gunsten der hochbetagten Mutter eines kürzlich verstorbenen „Volksängers“ Namens Kainz.

Ach, die arme Matrone saß, in das ärmlichste Schwarz gekleidet, am Cassentischchen und zählte wiederholt die vier bis fünf Gulden, die ihr nun für ihre alten Tage geschenkt wurden; die „Jeannettel“ witterte auf der wackeligen, morschen, baufälligen Tribüne ihre derben „G'stanzeln“ herab . . . ich weiß nicht, was in jenem Augenblicke das verlassene, gebrechliche Mütterchen gedacht und gefühlt haben mag, wenn sie ihres todtten Sohnes sich erinnerte, der ja auch dieselbe „Künstlerlaufbahn“ betreten, und daß es doch wohl eigenthümlich sei, wenn man gerade durch den Vortrag der frivolsten Lieder ihr in ihrer Noth und Kümmerniß, in ihrem herzerreißenden Elende eine edelmüthige Hilfe bringen will. Vielleicht leuchtete sie auch? Vielleicht beklagte sie doch — diesen „Stand“, der in seiner fortschrittlichen Entwicklung heute fast durchaus sittlich so tief gesunken ist? Vielleicht jürnte sie — tiefinnerlich beschämt, erst jetzt ihrem Sohne? . . . Die alte „Härsenistennutter“! — —

Aber, um nicht sentimental zu werden, was für den „Stand“, den ich mir erwähle, das Gefährlichste wäre, suchte ich lieber die „Salonjodlerin“ Fräulein Mathilde Krahl auf, die sich unter dieser kühnen Bezeichnung bei der Genossenschaft der „Dudlerinnen“ intabuliren ließ und als solche in der Kunstgeschichte Wiens glänzen — möchte.

„Salonjodlerin!“ Das Wort klingt wohl barock, hat aber für den, der das locale Mäcenatenthum kennt, nichts Befremdendes. Es ist nämlich noch nicht so lange her, daß gerade in den aristokratischsten Gemächern, in gar vornehmen Salons die Zither sammt ihrem dunkelnden Zugehör en vogue gewesen: die zart geädertsten Damen glühten ungeschert für diese romantischen Melodien der Sennerhütten oder des Kuhstalles und so

manches üppige Boudoir wurde zur idyllischen „Schwaig“, worin man mit dem neuen *faible* den phantasievollsten Cultus trieb. Alexander Baumann brachte die Sache in die Mode, das Burgtheater-Randl, Fräulein Wildauer, machte sie salonsfähig und der Zithermataador Kropf wurde thatsächlich zum „tonangebenden“ Helden der damaligen Abende. Wie Alles durch Ausbreitungen sich abnützt, so war's auch in dieser momentanen Geschmacksrichtung. Man griff immer tiefer und tiefer und lud sich zuletzt in jenem bekannten Kennweger Tusculum sogar — Herrn Fürst ein . . .

A la Camera scheint sich der Dandylencultus überlebt zu haben. Natürlich; man braucht ja, um dem speciifischen Gelüste fröhnen zu können, diese heimlichen Dandylconventikel nicht mehr, man fährt in dieser aufgeklärten Zeit ungenirt in unnummerirten Hefers zu den öffentlichen Soiréen der Mannsfeld und der Montag, und genießt unter Einem den dazu gehörigen Parfüm der ganzen „fidelen“ Wirthshauscenerie. Ob nun Fräulein Krahls je in einem veritablem „Salon“ gejodelt und ob sie demnach das stolze Prädicat einer „Salonjodlerin“ *c'est-à-dire* „gesellschaftlich“ zu führen berechtigt ist, ob ihre künstlerischen Antecedentien bis in solche Räume reichen, in welche man nur über mit Teppichen belegte Stiegen zu schweben hat, das Alles habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Auch das Dullia-Professorencollegium, an das ich mich in meiner Kritikerangst wendete, wußte mir nicht Bescheid zu geben, denn Fräulein Krahls blüht wie ein Reilchen nur im Verborgenen, es ist schwer, sie aufzufinden und ich habe sie rein zufällig beim — „schwarzen Thsen“ auf der Landstraße entdeckt.

Die „Salonjodlerin“ singt dort in der „Schwemm“. Es ist dies übrigens das geräumigste Local des Etablissements, das nur noch zwei kleine Nebenzimmer aufzuweisen hat, und die beim „Thsen“ sich producirenden Künstler müssen sich deshalb schon bequemen, unter den unmittelbaren Auspicien des Hausinnehmers, respective „Weintragers“ zu „arbeiten“.

Als ich eintrat, sah ich noch nicht die mindesten Vorkehrungen für die „Soirée“. Wohl saßen die Künstlerin und ihr Cortège in einem Winkel, aber mehr zur Abreise gerüstet, als für den heiteren Dienst der Mäusen, und thaten recht fleintant. Der Wirth

hatte das sogenannte „große Umschießen“; es war nämlich auch zugleich „Blunzen- und Leberwürsttag“ und die Anwesenden lechzten hörbar nach dieser schweinernen Ambrosia, denn das stürmische Feldgeschrei lautete unaufhörlich: „Nur recht braun, Herr Wirth!“ Dieser selbst war nicht „gut aufg’legt“ und auf meine Frage: wann das „Concert“ beginne, antwortete er trocken: „Gar nit, der Hausherr leidt’s nit!“ — Der Hausherr leidt’s nit — der Tyrann!

Das vorhandene Publicum fügte sich jedoch in das Unvermeidliche und faute seine Würste. Es bestand meist aus ehrbar ruhigen Schmiedegejellen und sonstigen Arbeitercollegen; die Damenwelt war nicht vertreten.

Da trat ein benachbarter Jüngling mit der „Seinigen“ ein und machte an die Znamorata mit der kategorischen bezirksüblichen Redeformel: „Da schwaß Di nieder!“ die Einladung zum „Platznehmen“. Dies geschah und entschied für den Abend. Außerdem kamen noch einige Stammgäste und die übrigen stabilen Extrazimmerhonoratioren, und nun wurde der Kellnerjunge encouragirt, sich in die Höhle des Löwen, nämlich in das hausherrliche Atrium zu wagen: „mit einer schönen Empfehlung vom Wirth und ein’ Handfuß von der Fräul’n Krahl und sie thäten halt bitten lassen — u. s. w.“ Ich glaube, das Placetum wurde aufgehoben, das Veto zurückgenommen und die Licenz huldvollst gewährt, denn alsbald ging der Arrangirungsrummel los.

Zwanzig fleiß’ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Gefelle —

d. h. der Wirth, der Hausknecht, der Kellnerjunge und einige „Freiwillige“ stürzen sich muthig in die Schlachtlinie, in die compacte Masse der dichtbesetzten Tische, fassen diese an beiden Enden — die Gäste mit den Würstresten, sie theils zwischen den Zähnen, theils mit dem „Hölzl“ in den Händen haltend, springen in die Höhe und fügen sich gutwillig in die neue Ordre de bataille, denn es ist Platz zu machen für’s „Glawir“ und für die „Bawlatjchen“. Aus der „Fleischbant“, d. h. dem Abstech-

laboratorium des Wirthes werden nun zwei Schrägen geholt, ein paar Bretter darauf gelegt und die Tribüne ist fertig.

Das Alles ist im Nu geschehen. Mittlerweile beeilt sich der Namulus der Gesellschaft, die äußere Decorirung des Hauses ordnungsgemäß zu bewerkstelligen. Das „Annoncenkastel“ wird hervorgebracht, mittelst fabelhaft rasch fabricirten „Mehlpappes“ werden die „Soirée-Plakate“ darauf geklebt, zwei brennende Kerzen hineingestellt, die leuchtende Firma wird beim Eingange aufgehängt, der Hausknecht wischt sich den „Schwitz“, der ihm „bis über'n Buckel awirrint“, mit dem Leibelärmel von der Stirne, die Künstler stärken sich noch mit einem Schluck „Abzug“, die Primadonna — eine dralle, bereits im Hochsommer des Lebens stehende, mit einem schwarzen Vockenopf geschmückte, jedoch unraffirte Dame legt ihre Vermummung ab — Alles räuspert sich und die Production, die eigentlich in einem unaufhörlichen, rapiden „Abjammeln“ besteht, beginnt.

Wie gesagt, die Zustandebringung der „Soirée“ kostete nicht viel, aber eine schwere Arbeit — es war nicht der Mühe werth! —

* * *

Da macht mich Einer, der genau bis auf's Stüpfelchen ist, aufmerksam, daß ich bei meinen „kritischen Gängen“ die Rangordnung verlegt, daß ich eine „Kornphäre“ übersprungen und dadurch meinem Gerechtigkeitsfinne wie Tarirungsvermögen beinahe eine Waise gegeben hatte, indem ich, weiß Gott! über wen und was Alles schon geschrieben, aber der — Hannu Hornischer, die doch so viel Spectatel in Wien mache und ihre Existenz so tumultuos kundgebe, mit seinem Sterbenswörtlein gedacht habe. „Ueber die Kornischer“, meint mein pedantisch gewissenhafter Freund, „sollen Sie doch schreiben, die kommt ja weit vor der Zeidler, Weiß u. s. w., die dürfen Sie nicht ignoriren, es ist schon des Publicums wegen!“ Wichtig; die Kornischer, auf die hatt' ich bald vergessen . . .

Eigentlich nicht vergessen. Nur Mangel an Zeit und — aufrichtig gesagt, eine Art Idiojuntrastie, die ich bei Nennung dieses markanten Namens nicht überwinden kann, hinderten mich bisher, meiner Pflicht nachzukommen. Nein, ich habe sie nicht

vergessen, im Gegentheile, erst dieser Tage, als ich die jetzt in Wien anwesenden drei Pariser Volksängerninnen sah und hörte, ist mir meine edle Landsmännin, die Janny, eingefallen, und ich nahm mir da ernstlichst vor, bei nächstbesther Gelegenheit das Versäumte nachzuholen. Und seitdem hab' ich sie nun auch gehört, die Hornischer . . .

Viele anständige Menschen beklagen das Erscheinen und die Productionen der drei Französinen. Es ist wahr, was sie importiren, ist eben kein Bedürfniß für Wien und was sie leisten, ist sowohl vom sittlichen, wie vom künstlerischen Standpunkte aus eher als verwerflich zu betrachten. Dennoch glaube ich, ist das bössartige Contagium, das die fremden Damen in unsere Manern verschleppt, kein so nachtheiliges, so intensiv wirkendes und ich bin vielmehr der Ansicht, daß der eigentliche Pesthauch unheilbarer Sittenverderbniß von unseren vaterländischen Künstlerinnen genügend verbreitet wurde. Die drei Pariserinnen haben uns sittlich nicht verschlechtert, die haben uns moralisch nicht ruiniert.

Was leisten denn die drei verschrieenen Sumpfpflanzen von der Seine gar so Entsetzliches? Die Dolores ist, wie der Wiener sagt, „a arm's Waserl“, die „mit kalt und mit warm macht“ und apathisch ihre unverständlichen Chansonetten herab-leiert. Der Satan der Wasagasse, die Antoinette, ist eigentlich auch nur ein Impresario-Schwindel, das Fräulein hat keine Stimme und trägt auch nicht besonders pikant und charakterisirend vor, da ihr der Mannsfeld'sche Esprit, der im Scandalgenre so herrlich eingreift, zu fehlen scheint. Die Antoinette leistet sogar blutwenig. Sie arbeitet mit ihrem Beine; das ist ihr ganzes Können und Wissen und das sehen wir ja allabendlich an unseren heimischen Ballerinnen. Was sie singt, verstehen ferner die Wenigsten, vielleicht nicht einmal der Regisseur dieser Bühne, denn sie singt im Pariser Straßenjargon, der bekanntlich weder bei Machat, noch bei Meidinger, noch bei Abu erklärt wird, und die verlästerte Antoinette ist somit selbst „tertlich“ für die kenschen Thren der Wiener und Wienerinnen nicht von enormer Gefahr. So bleibt denn nur die Afazar-Marguerite, deren Erscheinung freilich einige Bedenken von Seite der Sittlichkeitspolizei, die wir in unserem eigenen Bußen zur Wahrung unserer Unverdorbenheit zu erhalten haben, wachrufen könnte.

Mlle. Marguerite ist eine verwirrend corpulente Dame. Sie thut auch nicht besonders prüde und geizt mit der Schauhellung ihrer Reize, die in's Gewicht fallen, nicht im Mindesten. Personen mit etwas ängstlichen Grundzügen erschrecken vielleicht, wenn sie diese Göttin der Leppigkeit, die selbst für das unbewaffnete, kurzichtigste Auge noch immer eine Büste voll Ueberschwenglichkeit und eine noch dazu ungekünstelte, aber hyperbolische Anschoppung unter der Kniebeuge offenbart, plötzlich zu betrachten haben. Auch was sie singt — und sie singt leider sehr verständlich und verständig, ist nicht immer ein Hymnus auf die Verschämtheit, für welche Tugend Propaganda zu machen, die ichlan blinzelnde Pariserin überhaupt nicht auf Reisen gegangen zu sein scheint. Mitunter klingt Einiges sogar etwas . . . trivial; ja manche jugendliche Wendung ihrer Chansons, accompagnirt von der entsprechenden Hüftenbewegung, gibt unserem moralischen Gewissen einen tüchtigen Schlag — aber so niederschmetternd gemein klingt vielleicht selbst das Abjektivste aus diesen sinnlich aufgestülpten Lippen nicht, als wenn unser (ja, wir dürfen sagen: „unser“) „Landestind“, die heimische Künstlerin Jann Hornischer die Strophenzote: „Mit schön, aber guat!“ singt, und so bodenlos trivial wird selbst das Ebnischeste aus dem Munde der gleichfalls ungenirten Französin nicht erscheinen, als wenn unsere (ja, wir dürfen sagen: „unsere“) vaterländische Sängerin ihren Gesangscollegen in der schnarrendsten Tonart mit den Worten: „Eoglei a Lied vom bladen Binder!“ annouciert.

Das ist wohl der Superlativ der unweiblichsten Keiheit und diese innerliche Keiheit wird umso widerlicher, als die Sprecherin in himmelblauem, „anstandshalber“ bis an das Kinn geschlossnem, mit der obligaten Schleppe behaftetem Seidenkleide, in der Maste einer sozusagen anständigen Dame erscheint, und diese erborgte Maste dazu benützt, zur pridelnden Ueberraschung ihres Auditoriums, dieses mit einer Sturmfluth sprachlicher Gemeinheiten zu überschnitten. Und wie lachen über derlei schmutzigen Outregen oder plagende Petarden der Trivialität meine theuren Wiener, wie jubeln sie über die Rajchmarktphrasen der „eleganten“ Sängerin, wie „pajchen“ sie über solchen „Jur“

Aber wie „südel“, wie „leich“ die Jann Hornischer ist! Wie sie — anscheinend so recht in ihrem Lebenslemente sich be-

wegt, wenn sie — wie eine Ente in der Pfüge, im dicksten Zoten-
sumpfe herumplätschert und ihr die Zauche bis an die Stirne
spritzt. Und wie bei solcher Production ihr und ihren Verehrern
so cannibalsch wohl ist . . .

Da fiel mir — die ich überhaupt nicht aus dem Gedäch-
nisse verlieren kann — die Katastrophe ein, welche den Namen
Hornischer zuerst in die Oeffentlichkeit brachte. Die Janny hatte
sich vordem in vielerlei versucht, sie mimte und sang vor der
Linie und im Prater, und Kunstkenner wollten behaupten, sie
hätte zur Sängerin oder Schauspielerin nicht den mindesten Be-
ruf, nicht das mindeste Talent. Da — schoß sich ihre Schwester,
die arme Lori, durch's Herz; das unerfahrene Kind, das man
in Gesellschaft der Fiaker-Milli, der „böhmischen Toni“, der
„dicken Bernhardine“ u. s. w. u. s. w. brachte, starb an —
schlechter Obhut — man hätte nun glauben sollen, die über-
lebende Schwester würde von diesem fürchterlichen Schlage zer-
malmt, oder sie büße in einem Winkel der Erde dafür, daß sie
der unschuldsvollen Schwester keine gute Wegweiserin war und
die Mutterstelle bei dem unerfahrenen Wesen zu leichtsinnig aus-
gefüllt habe. Ach nein; der entsetzliche Fall wird zur Reclame
für den Namen und die Janny stellt sich sogar in den Vorder-
grund, in die grellste Beleuchtung, sie wird Volksängerin, und
— in welchem Genre!

Es wäre damals an den Wienern, wenigstens an den
Frauen Wiens gewesen, die Ausdringliche zurückzuweisen und
durch einen allgemeinen Schrei der Entrüstung über solches Treiben
die Ehre der Wiener Gesellschaft zu wahren. Von all dem geschah
nichts. Wohl sollen, wie es heißt, bei dem ersten Debut der neuen
Bänkelsängerin einige Zischlaute gehört worden sein, allein die
Hornischer-Enthusiasten erklärten die Zischer für „brotneidige“
Mannsfeld'sche Emiffäre, und der Jubel war sogar grenzenlos,
als der Applaus die Störefriede übertäubte. Gerechter Gott im
Himmel! Als ich unlängst gerade auf einem echt „bürgerlichen
Grunde“, auf der Wieden, unserer politisch-bochichtigen Vor-
stadt „St. Antoine“, den Freudenrummel, den die Hornischer
mit ihren S. . . Liedern unter den Anwesenden hervorrief, mit
anhören mußte, als ich es mit eigenen Augen sah, daß sich betagte
Männer, ihre Familien am Tische zurücklassend, zur Tribüne

drängten, um mir kein Wort davon zu verlieren, was aus dem Munde der lascivsten Volkssängerin hervorquillt, und nicht einmal errötheten, daß ihre Frauen und Kinder gezwungen waren, diesen gesprochenen und gesungenen Unflath anzuhören — da frag ich mich selbst: Sind das Deine Landsleute? Sind das die Wiener, die einst Barricaden erbaut, das Zeughaus gestürmt und ihre Brust den Bajonetten einer zehnfach überlegenen Macht entgegengehalten haben?

Sind das die Wiener, für die so viel edles Blut geflossen, für die die Wortführer der Bewegung in den Tod gegangen oder in den Kerker geschmachtet? O, diese zwanzig Jahre haben uns hart mitgenommen, diese zwanzig Jahre offener und verheerender Reaction haben uns entnerbt, verjumpt, sichtlich zu Grunde gerichtet, diese zwanzig Jahre haben uns . . .

Man verzeihe mir, daß ich scheinbar den unwürdigsten Anlaß benütze, um ein Blatt aus der Geschichte Wiens in's Gedächtniß meiner Landsleute zu rufen. Aber mit tiefster Bekümmerniß erfüllt es mich, sehe ich die Geistes- und Herzensrichtung einer erschreckend großen Zahl meiner Mitbürger und wie oft gerade der Mittelstand — jedes bessere Streben als langweilig verborrescirend, nur der Föte, der Gesinnungslosigkeit, der Gemeinheit zujubelt. Was ist dann von den unteren und untersten Ständen zu gewärtigen? Einer meiner hochverehrtesten Fremde, dessen Pessimismus kein krankhafter, sondern ein „wohlmotivirter“ ist, lachelt in solchen peinlichen Augenblicken stets auf eine diabolische Weise und trumpt mich mit dem unwiderlegbaren Hinweis auf derlei Geistesprostitutionen jedesmal mit den Worten ab: „Diese Leute wollen eine Constitution? Gebt ihnen eine alberne Komödie, eine frivole Cancanistin, eine freche Pantelhängerin — und sie sind zufrieden!“ **Circenses! Circenses!**

Fraulein Hornischer ist für den Moment in gewissen Kreisen eine gefeierte Erscheinung. Ein Ervater der Stadt, dessen Beziehungen zu der gehungenen Ungelehrtheit bekannt sind, applaudirt in heiliger Begeisterung für das „G'wihe“! Die Sängerin selbst ist anheimelnd recht lebensfroh und glüht sich vor derhand des „ehrenden“ Beifallssturmes. Mich aber dauert sie fernab. Ich denke immer, daß sie zur Ehre der Weiblichkeit, doch Stunden hat, wo sie die ganze Erbärmlichkeit

ihrer „künstlerischen“ Mission empfindet, wo sie vor der, im Grunde genommen, doch qualvollen „Oeffentlichkeit“ ihrer Stellung vielleicht sogar erschrickt, wo sie bei der Erinnerung an die gar zu effectvolle . . . Ouverture ihrer Production als Volksängern doch erbebt, und bei dem Gedanken an eine vorausichtlich freudenslohe Zukunft etwa ihre „Zustände“ bekommt. Vielleicht fühlt sie sich trotz des tollen Lärmens der fanatischen Zechgenossen, trotz des Gefalles der Champagnerstöpfe zeitweise übel gelaunt und ungeachtet des Umschwirens jubelnder Verehrer dann und wann doch recht einsam und verlassen! Vielleicht weint sie sogar zu Zeiten um ihre arme, todte Schwester, die schrecklich enttäuschte Lori . . ., ist es so, mein Fräulein? Dann — verzeihen Sie mir, was ich über Sie geschrieben habe. —

* * *

Wien ist endlich auf dem rechten Wege. Da schreibt mir Jemand, daß meine edle Landmännin Hornischer ein geradezu injuriöses Couplet auf mich sänge, d. h. frähe, und daß das „Publicum“ keinesfalls darüber indignirt sei, im Gegentheile „juble und jauchze“. Der Mann vergaß beizufügen — welches Publicum. — Bei der Geschmacksrichtung, welcher die große Masse heutzutage huldigt und welchem Genre sie überhaupt „zujubelt“, wäre übrigens noch ganz Anderes zu gewärtigen. Wie dem auch sei, das Spüllicht der Gemeinheit, das die singende Zote umgeseht und öffentlich über Alt und Jung, Weib und Kind ausgießt, hat den Kern der Wiener Bevölkerung bereits mit einer undurchdringlichen Kruste überzogen, an der jeglich veredelndes Bemühen einer reinigenden Seife fast vergebens ist. Welcher Geschmack aber der herrschende, was das Leibgericht der Menge ist, davon ein paar erläuternde Beispiele.

Es existirt in Wien eine Gesellschaft „Nagener“, welche sich ebenfalls öffentlich producirt, aber keine Gesangsvorträge zum Besten gibt, sondern nur in „Musik“ macht. Nun, der Name Nagener klingt wohl nicht harmonisch und nicht melodisch, dennoch leistet die Gesellschaft ganz Tüchtiges. Die Frau ist eine kleine Meisterin auf der Flöte, Clarinette und dem Piccolo, auch eine gute Zitherspielerin ist sie. Der Mann ein vortrefflicher Violonist, desgleichen sein College. Der eine Sohn der Familie

leistet auf dem Clavier recht Anständiges und sogar der jüngste Stabenberger'sche Sprößling arbeitet bei der großen Trommel und den Cingeln wacker darauf los. So bildet denn die Familie ein ganz gutes Orchester en miniature und bringt ihre Pièces fast tadellos zur Ausführung. Man sollte demnach glauben, daß sich Familien aus dem Mittelstande an einer derlei musikalischen Stabenberger-„Soirée“ ganz wohl vergnügen könnten. Dem ist aber nicht so, die Mehrzahl der Anwesenden langweilte sich. Ein ehrsamer Bürger vom Grunde klopfte mürrisch seinen Ulmer mit den Worten aus: „Hade G'schicht!“ — „Hade?“ interpellirte ich den vorstädtischen Kritiker, „warum hade?“ „No“, entgegnete er, „das seg'n's und hör'n's ja; 's is ja a Alles mauerstüß, die Leut' woll'n halt was sing'n hör'n und was seich's — aber da soll'n's morg'n kommen, da singt die K., da wurden's an Spectakel erleb'n und a Heß! — i g'ren mi selber schon!“ — Würdiger Greis!

Weiters. Die Volksängergeellschaft Hofer, Unger und Wanthaller gehört meines Erachtens unter die besseren, jedenfalls anständigeren Ableger der vielgeästeten singenden Genossenschaft. Das lustige Trifolium cultivirt eben nicht die nackte Zote und sucht mehr durch drastischen Spaß zu wirken. Wer lachen will, der kann da genug lachen. Herr Hofer ist nun nebenbei noch ein recht angenehmer Sänger. Endlich ist der Mann auch sehr bescheiden. Freilich ist diese Bescheidenheit eine durch den Erfolg nothgedrungene, denn als ein neben mir sitzender Herr den Sänger nach einem Liede becomplimentirte und sein Bedauern aussprach, daß er so selten singe, erwiderte Letzterer fast kleinlaut: „Ja, ich wurde recht gerne singen, aber ein großer Theil des Publicums findet an derlei Liedern keinen Gefallen. Muß ich's doch selbst oft hören, daß ganz „anständige Tische“ bei meinem Erscheinen ausrufen: „T je, kommt der schon wieder mit sein' G'sangel; mir mog'n aber das nit, mir möchten a paar harbe Tanz — jo g'wißje Viader hör'n!“

Da habt Ihr ein Urtheil aus dem Munde von ehrlichen Volk-sängern und Volk-sängerinnen über den Geschmack des Publicums. Wollt Ihr ihn noch untersuchen und schämen? Meinets wegen thut's, wenn Ihr darob nicht erröthet! —

Bei den Volksfängern und Volksfängerinnen.

(Fortsetzung.)

Personen (z. B. einzelne journalistische Mitglieder des Delegationstrains), welche zeitweise von dem Schwerpunkte der Monarchie nach Wien zurückkehren, können nicht genug Wunder erzählen von der außerordentlichen transleithanischen Liberalität, mit der man in Budapest gewisse Dinge gewähren läßt.

Nun möge Jeder unbeforgt sein, Wien wird in dem Kampfe mit den rivalisirenden Schwesterstädten in diesem Punkte nicht zurückbleiben, und wenn wir's auch gerade heute noch nicht so weit gebracht haben wie Pest, das z. B. mit seinem „Glossum“ Alles in diesem Genre Gehörte und Gesehene bereits überflügelt haben soll, so sind die Productionen einzelner cisleithanischen Künstler und Künstlerinnen höchstens nur mehr um eine halbe Nasenlänge von dem schönen Ziele entfernt, und mit gutem Willen und einiger Unterstützung von Seite des Publicums gehört der Sieg bei unserer unbestreitbar vorgeschrittenen Bildung und den talentvolleren Kräften der Residenz vielleicht doch noch uns.

Ja, wir haben der heimischen Größen in diesem Fache genug und die „lustigen Lebemänner“ der Kaiserstadt brauchen nicht mit scheelfüchtigen Augen auf die glückliche, nicht im Mindesten bevormundete königliche Stadt am Kalosfelde zu schauen. Nein, meine theuren Landsleute dürfen nicht fürchten, daß sie in dieser Beziehung zu kurz kommen, und wer von meinen verehrten Lesern und Leserinnen so freundlich war, mir bei meinen Schilderungen bis hieher zu folgen, wird ehrlicher Weise gestehen müssen, daß auch Wien diverse Prachteremplare (beiderlei Geschlechtes) von

der Gattung der „zweibeinigen, singenden Cancañschweinchen“ heißt. Nachmals, wir bleiben nicht zurück!

Die tröstliche Ansicht drängt sich mir immer mehr und mehr auf, je weiter ich meine Forschungen ausdehne. Schon wollte ich sie schließen, als mir auf meinen Wanderungen durch die Gassen und Gäßchen unserer Vorstadtbezirke noch eine Firma entgegenleuchtete, die ich bisher nicht beachtete. Ich meine die „Familie Zperl“. Ein öffentliches „Familienleben“ bei Sang und Klang ist doch wohl der Neugierde eines Chronisten werth, und ich trat ein.

Alle guten Geister, was ist das? Ich traute meinen Augen nicht und lachte fast laut auf, denn der Spaß schien nicht übel, da die veritable — Wolter vor mir stand, den Teller, um den Kunsttribut einzusammeln, den werthen Gästen wie einen geladenen Revolver an die Brust setzend. Bei Apollo und seiner feuchten, bräutlichen Cousine Besta! das war die Wolter — bei näherer Betrachtung freilich nur in grotesker Verzerrung und beinahe carrifirt, aber sie ähnelte doch, bis zur Beleidigung, der städtischen Heroine, und sie trug sich sogar wie ihr tragisches Vorbild und hatte denselben idealen griechisch-ägyptisch-asiatischen Nopisputz, dieselben schwärmerisch-phantastischen paar Ringellöckchen um die Stirne und die Schläfe, sie imitirte, im Besitze eben solch schlan erobernden Augen, den classischen Burgtheaterblick, und wußte mit diesen Augen, wie die Sophonisbe des Michaelerplatzes, Pfeile auf Jenen zu entfeinden, der — statt eines Zehnerlts nur zwei Kreuzer opferte. Als der Musiklobn eingeheimt war, schüttete sie ihn in ein „Sack“, das unter dem „Productionstisch“ lag, setzte durch eine läbne Wendung der rechten Hüfte nach links mit der Schleppe den Mehrtheil der Wirthshube reich in eine Ecke, schwang sich, nun die linke Hüfte nach rechts werfend, auf die Tribune und sang ein Lied. O Himmel! . . .

Die „Familie Zperl“ besteht aus fünf Köpfen. Der Vater geigt, der eine Sohn arbeitet auf der Guitarre, der jüngere (ein Mund noch) auf der Zither, und zwei Töchter „singen“, d. h. sie recitiren unter dem disharmonischen Accompagnement ihrer Mutter Verwandten die Texte jener Lieder, die heutzutage gang und gäbe sind. Von diesen zwei Töchtern hat die

kleinere, vermuthlich auch jüngere, nicht die mindeste Stimme, aber noch weniger Stimme besitzt der Maguet der Gesellschaft, die falsche Wolter, die — „Fräul'n Leopoldin'“. — Da es nun beiden „Sängerinnen“ von der Mutter Natur auß's Hartnäckigste verwehrt wurde, selbst die genügsamsten Zuhörer durch ihre Stimmittel zu entzücken und die Intention dieser Damen auch nicht dahin geht, durch Schule und Vortrag das Mangelnde zu ersetzen, so benützen Beide die Macht der verfinnlichenden „Action“ und ergänzen durch erläuternde Handbewegungen das Fehlende.

Dieser Commentar wirkt in seiner Einfachheit und allgemeinen Verständlichkeit überraschend. Er ist sozusagen das Ei des Columbus, denn wenn etwa sogar der „Dichter“ dieser Genossenschaft hin und wieder zurückbeben sollte, seiner Inspiration die erforderlichen Worte zu geben, und wenn er Anstand nimmt, all seine Gefühle tertlich zu verwerthen, so tritt im entscheidenden Momente für den Schüchternen das resolutere Weib in die Bahn und — weist mit den Fingern darauf hin, um was es sich eigentlich handelt.

Die „Schule Sperl“ gehört demnach, was Deutlichkeit betrifft, zur progressistischen Couleur. Ihr Programm ist kein nebelhaftes, verschwommenes — im Gegentheile, ein offenkundiges, man erhält für sein Geld beinahe Positives — „man sieht doch, wo und wie“, wie der wißbegierige Schüler seinem Lehrer Mephistopheles versichert, und man geht nach einem so instructiven Unterricht ebenso befriedigt wie Jener nach Hause. Diesen Vortheil bietet die „Familie Sperl“, was nämlich die Vorträge der beiden Töchterleins betrifft.

Dennoch war der Beifall kein enthusiastischer und die Stimmung des Auditoriums keine so gehobene, so begeisterte, wie ich sie bei ähnlichen Productionen fand. Die „Leopoldin“ that ihr Möglichstes, sie trug so „dicke“ auf, als es nur immer anging und als es die Anwesenheit der Kellnerbuben, auf deren Alter man doch einige Rücksicht zu nehmen hatte, zuließ — aber die Gäste konnten sich bei dieser Botengymnastik doch nicht recht erwärmen. Was war Schuld daran? Der Mangel an Stimme? Der beispiellos ordinäre Vortrag? Der Abgang jeglicher Pikanterie in der Nuancirung und Pointirung? Nichts von all dem! Es

fehlt — wie mich ein neben mir sitzender Stammgast und Kunstkenner aufklärte, der Reiz des Mädchenhaften, der Zauber — der Jungfräulichkeit — denn — die „Fräul'n Leopoldin“ soll, wie ihre Schwester, schon längst verheiratet sein — man weiß das so ziemlich allgemein und dieser Umstand beeinträchtigt den Genuß, denn die Zote wirkt nur sieghaft in dem Munde eines Mädchens! — — „Sie sehen das“, ergänzte der freundliche Nachbar, „an der Seifenmojer; wenn ein solch „unschuldiges Gesichtl“ derlei singt, das ist prickelnd, das ist anregend — aber sobald eine verheiratete Frau in diesem Genre macht, geht der Effect zum Teufel. So ist's ja auch mit der Gesellschaft „Gebrüder Schutz sammt Frauen“, und da noch mehr, weil sich Letztere sogar als „Frauen“ repräsentirten. Heutzutage hat eben nur das Ungewöhnliche Erfolg. Ließ man doch schon, um das stumpfsinnig und unempfindlich gewordene Publicum zu fesseln, ein achtjähriges Kind Mannsfeld'sche Tricunitäten singen . . .“ Ich erhob mich und ging.

Aber vielleicht hat der Mann Recht? Vielleicht schädigt es wirklich den „Genuß“, wenn das Lascive nicht aus dem Munde eines „unerfahrenen“ Mädchens, sondern einer „erfahrenen Ehefrau und Mutter“ kommt? Vielleicht ist thatsächlich nur das Gerücht, daß auch die Volksängerin Fraulein Juchs, die sich nun bis zur Solistin des „Alcazar“ aufgeschwungen, eine legitim angeraute „Frau“ sei, Schuld daran, daß diese „Künstlerin“ nicht recht reißt? Möglich, aber ich glaube, die Juchs würde auch als „ledige“ Volksängerin nicht durchgreifen, da sie — obwohl die Einzige ihrer Branche, die Stimme und Schule hat, doch nicht das mindeste „Zeug“ besitzt, das hier und dallas getraute, verhornicherte Geschlecht in eine „edle Wallung“ zu bringen.

Fraulein Juchs geht an äußerlicher Solidität zu Grunde. Eine stattliche Erscheinung, mit buschigen, leider nicht prägnanten Gesichtszügen, hat sie, die eigentlich (wenn auch nur in Mathean) die Semiramis singen sollte, die bescheidene Ambition, sich in Wien als Wirthshausängerin ihr tägliches Brot zu verdienen, und martert sich, da es mit einem aufständigen Programm selbstverständlich nicht geht, damit ab, im sogenannten „Reichen“ zu machen. Wie wird die Mannsfeld dazu lachen! Welch häßliche

Bemerkungen wird die schneidige Montag, und gar jene Heldin der Zote, die ich nicht mehr nennen mag, von sich geben!

Die arme Fuchs! Der gefühlvolle Aesthetiker muß bei ihrem Anblicke um eine verlorene Seele weinen und der „Gstanzel-Fanatiker“ vor Laugeweile gähnen. In einem rosa oder paperlgrünen seidenen Concertkleide, züchtiglich frisiert, singt sie das „Na versteht sie“ und ähnliche schöne Lieder, ohne aber den „Geist“ ihrer Vorbilder in sich aufgenommen zu haben und ohne den schlüpfrigen Text durch schlüpfrige Gesten und Blicke zu interpretiren. So quält sie sich und die „Amateurs“ des Equivoquen, und ich fand es begreiflich, daß ein Mann, der sich nur im Dunstkreise der „Doni“ wohl fühlt, unlängst, als die Fuchs sogar „jodelte“, plötzlich aufsprang und mit dem geflügelten Worte: „So solid dudeln is a Zünd!“ das Local verließ.

* * *

Ein neuer Stern ist am (Wirthshaus-) Kunsthimmel aufgegangen, und während der edle Graf Rechberg seine weiland auswärtige Politik zum Ergötzen des hohen Adels und verehrungswürdigen Publicums vertheidigt und mit den spaßhaftesten Redenübungen die Fachdiplomaten erheitert, vollzieht sich inmitten des Volkes, das überhaupt an schönen Reden längst keinen rechten Geschmack mehr findet und das sich deshalb um all diesen erministeriellen Schabernack nicht schiert, ohne viel Spectakel eine sittliche Wandlung, ein culturhistorischer Proceß, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen, wenigstens nicht zu ignoriren ist.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als -- freilich nur allmählich -- die „Mannsfeld-Doni“ und ihre „Schule“, d. h. die gesungene Zote, aus dem Abendrepertoire unserer Gollasch-Etablissements zu verdrängen, und die mit tertirten Coconerien öffentlich betriebene geistige „Schweinigel-Abfütterung“, wie sie die muthigsten Scholariinnen der „pikanten“ Meisterin in die Mode gebracht -- aus der Mode zu bringen. Und dieser, der Unsterblichkeit würdigen, sittsamsten Mission unterzieht sich nicht etwa ein starker Mann, z. B. ein ordentlicher Professor des Kirchenrechtes oder der Moralphilosophie, nein, ein

wenn auch ziemlich robustes, dennoch aber dem schwachen Geschlechte angehöriges Frauenzimmer nimmt den Kampf mit den furiosen Mänaden des Wirthshausbänkels auf, und dieses heroische Frauenzimmer heißt: Fräulein Schmer.

Wer ist Fräulein Schmer, und wie alt ist sie, und aus welchem Geschlechte stammt sie? Ich kann auf diese drei Cardinalfragen leider keine genaue Auskunft geben. Ich kenne die genealogischen Verhältnisse der Dynastie Schmer nicht und weiß nicht einmal, ob meine Heldin oder ihre Schwester einst im Josefstädter Theater als — Tänzerin fungirte, nur soviel ist mir bekannt, daß die gegenwärtige Reformatorin der Vierzeiligen, eine Vollblutwienerin, bei Fürst ihre „künstlerischen Studien“ vollendete und hierauf im heurigen Frühjahr von Herrn Kawapil, dem Entrepreneur einer Fester Singspielhalle, für sein Unternehmen gewonnen wurde, welche Gesellschaft dermalen in Wien gastirt. Ferner sah ich, daß besagte Dame eine stattliche Blondine mit einem nicht unschönen Gesichte ist, daß sie der traue Lockenkopf für das Genre, das sie cultivirt, wirklich prächtig unterstützt, und hörte endlich, daß ein klangvoller, kräftiger Sopran und eine tüchtige Gesangsbildung ihr zu Gebote stehen, über welche beide, für eine Vocalsängerin gewiß wünschenswerthe, Eigenschaften ihre heiseren Geschäftsrivalinnen bekanntlich nicht viel zu verfügen haben.

Welches Genre cultivirt nun Fräulein Schmer und worin uberragt sie ihre Colleginnen? Fräulein Schmer spielt das Hosenrollenfach, d. h. sie spielt und singt Männerpartien und — was ihr eigentliches Verdienst ist, sie verjdmäht die Gote, die directe und ausschließliche Gote, die nur mehr eidentige Zweideutigkeit, welche gewisse Primadonnen des „Vrett's“ als ihr Programm erklarten, und sie begnügt sich, ihr arwmüthiges Talent ohne Nebenabsichten leuchten zu lassen, ein Talent, das unndehens originell zu nennen ist.

Das Talent des Fräulein Schmer besteht nämlich darin, mit geradezu verblüffender Portraitähnlichkeit männliche Gestalten aus den unteren Volksschichten zu reproduciren, jene bekannten vorstadtiichen Figuren, die durch ihre Reichheit und „Hartheit“ und einen sogenannten „leichen“ Obie zu imponiren müssen, durch die Energie einer mit geflügelten Worten gespickten Dialectal dem „Deuschmeierthum“ einen Weltenhum eroberten

und durch die „niedererschlagendste“ Berve der persönlichen Erscheinung und eines in allen Fällen entschiedenen Auftretens die in gewisser Beziehung geniale „Lichtenthaler Gloire“ schufen. Derlei ungeschlachte Figuren mögen nun ohne Zweifel feinsühlenden Naturen über alle Maßen trivial dünken; nun, sie sind es wohl auch, aber deren „dramatische“ Ver sinnlichung ist kein so unsittliches Geschäft, wie wenn irgend eine „beliebte“ Volksängerin ein modernes Couplet den Anwesenden jeglichen Standes und Alters in's Gesicht schleudert oder etwa gar die berüchtigte Soloscene: „Die Hausiererinnen“ zum Besten gibt.

Ich weiß, was ich schreibe und fühle mich vollkommen nüchtern. Aesthetische Splitterrichter werden über mich herfallen, den gräßlichen Gedanken perhorrescirend, wie eine „Dame“ einen Wiener „Hacker“ darstellen kann und wie derlei zu billigen sei? Aber ich meine eben, daß eine solche Reproduction (ob männlicher- oder weiblicherseits, ist wohl gleichgiltig), obschon kein Bedürfnis, so doch insoferne in unserem leidigen Volksängerwesen ein Fortschritt ist, als sie sich nur mit der, noch dazu frappant getreuen Vorführung von Wiener Charakteren, wenn auch nur des vierten Standes befaßt und nicht das ganze „Amusement“, der ganze Spaß des Abends, immer und ewig in der monotonen Variation der Zote besteht.

Fräulein Schmer ist nach meiner Ansicht sogar klug zu Werke gegangen. Sie will das Wiener Volksängerwesen regeneriren, d. h. den durch das Mauseldthum verdorbenen Geschmack des Wirthshaus-Auditoriums an andere, solidere Kost gewöhnen. Das dürfte nun im Anfange wohl eine schwere Aufgabe sein, denn, wollte sie in das andere Extrem, das Moser'sche Moralisiren verfallen, so wären die emragirtesten Enthusiasten der Harsenisterei beim frischesten Krügel eingeschlafen oder davongelaufen.

Die politische Localopranistin schuf deshalb eine lustige Uebergangsära zwischen zwei contrastirenden Aeren, und sie that dies, indem sie den Wienern die originellsten Figuren der originellen Kaiserstadt in trefflicher Copie vorführt.

Und wenn unsere vaterländischen dramatischen Schriftsteller einen „Vogelhuber“ auf die Bühne brachten, oder andere Schweigelhelden vom „Thurnbrüdel“, und sich sogar noch viel darauf einbildeten, wie wahr sie „Volkscharaktere“ zu zeichnen verstehen,

und wenn man einen „ehemaligen Trottel“ oder „Zunviertler Bauerntölpel“ oder einen „Schmock“ dramatisch verewigen darf, so sehe ich nicht ein, warum es ein ästhetisches Verbrechen sein sollte, z. B. den „lauten Schani von der Siebenbrunnerwiesen“ oder einen anderen „ficken Wiener Bis“ zu skizziren. Ich schwärme nicht für die Fortpflanzung der Gattung, aber nachdem sie besteht, hat sie ein Recht zu sein, und das Fräulein Schmer hat, wenn es sich schon einmal ein solch specielles ethnographisches Penfum dictirte, das Recht, diese Gestalten zu portraittiren. Es ist der Wiener „Hacker“ gewiß keine sympathische Erscheinung, aber an und für sich doch keine leibhafte Zote, und für mich wenigstens nicht un sympathischer, als ein correct gezeichnete Schöngestalt, der auf der „hohen Warte“ mit Grazie und violetten Glacés sein Eis löffelt.

Warum aber die Schmer gerade die vulgärsten und trivialsten Chargen sich für ihre „künstlerischen“ Productionen ansertiest? Nun, weniger, weil ihr Naturell, als weil ihr schauspielerisches Talent sie in diese Bahnen gebracht. Marko malte ideale Landschaften mit den idealsten Nymphen, Esade betrunkene Bauern, Arn Scheier die romantischsten Engel und die zarte Rosa Bonheur die muskulösesten Stiere. Die Schröder Devrient war als Romeo am Hinreißendsten, die zimmernde Vestvali soll ein prächtiger Hamlet sein, die Grobeder war der schmuckste Page und das lebenswüthigste Schreiberlein, und — die Schmer ist eben die glücklichste Interpretin der Gestalten und des Geistes von der Mosauer oder Gröbbergerlande oder des Gr „Brillantengrundes“.

Wenn Kürst, einst der gewaltigste Meister dieses Genres, der trefflichste Repräsentant dieser Typen, die grotesken Helden gewisser Urbezirke bis in's Detail zeichnete, so copirte er nicht, er gab mit diesen lebenswahren Portraits stets nur sein eigenes Portrait, nur sich selbst wieder, denn Kürst, der Kürst in seiner Blüthe, war der verkörperte Begriff des „lauten“ Urwienertums.

Die Schmer copirt aber Kürst, und damit eben auch jene schneidigen Figuren aus den urwüthigen „Schorsjebel“-Reisen, von denen es mit ungenirtem Selbstbewußtsein im Liede heißt:

„Wo d'Aenker verpappt ian mit Vahn,
Tut ian ma daham.“

Ich gerathe nun wahrlich nicht in ungezügelter Enthusiasmus, wenn die grellen Hernalser „Nationalgefänge“ mein Ohr treffen, und ich bin nicht der begeistertste Anhänger des „Dullia“. Aber ich bin ein Wiener, und als solcher gestehe ich ehrlich, daß, wenn die Mahnrufe des „picksüßen Holz“ nach dem Systeme des „Grueber Franzl“, glorreichen Gschwandner-Andenkens, erklingen und die textlosen Zödler-Rhythmen der „Anwandler“ und „Pintsherltanz“ mit dem stolvollen „Ueberschlag“ aus gesckulter Kehle hervorstürzen, ich es mir gestatte, daß es mir etwas wärmer um's Herz wird, als wenn ich beispielsweise den biederen Forellenänger Herrn Liebold den grausamen Staatsmann Octavio Piccolomini spielen sehe.

Die Schmer, in Verein mit ihrer Dudlerpartnerin Fräulein Wilma, treffen nun den rechten Ton des Genres meisterhaft, und stellen deren „himmelhoch juchzende“ Duetten selbst die bravurosen Leistungen der Zödlermatadore Eckhard und Pirringer weitaus in Schatten, der alten Dullia-Firma Brat (Breit) und „Tanzers-Lenerl“ gar nicht zu gedenken.

Aber nicht nur im gesanglichen Theile wußte die allerneueste Forelen unserer Bierballen sich die Siegespalme im Sturme zu erobern; die Muse der „Gepaschten“ und „Gestrampften“ versteht auch durch ihre mimisch-plastische Darstellung die streng kritischen Ansiedler vom Alserbach und die Kunstkenner von beiden Wienern zu entflammen, und die Geister der alten Schottenfelder Fabrikanten stehen vielleicht allabendlich aus ihren Gräbern auf, um bei diesen drastischen Spiegelbildern ihrer fideleu Jugend umgesehen zu applandiren.

Denn die Schmer ist vom Deckel des glänzenden Cylinders bis zu den lackirten Stiefletten der vollendetste vormärzliche „Hauseherrnjohn“ aus dem Shawlweber-Kanon, sie ist der getreueste Abklatsch des „manchesternen Pepi“ aus der „Dreilaufergasse“ oder von der „Wendelstadt“; sie ist das beste Portrait des ungeberdigen „Schani“ vom „Althan“ oder von der „Wiesen“, und der leibhaftige „Razl“ aus der „Nestfiedergasse“ oder vom „Michelbeuern'schen Grund“. Der große Garrik hätte die Maste und Talma oder Fürst hätten den Ton nicht besser wählen können.

In dieser Nivellementsepoche, in welcher die urwüchsigsten Volksschichten ihrer Originalität beraubt werden, und in welcher die Herren Rothberger, Keller, Alt, Wellisch und Samet die gesammte Männerwelt uniform kleiden, droht allmählich auch die grellfarbige Lichtenthaler-Toilette mit dem eigenthümlichen Schnitt und der kühnen Bauart der specifischen Bezirksgehröhl, die hart an den Spenjercharakter streifen, zu verschwinden. Die Schmeichelei, die Tradition und die historischen Modegesetze achtend, bleibt jedoch der Geschichte treu und sie knüpft sich das gelb- oder rothgetupfte Halstuch genau so, wie es sich die Tiffan'schen Geitalten der Zeugmachergilde in der schönen „Zwanziger“- und „Anticipationscheint“-Zeit nach altem Herkommen knüpfen.

Sie kennt ferner das Maß und die Form der Requisiten wie ein Professor des festen „Nagel-nagelthums“, und sie wird die Cigarre wie der „fermste Biz“ zu halten wissen. In dieser Costumclafficität gesellen sich noch das vom tiefsten Studium zengende Wienen- und Gestenspiel, die unbewußten Achselzuckungen, die scharfen Ellbogen-schwingungen, die nach rückwärts agirende rechtseitige „Daumenmimit“, die stramme Haltung des Oberleibes und die raschen Griffe nach der schmalen Hutfürche oder dem Kappenbüchse. Evoo!

Das Alles ist nun (was ich übrigens obenein weiß) vom äußerlichen Standpunkte aus zwar nicht erhaben schön, und man braucht gerade nicht Propaganda für eine derlei Gattung „dramatischer Mimit“ zu machen, aber — wie ich bereits gesagt — als Uebergang zu einer neuen Productionsmethode unserer Volkstänzerinnen ist mir die Darstellung dieser frischen Androgynie doch lieber, als die bisherigen Muster der Wirthshausvollstümme, jedenfalls lieber als die gesunglichen Prostitutionen einer . . .

* * *

Ein ganzes Heer von „Vollstümmlern“, wie sich die Mitglieder des Marienbühnens mit Vorliebe tituliren, harret noch unseres Wohlwuns. Wie ich aber selbst mich hebne, aus dieser Endluft wieder in eine reinere Atmosphäre, aus dem Dampf und Qualm der Meterräume an das heitere Tageslicht zu treten,

so glaube ich, daß auch meine verehrten Leser und Leserinnen, die die strapazirliche Wanderung bis nun mitgemacht, des mitunter nicht gar säuberlichen Studiums ebenfalls längst müde geworden und in der beängstigenden Perspective, was etwa noch Alles kommen könnte, auf jede weitere Forschung gerne Verzicht leisten.

Freilich hätten es noch ein paar originelle Firmen verdient, besprochen zu werden — aber vielleicht treffen wir bei einer anderen Gelegenheit mit ihnen zusammen; für heute wollen wir, ehe wir eine allgemeine Rückschau halten, nur noch in Eile bei zwei gar alten „Häusern“ vorbeisprechen: bei Lammingen und bei Deckmaier.

Ein paar Wochen sind es erst, daß ich, als ich Laschy's erwähnte, auch jenes alten Bundesgenossen Lammingen gedachte, und, über das Schicksal des Verschollenen im Ungewissen, meine Edictalvorladung mit einem „Lammingen, wo bist Du?“ laut ergehen ließ.

Siehe da, der Gernsehe erscheint, und Anserate und Annoncen an den Straßenecken melden, daß Lammingen von einer „Kunstreise“ zurückgekehrt, wieder hier eingetroffen sei und nach wie vor dem Dienst der Wirthshausmuse sich widme.

Ich habe über die „Bedeutung“ Lammingen's vom Standpunkte der „Vierzeiligen“, des „Gestrampften“ und „Gepaschten“ damals bereits gesprochen. In der Culturgeschichte der „Kunstbuddlerei“ wird Lammingen — der Vorläufer Fürst's — immer einen der ersten Plätze einnehmen, und unparteiische Kritiker votiren ihm vielleicht sogar eine Art Salvatormedaille für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des „Umschlages“ oder für „ausgezeichnete Fistulatur“. Heute ist Lammingen ein alter Mann — er „wirkt“ bereits vierunddreißig Jahre (!) und läßt von seiner einstigen Virtuosität im „Harben“ und „Lanten“ natürlich kaum mehr etwas ahnen. Gezähmt durch die Wucht der Jahre, sieht der ehemals so Ungeberdige beinahe zaghaft, ja altmodisch, spießbürgerlich und philiströs aus. Auch sein Blick ist schon und ängstlich oder auch mürrisch und fast schien es mir, als große er dem undankbaren Jahrhundert, das seiner „Größen“ so schnell vergißt und dem talentlosen aber anspruchsvollen Nachwuchs, den „Jodlereleven“ die herr-

lichsten und unverdientesten Kränze windet. Aber wenn Samminger zu singen beginnt, dann bligt sein Auge zwischen den Brillengläsern hervor, die Urkraft des „dudelnden Titanen“ erwacht, und er schmettert die wohlklingendsten Töne aus geschulter Kehle in die respectiven Ohren der staunenden Zeitgenossen, dann ist aber auch des Jubels kein Ende, und nur wenn die Hände seiner Zuschauer müde, setzt auch er sich still in eine Ecke, zündet eine Cigarre an und murmelt dabei ein stolzes: „Fuimus Troes!“*)

Das andere „alte Haus“: Dedmaier, datirt seine „künstlerischen“ Anfänge ebenfalls in das graueste Alterthum zurück. Eine ungeblachte Erscheinung, wirkt Dedmaier weniger komisch durch seine grotesken Productionen, als durch seine „vertraulichen Mittheilungen“. Man sagte Dedmaier nach, daß er der „Kestron des Brettl’s“ sein wollte, aber wenn man den unsterblichen Kaufner auch in das Verdenfelderische und aus dem Verdenfelderischen in’s Breitenfelderische und zuletzt in’s Schottenfelderische überlegen wurde, so wäre es doch noch immer eine Malefication an den Manen des großen Meisters des Sarkasmus, zwischen diesen beiden „Nimen“ auch nur die leiseste (geistige) Verwandtschaft herauszufinden. Aber etwas Anderes ist an Dedmaier zu rühmen. Er sträubte sich — wie überhaupt alle Volksdichter der alten Schule, so lange es eben ging, mit der nackten Note, mit der Note „pur et simple“, und mit dieser allein, wie es so viele seiner jüngeren Collegiunen zu thun pflegen, ein Weibchen zu machen. Dedmaier blieb viele Jahre hindurch bei seinem alten Programm und nöthigte seine schon längst an eine ganz andere Kost gewöhnten Zuhörer, über seine schimmeligen Späße zu lachen.

Dedmaier wäre, wie er auch sonst nach „Höherem“ strebte, für sein Leben gern „Dichter“ geworden. Das Schicksal wollte es nicht, vielleicht aus guten Gründen, und machte ihn dafür zum Sammelvater von etwa zwei Duzend Kindern. Dennoch aber wurde sein Ehrgeiz einigermaßen befriedigt, und wenn die Gama nicht lügt, so wurde Dedmaier durch die „Gunst der Choren“ ausgezeichnet.

*) Samminger starb mittelmäßig am 2. Mai 1872 in Wien, 58 Jahre alt.

Die Sache verhält sich nämlich so. Deckmaier war durch einige Decennien der Unausbleibliche und Unausweichliche in dem Vergnügungsrepertoire der Wirthshäuser am Rennweg und auf der Landstraße. In diesen beiden Regionen wimmelte es bekanntlich seit jeher von verschiedenen Vertretern der weitverzweigten Artilleriebranche, und da mithin jeder einzelne Bombardier und jeder einzelne Artillerist den Deckmaier wenigstens einmal im Leben, wenn nicht allwöchentlich, genossen hatte, und da sogar mancher Artillerist unter Deckmaier seine Capitulation ausgedient und nach seiner Reengagierung auch die zweite, immer noch unter Deckmaier, vollendete, so wurde Deckmaier, der für die gesammte Artillerie bereits das tägliche (Commis-)Brot war, und zur Artillerie wie die große Trommel gehörte, zum — — „Artillerieharfenisten“ ernannt.

In dieser Charge überraschte Deckmaier die Nachricht von der Verlegung „seines“ Regimentes nach Mainz. Deckmaier, dem dies die Brust zusammenschürte, schwieg, er unterdrückte seinen Kummer wie ein Mann, er ließ „sein“ Regiment ruhig abziehen, aber auch sein Entschluß war gefaßt.

Eines schönen Tages machte Deckmaier, der, was über-rumpelnde Märsche betrifft, mit Napoleon dem Ersten eine frappante Aehnlichkeit hatte, einen kleinen Abstecher nach — Mainz — er wollte „sein“ Regiment wiedersehen. Natürlich war die Scene des gegenseitigen Wiederfindens eine rührende, und bei dieser Gelegenheit soll es geschehen sein, daß irgend ein Kurfürst oder sonstiger deutscher Potentat, der gerade die Bundesstruppen inspicirte, in einer sonaten Anwandlung — große Herren haben ja solche Marotten — auch ein paar Worte mit dem Wiener Volksänger sprach. Die Nachricht von diesem Ereignisse verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch alle Gauen Deutschlands und alle Vorstädte Wiens. Die „deutsche Sage“ von Deckmaier's Unterredung auf den Wällen von Mainz kam immer in neuer Gestalt hier an. Bald hieß es, der König von Baiern, bald der König von Preußen, dann wieder der König von Sachsen, oder nur der Großherzog von Medlenburg &c. &c. habe mit Deckmaier „Arm in Arm“ und lange in „tiefem Gespräch“ verfunken“ auf den Bastionen der Bundesfestung promenirt. Die Geschichte machte in volksängerischen Kreisen ungeheures Auf-

leben; Deckmaier wurde nach und nach zum „Intimus“, zum vertrauten Freunde sämtlicher sechsunddreißig deutschen Herrscher avancirt, und ich glaube, schließlich machte man ihm sogar für einzelne Mißgriffe des Bundestages Vorwürfe. Letzteres ist jedenfalls ungerechtfertigt.

Heute ist Deckmaier ebenfalls ein alter Mann, der als Magnet für seine „Soiréen“ einer Zotenreißerin à la So und So bedarf und nur von der Erinnerung an seine einstigen Triumphe zehrt, d. h. jener historisch denkwürdigen „Arm in Arm“-Unterredung zu Mainz, von welcher selbst der sonst so geschwätzige Barnbagen nichts zu erzählen wußte. —

Mit diesen beiden Veteranen des „Brettls“ schließe ich diese meine kleinen Bierhausstudien.

* * *

Es war keine leichte Arbeit! — Außerdem war sie auch schier umsonst und ich habe meinen Zweck nur halb erreicht, denn wie mich die gewissen „aufrichtigen Freunde“ versichern, wäre ich sogar auf dem schönsten „Holzwege“, wenn ich etwa glaubte, mit diesen meinen Schilderungen einerseits dem verehrungswürdigen Wirthshauspublicum den Gusto an den gelungenen Anditäten genommen, oder anderseits doch wenigstens als Herakles II. den Augiasstall unseres Volksjängerrepertoires gereinigt und die ermanthliche Wildsau der Zote erlegt zu haben.

Nein, nein! So hochmüthig bin ich nicht und so herrliche Erfolge traunte ich auch nie. Ich weiß zu gut, daß eine so grundlich und fast systematisch verdorbene Geschmacksrichtung eines großen Theiles der Wiener Bevölkerung nicht durch ein Duzend Fenilletons zum Besseren umgewandelt — und eine Propagandistin der Corruption nicht durch ein paar hundert Trutzzeiten auf die „Fiaße der Jugend“ gebracht werden könne. Eine Veredelung unserer socialen Zustände erwarte ich ja doch nun von den kommenden Ereignissen, und findet der große Moment auch nur ein Heines Geschlecht, die frühe Priese wird doch belebend wirken, und die reinigende Windsbraut, wenn sie über unseren Mopten dahin sturmt, wird so Manches mit ihrem feu-

gen Wesen dann weglegen, was nun frech und schamlos sogar an der Oberfläche fortwuchert.

Meine Skizzen hatten demnach keinen anderen Zweck, als die Geistesrichtung einer „Achtung gebietenden Minorität“ des Volkes — und das Wesen (oder vielmehr Unwesen) der Wiener Harfenisten von heute zu kennzeichnen.

Die Herren und Damen dieser Kunstgilde declamiren, wenn man das Glück hat, mit ihnen zu „conferiren“, viel von dem „Fortschritte“ des Volksängertums und sehen fast mit Mitleid auf jene Celebritäten ihres Metiers herab, die voroundso viel Decennien unsere „Herren Eltern und Großeltern“ lachen machten. Es ist wahr, ein äußerlicher Fortschritt ist bei diesem Geschäfte nicht zu leugnen und wenn man die Ursprünge desselben betrachtet und seiner bescheidenen, fast schüchternen Vertreter sich erinnert und all dies mit der anspruchsvollen Grandezza des Dudlers der neuesten Aera, mit der seidenen Schleppstafage der auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden, modernsten Wirthshausprimadonna vergleicht, so muß eine „Hebung“ des einst so verachteten Standes anerkannt werden.

* *

Diese „Studien“ (sit venia verbo) machen, wie bereits erwähnt, nicht den mindesten Anspruch auf Vollständigkeit, wonach auch wohl kein Verlangen zu erwarten wäre. Mittlerweile entstanden sogar neue Firmen, neue Gestirne begannen zu leuchten, neue Namen kamen auf die Lippen der Vankelenthüftisten. Gewiegte Kenner des Genres citirten plötzlich unaufhörlich einen jugendlichen Matador im Gebiete der „Vierzeiligen“, und schwuren, daß Vendold nun das „Höchste“ sei. Wieder Andere rasten für die . . . Uife. Ersteren hörte ich nicht, und was Letztere betrifft, so schämte ich mich, nachdem ich von dem Terte ihrer Leiblieder Kenntniß bekam, sie anzuhören.

Inzwischen habe ich mit meinen „kritischen (Wirthshaus-) Gängen“ eine händereiche Lectüre hervorgerufen, da sich die stolgerchesten Genilletonisten von nun an ernstlich mit dem absonderlichen Stoffe beschäftigten. Ich danke den Herren für ihre werththätige Unterstützung, will jedoch zum Schluß aus den

Urtheilen dieser meiner „Mitarbeiter“ nur zwei Belege bringen: Sigmund Schlesinger schreibt, daß sich schon bei dem Anblicke der Titel jener Lieder, welche die Hornischer singt, das Auge mit Ekel und Magenjammeranflügen abwendet — und Bacano ist der Meinung, daß das Stammpublicum solcher Damen meist doch nur aus „eleganten Strizzi“, denen der „veruntreuende Commis“ auf der Stirne geschrieben sei, bestehe. — Ich habe den Worten meiner geehrten Herren „Nachredner“ nichts beizufügen.





IV.

Portraits und Skizzen.

Fastenpredigten und ihr Publicum.

(März 1869.)

Die Bettrennen in der Freudenau, die Wacheablösung auf dem Burgplatz, eine Hinrichtung bei der Spinnerin am Kreuz, der Mariabrunner Kirchtag, der Eisstoß, „Der Müller und sein Kind“ am Allerheiligentag, ein großes Dachfeuer, ein schwimmender Fudel in der Donau, ein Benefice der Gallmeyer, eine Taubenjagd beim „Hasel“, ein amtlicher Kundgang des Abdeckers, eine neue Harfenistin, dann die Gerichtsverhandlungen, der „Heurige“ beim „Gschwandtner“, die Plenarversammlungen des Gemeinderathes und die Sitzungen der beiden „hohen Häuser“, eine Leichenfeier der Entreprise, ein neues Ballett, eine Häuserdemolirung, die Eröffnung einer neuen Bierhalle, und wie die verschiedenen Schaustellungen, öffentlichen Functionen und Gemüthsemotionen der Wiener heißen mögen, sie haben alle ihr eigenes Stammpublicum. Natürlich haben es auch die Fastenpredigten (ich spreche von den modernen), die für eine gewisse Gattung Menschen nunmehr ein besonderer Seelenhaut-gout geworden sind.

Als vor fünf Decennien der phantastische Renegat und Poet Zacharias Werner das „Wort Gottes“ (meist in der Vigourianer Kirche) lehrte, da strömte ganz Wien, ohne Unterschied des Standes, des Alters und selbst der Confection herbei, um den geistreichen Mann mit dem entsetzlichen preussischen Dialecte zu

hören und sich von ihm thatsächlich „erschüttern“ zu lassen. Aber schon Werner begann, durch seine außerordentlichen Erfolge irregeführt, immer mehr auf den Effect loszuarbeiten; weniger das „Seelenheil“ seiner Zuhörer im Auge, war es ihm in letzter Zeit nur mehr darum zu thun, durch Ungeheuerlichkeiten des Ausdrucks zu glänzen, ja man sagt, daß er sogar Wetten machte, gewisse Bilder ungefährdet auf der Kanzel zu gebrauchen. Und er that dies auch in seiner berühmten Predigt über das „kleene Stüchken Fleisch“ (Fleisch), das alles Unheil über die Welt gebracht und dessen Fluchwürdigkeit er in zahllosen Beispielen andeutete. Die Zuhörerschaft schlug schon die Blicke zu Boden. Plötzlich rief Werner freischend: „Soll ich Euch das kleene Stüchken Fleisch nennen!“ Todtenstille. „Soll ich es Euch zeigen?!“ Entsetzliche Pause. „Da, seht her, hier ist es!“ Und Werner rechte — seine Zunge heraus. Ein Gesichet war die Antwort.

Werner war überhaupt drastisch in seinen Gleichnissen. In der wahrhaft großartigen Predigt: „Die Pojanuen des Weltgerichts“, wo Worte von dichterischer Begeisterung von seinen Lippen strömten, rief er, seinen „Herrn und Meister“ gar sonderbar citirend, in unheimlicher Ekstase: „Früh oder spät, in irgend einem künftigen Zeitpunkte, den alle menschliche Weisheit nicht bestimmen kann — ein entsetzliches Geheimniß im Buche des Schicksals — vielleicht in dieser Stunde, oder nachdem tausende von Jahren hinabgeraucht sein werden, wird plötzlich und unversehens, wie ein Hag, wie ein Dieb in der Nacht hereinbrechen das Weltgericht, dem kein menschliches Wesen entkommen kann u.“

Nur vor seinem Tode versiet Werner, der geniale Titane des Wortes — in bloden Ansticismus, in gedankenlose Wigotterie, in aberwägige, frommelnde Spielerei, und die goldene Schreibfeder, ein Geschenk des Ausrüstprimas von Dalberg, die Werner als das „Hauptwerkzeug seiner Verirrungen und Sünden“ der Kirche, respective der Schatzkammer in Mariazell, verehrte, damit die Mutter Gottes ihm all das verzeihe, was er je geschrieben (auch seine wunderprächtigen Dramen), ist ein wehmüthiges Zeugniß der Geistesnacht, in welcher der Dichter des „Hundertzwanzigten Aebnars“ und des „Attila“ sein sturmbewegtes Leben endete.

Werner fand bald eine Menge Nachahmer, die ihm jedoch nicht bis an das Kniegelenk reichten. Selbst der Bedeutendste, der 1832 verstorbene Rutenstock, der bei St. Stefan predigte und viel Zulauf fand, konnte ebensowenig, wie Jozef (bei den Schotten) Werner aus der Erinnerung verdrängen. Nur Veith, gleichfalls ein Convertit, ein Mann von universaler Bildung, von durchdringendem Verstande und umfassendem Wissen, ragte, obwohl ihm nicht die mindesten äußerlichen Mittel zu Gebote standen, um auf seine Zuhörer zu wirken, doch als geistiger Riese unter den Kanzelpygmäen hervor und ergriff sein Auditorium durch die Schärfe seiner Gedanken und die sieghafte Gewalt einer unerbittlichen Logik. Aber auch Veith kam mit den Jahren auf Abwege. Die Reaction gewann den sinnigen Kopf und seinen Denker, er wurde ihr getreuestes Sprachrohr, und die „politischen Fastenpredigten“ des heute fast neunzigjährigen erblindeten Greises, welche er vor anderthalb Decennien in der Stefanskirche, bei den Franciscanern und Kapuzinern hielt, und die von Ausfällen auf die Bewegungsepoche und die Partei des Fortschrittes strotzten, sind ein trauriges Vermächtniß der einstigen Geistesgröße des populären Mannes und zartfühlenden Gelehrten.

Die gleichzeitigen Rivalen Veith's erhoben sich nicht über die Alltätlichkeit. Sedlaczek, ein Schüler Löwe's, des feurigen Declamators, bestach nur durch die geschmackvolle Vortragsweise, die jedoch stark an die viel applaudirten Monologe Albion's, Rustan's und Mortimer's erinnerten. Sedlaczek war ein Liebling der Aristokratie, die Damen verehrten den frommen Mann abgöttisch, er wurde Hofprediger und zuletzt Prälat in Klosternenburg.

Diese irdischen Erfolge des Vielbelohnten spornten andere gottesfürchtige Männer, welche gleichfalls das Jeng in sich zu fühlen glaubten, durch die Macht der Rede die sündhafte Welt auf die Pfade der Tugend zurückführen zu können, an, sich ebenfalls auf der Kanzel hervorzuthun. Eine Legion von declamatorischen Streichern der Kirche entstand, aber die meisten der neuen Capistrane wählten die Methode des „Eclatmachens“, sie gesielen sich in Absonderlichkeiten und sprachlichen Wagnissen, wie Werner, oder in häßlichen Ausfällen auf die liberale Richtung des Zeitgeistes, wie Veith, betrüßenden Andenkens.

Die Fastenpredigten, welche, weil sie das „vierzigstägige, bittere Leiden und Sterben des Herrn und Heilands Jesu Christi“ alljährlich in das Gedächtniß der vergesslichen Menschheit zu rufen haben, gerade durch die Weihe des Gegenstandes wirken und das „Wort Gottes“ in seiner hehrsten Erhabenheit lehren sollten, bekamen gar bald ein ganz anderes Renommée und zeichneten sich durch die weltlichsten, um nicht zu sagen — frivolsten Stoffe aus. Denn obwohl noch in einzelnen Kirchen ein paar finstere Fanatiker mit geballten Fäusten auf die Brüstung der Kanzel loschlügen, von den Schrecknissen der Hölle ein Schauer gemälde entwarfen, von dem siedenden Oele, von dem brennenden Schwefel und Pech, mit dem die Sünder Millionen Jahre hindurch gemartert würden, von den glühenden Steinen, mit denen der Aufenthalt der Unbußfertigen gepflastert, und dem Flammenmeere, in das der Frevler, der nur eine Sünde nicht gebeichtet, von dem zürnenden Cherubim getrieben, die haarsträubendsten Mittheilungen machten — so konnten diese dialectischen Höllen-Frenghels auf ein Residenz-Publicum doch nicht nachhaltig wirken. Einige hysterische Frauen fröstelte es, und sie zogen die Mantille knapper über die Achsel, die alten Weiber schlügen wiederholt das Kreuz, hie und da rollte ein an eine Säule gekletterter, dem „religiösen Wahnsinn“ halb verfallener Privatzelote, der ohnehin eines Tages sein Wischen hab und Gut der „Kirche“ restirt, wild seine Augen, oder grünte so recht boshaft vergnügt bei der Schilderung der gräulichen Scenerie, die der himmlische Regisseur als Abschreckungstheorie in den unteren Räumen seiner Schöpfung arrangirt haben sollte — aber die große Masse des leichtlebigen Wiener Volkchens glossirte leichtsinnig lachelnd diese drastischen hollischen Berichterstattungen, die Wiener in Wansch und Wogen glaubten nicht an Schwefel und Pech und blieben endlich ganz weg. Die Wiener bedurften einer anderen Kost, als dicker banerischer, ihre Ehren eines anderen Nigels.

Dieten Moment erlachte der Erden der Jesuiten und ihre Collegien, die Lazaristen und Redemptoristen, und sie sandten ihre sogenannten „Talente“ aus, um den indifferenten Wienern wieder einigen Geschmack an den Predigten und an den Fastenpredigten insbesondere abzugewinnen. Die berühmtesten Apertel, welche nun die Heiden und Ungläubigen des B. U. 28. 28.

zu bekehren hatten, waren: Der nun bereits verstorbene Jesuit Staßler, die Jesuiten Josef und Ferdinand Klimowitsch, wovon Josef, der heuer auf Predigergastrollen in Straßburg weilt, wohl der bedeutendere ist (Ferdinand starb mittlerweile), der Redemptorist Graf Coudenhove, dermalen jüngster Domherr, dann Kassawalder, jetzt Prior der Redemptoristen, ferner die Lazaristen Kramer, Koppi, Muhm († 1860), Nactigall (ein geborner Wiener) u. s. w. Und diese Herren brachten denn in der That auch wirklich Neues, sie erfanden die „Missionen“, die Predigten für „Jungfrauen“, wobei den Männern der Zutritt strenge verwehrt wurde, und diese sich gutmüthig genug die Thüre des doch für Alle geöffneten Gotteshauses durch die Sacristieibüthel vor der Nase zuschlagen ließen, dann die Predigten für „Frauen und Wittfrauen“ und noch mehreres Anderes.

Die Presse war damals geknebelt und lag starr in dem Banne der Segnungen des Concordates. Es war nicht gut möglich, über jene geheimen „Geschlechts- und Standespredigten“ etwas in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man sah nur die Mädchen nach beendigter Predigt die Kirche in verwirrttem, aufgeregtem Zustande verlassen. Man erzählte sich die wunderlichsten Dinge. Besonders zwei Predigtstoffe gingen in Wien von Mund zu Mund: Ueber eine gewisse Mehlspeise, die man des Anstandes wegen anders nennen sollte, und wie die Kaffeemühle zu handhaben wäre . . .

Diese „pikanten“ Predigten brachten ganz Wien in Aufruhr. Eine Menge scandalöser Scenen wurde von der Fama damit in Verbindung gebracht; Jünglinge sollten sich, um ihre Neugierde zu befriedigen, als Mädchen verkleidet und in die Kirche eingeschmuggelt haben, wo sie sodann erkannt und arretirt worden seien. Chmachten, Wahnsinnsfälle, Selbstmorde, ja sogar Veruntreuungen und Diebstähle, um Opferspenden bringen zu können, waren das Material für die Chronik jener merkwürdigen Tage. Ich weiß nun nicht, wieviel daran Wahres sei; genug, daß die öffentliche Meinung derlei glaubte und colportirte.

Die neuen Matadore der Kanzel behielten natürlich ihr erobertes Terrain nun inne und nützten die Macht ihrer geseiten Stellung und Würde auch weidlich aus. Vornehmlich waren es

die Fastenpredigten, in denen sie sowohl auf gewisse Stände, als auf die große Masse überhaupt zu wirken suchten. Einzelne Fastenprediger ließen nun ihren Collegen bald den Rang ab, sie überboten sich in der Originalität ihrer Themata oder Vortragsweise und das Publicum ließ wieder diesen neuen Wortführern der Kirche um die Wette zu. (Johes) Klinkowström und Graf Condemhove waren die gesuchtesten, sie wurden die „Modeprediger“ und eine Fastenpredigt schließlich zur — Modesache.

So stehen die Dinge auch heute noch. Die Namen der Kämpen haben sich zwar momentan geändert, aber die Sache ist dieselbe geblieben. Unter tausend Zuhörern stellen deshalb auch die Neugierigen das größte, und die Andächtigen das kleinste Contingent.

Man stößt sich und drängt sich und läßt sich Plätze reserviren, wie im Theater, denn gewisse Prediger der neuesten Aera „amüsiren“ die Neugierigen auf's Beste. Die Kanzel ist nämlich mit einigen wenigen Ausnahmen zum Tummelplatz der Polemik geworden. Man erwiderte bereits auf Späße von Witblättern, man kritisirte die Feuilletons Nürnberger's u. s. w. Von dem „bittern Leiden und Sterben Jesu Christi“ wird nur nebenbei gesprochen, dagegen aber werden über Actienwindel, Maskenbälle, den schändlichen Liberalismus und die schlechte „Judenpresse“, über Gemeinderath und Gesetzgebung die launigsten Ausfälle gebracht. Man nennt gewisse Predigten heutzutage nur mehr, und mit Recht, „Gauferien“, man weiß bereits, wie bei einer Rede des wigigen Abgeordneten vom Neubau, „Heiterkeit“ zu registriren, und gelingt es dem Mesner, ein paar „Notizler“, die dieses originelle „Wort Gottes“ (natürlich nur für die „Judenblätter“), aufschreiben wollen, bei solcher Schandthat in flagranti zu ertappen und sie unter Hausschlägen und Rippenstößen vor die Thüre zu setzen, so ist die „Hex“ fertig, und das Publicum erhält auf diese Weise gratis noch eine Superdividende an Amusement.

Welches Publicum besucht nun diese unterhaltenden Fastenpredigten? Es ist eine bunte Masse, und jede Kirche und jeder Prediger haben ihr eigenes Publicum.

So weit hätten es die hochwürdigen Herren von der Kanzel bereits gebracht, daß, gleich der Sperrsiagiotage bei einer neuen Offenbach'schen Operette, ein förmlicher Kirchenstuhlhandel während der Fastenpredigtzeit getrieben wird, und an den Tagen, wo Abbé Wiesinger, Vater Bremer, Lamezan, Steiner oder sonstige Löwen der Saison, die am besten über Zeitungs-schreiber und ähnliche Ungeheuer des verderbten Jahrhunderts loszudonnern pflegen, am Repertoire sind, unter fünf „Sechserln“ kein ordentlicher Sitzplatz zu haben ist.

Ein Consortium von alten Weibern, die ich übrigens durch meine Schilderung beileibe nicht um den Verdienst bringen will, hat nämlich fast sämtliche Bänke in den renommirteren, d. h. Modedkirchen an solchen oratorischen Festtagen schon eine Stunde vor Beginn der Predigt mit Beschlag belegt. Diese occupirten Plätze werden für die Stammkundschaften reservirt, was insoferne eine zweckmäßige Einrichtung ist, als die pränotirten Damen sich nicht zu beeilen brauchen und es ihnen dadurch vielmehr möglich gemacht ist, vorher in der completen Fastenpredigttoilette, mit dem in schwarzes Tuch gebundenen Gebetbuche und schwarzem Schmucke über den Ring zu promeniren, die Auslagen zu besichtigen u. s. w. Daß sich eine oder die andere Dame bei dieser flanirenden Einleitung zur Fastenandacht zuweilen verspätet und durch ihr rauschendes Erscheinen eine kleine Störung in dem dichtgedrängten Kreise der Andächtigen hervorruft, ja oft sogar die Aufmerksamkeit des Predigers erregt, ihn verwirrt und aus dem Contexte bringt, ist zwar zu beklagen — allein, was will man machen? Damen kommen immer zu spät und derlei Störungen geschehen auch allabendlich in beiden Hoftheatern.

Was nun die professionellen Plagaufheberinnen betrifft, die, nebenbei erwähnt, hener, wo die Fastenpredigten wieder einmal en vogue sind, eine verhältnißmäßig brillante Lösung machen dürfen, so ist von denselben vor allem Andern ihr außerordentlicher Scharfblick in Auffindung von splendiden Kundschaften, ihre richtige Beurtheilung von deren Geschmacksrichtung und ihr schauspielerisches Talent in Ausübung der zum Geschäfte unentbehrlichen frommen Geſten zu bewundern.

Die praktische Kirchenplagaufheberin wendet sich selbstverständlich, ehe sie für die Fastenzeit ihre Engagements trifft und die

Contracte abschließt, vorerst an das „Kerzelweib“, das ihr die nöthigen Aufschlüsse über die Predigtweise dieses oder jenes Predigers gibt und einige charakteristische Merkmale über dessen Persönlichkeit mittheilt. Gestützt auf dieses lauterste Quellenstudium, beginnt sie sodann die Unterhandlungen mit dem „Wasserweib“, dessen poetischer Aus schmückung es überlassen bleibt, sowohl den Prediger als die Plagaufheberin bei der betreffenden „Herrschaft“ anzuerkennen.

Hat nun die gottesfürchtige Dame des Hauses z. B. eine besondere Vorliebe für figürliche „Judenabschlachtung“, so wird natürlich die Peterskirche und Abbé Wiesinger von dem weiblichen Kirchen- und Küchengeheimrath vorge schlagen. Hat sie ein Faible für die „Vernichtung der Freimaurer“, müssen ihr die Dominicaner und Pater Bremer dringend anempfohlen werden. Entbusiasmirt sie sich für den heiligen Kampf gegen die „Zuchtlosigkeit“ - recipe: Augustiner und Pater Steiner u. s. i. Die Plagaufheberin weiß für jeden Herzenswunsch Rath, für jedes religiöse Bedürfniß sofortige Abhilfe. Diese glückliche Gabe, dann eine gewisse unterwürfige Geschmeidigkeit und die Fertigkeit im „Handfließen“ machen sie zum unentbehrlichen Fasten- Factotum und verschaffen ihr, wenn sie so recht den „Gusto“ trifft, manches „Seebiert“ über die gewöhnliche Tare.

Der pecuniare Erfolg der Plagaufheberin, welche in freien Stunden auch im „Traumanstegen“, in „Dienstbotenzubringung“ u. s. macht und früh Morgens und spät Abends für eine kleine Entschädigung den „Keroperl“ spazieren führt, hängt von deren glüdlichem Erterieur ab. Je klaglicher -- desto besser. Denn es gehört zum religiösen bon ton, wenigstens während der Fastenzeit die Armuth (öffentlich) zu unterstützen. Es macht sich so „gottwohlgefallig“ und wird ganz gewiß auch in weiteren Kreisen bemerkt und erzählt, wenn die hochgeborne, in Sammt und Seide gekleidete, von einem Wischen Konge angehauchte, aber desto mehr parfümirte Frau Baronin K., die sonst jede Berührung mit ihren äußerlich unsauberen Zeitgenössinnen ängstlich vermeidet, in der Kirche und coram populo mit einem alten, gebrechlichen, zerkümpften Weibe verkehrt, demselben ein paar Zilberlinge, wovon einer auf die Steinplatten fallen darf, in die Hand drückt und in ruhrender Herablassung dessen Platz einnimmt. Und nun spreche ich vielleicht etwas Verleekendes, eine

scheinbare Blasphemie aus, aber ich kann nicht anders und muß die Jahre lang beobachtete Großmuths- und Frömmigkeits-tartufferie gewisser Modedamen und Excellenzen damit signalisiren, wenn ich es ungeschent sage, daß so manche pharisäerische Wohlthäterin mit der unterstützten Armuth Staat macht und mit dem besenkten Glende prunkt. Denn die Wohlthätigkeit gehört, wie die schwarze Livrée des Bedienten und die schwarzlackirte Equipage, zu den Requisiten der „Fastensaison“.

Zu dieser Zeit wird deshalb die Hendelei auf beiden Seiten geschult und auch die Armuth zu ganz eigenen, ihr unwürdigen Rniffen verleitet. Denn das zerlumpfte, schmutzige Bettelweib weiß, daß es nur in diesen Wochen das aristokratische Händchen küssen darf, es weiß, daß es in den übrigen elf Monaten des Jahres nach Belieben verhungern kann, ohne daß es die fromme Veterin und Peterspfennigsammlerin im Geringsten schiert. Es weiß, daß es auch von minder vornehmen Damen, wie z. B. einstöckigen Vorstadthausfrauen, nur deshalb den momentanen kärglichen Verdienst hat, weil diese wieder mit ihren Grund-Standesgenossinnen rivalisiren und es zur interessantesten Bezirksconversacion gehört, wenn einem on dit zufolge, das aus der Fleischbank oder von der Sauerkräutlerin stammt, es einmal sichergestellt ist, daß die Frau von Gangelbauerin bei Maria-Stieg'n und die Frau von Schimmelhueberin bei St. Ulrich sich von der alten Bergerin und der alten Kramerin einen Platz aufheben ließ, welche Volksjage allein schon dem Gangelbauer'schen und dem Schimmelhueber'schen Hauswesen sodann einen gewissen „noblichten“ Relief verleiht.

Ach, die Armuth fühlt ja auch sonst recht gut heraus, wo man ihr aus vollem Herzen schenkt und wo sie nur als Reclame für den eigenen Namen, als Aushängschild, als billige Staffage eines zu bewundernden Edelmannes benützt wird. Der arme Teufel kennt am Besten das gutmüthige Herz, er weiß auch genau, wo die Barmherzigkeit aufhört und die — Komödie anfängt, wo man aus Uneigennützigkeit gibt und wo es aus Prunksucht geschieht. Die Armuth ist die beste Menschenkennerin und sie versteht auch die Art des Gebens recht gut zu würdigen.

Im logischen Zusammenhange mit diesen unbestreitbaren allgemeinen Lehrsätzen aus der Rechtsphilosophie der armen

Leute steht denn auch die beinahe lustige Wahrnehmung, daß diese praktischen Beobachter und Kritiker auch durch den frommsten Eulius der Acteure und Actricen nicht irreführt, das Wahre von dem Falschen herauszufinden wissen und deshalb vielleicht nicht immer mit dem gehörigen inneren Respect — im Gegentheil sehr profan von gewissen äußerlichen Handlungen ihrer Mitmenschen — und seien diese zeitweise auch ihre Wohltäter, zu denken, ja selbst zu sprechen gewohnt sind. Hören wir z. B. den Dialog einiger Fastenpredigt-Plazaufheberinnen an, die in der Regel doch mit den allergottesfürchtigsten Leuten im Verkehre stehen.

Frau Waberl (zu ihrer Geschäftscollegin): Kreuztürken, heunt summt's wieder lang nit! Dös braucht allweil a Zeit, bis 's mit ihr'n Aufputz firti is, und i sollt' schon bei die Dominicaner sein, wo's um sieb'ni anfangen. (Nimmt eine Priese.) Is's g'falli?

Frau Overl: A dank! — Mein Gott! Unjereins verdient si die paar Kreuzer sauer gnu. No ja, so a g'stazte Gnadige glaubt g'rad, von ihre drei Zechjertl kann ma leb'n; i hab' an schlaghaften Mann z' Haus, der si schon seit zehn Jahr' nit rubn kann und drei klane Kinder zum Ernähr'n — da hast's auß'n Verdienst schau'n. Und mein' Hofrätin laßt sie heunt a schön Zeit!

Frau Waberl: Hör'n's, die Am'rige möcht i schon gar nit. Was dös für G'schichten macht. Der zehnte Platz is ihr nit recht, da ziagt's und dort kann's 'n Geistlichen nit in's G'sicht schau'n. A manet, wann ma nur a Predigt guat hört, s'segn gib't's ja e mir dabei.

Frau Overl: Mein älteste Tochter sitzt bei die Seruiten, die hat a ihr Platz mit aurer Badenmaisterin, die von was Gott wo herkommt, weil's 'n Vater Innocenz so gern hört. Zo, do kann d' Leut setir'n?! Und was gib't's ihr? Zwa Zechjertl und a paar albachene Kipfeln stect's ihr zu. Da kann ma schon sett wer'n davon. (Nimmt eine Priese.) Is's g'falli?

Frau Waberl: A dank! Wissen's, mein Hausfrau is a Witfrau, die früber immer zu die Piaristen gangen is, aber seitdem 'n Vater Bauer der Schlag troffen hat, kann's nur mehr 'n Vater Muz ho'n. Zo, do thuat jaß!! Aber mir

scheint, si is a Winkelhamliche, denn wie mir die Gsettnbauerin sagt, hätt's schon fünfmal heirat'n können und is alleweil wieder z'ruckgangen, weil sie si nit bindn mag. Jetzt haßt's, daß's gar an Praktikanten heirat'n will, aber i glaub's no nit.

Frau Everl: Wann i von meiner Hofrätthin red'n wollt, wurd' i heut gar nima firti. Du lieber Himmel, man hat jo a Augen im Kopf und auf's Hirn g'fall'n is ma a nit. Mir scheint, dö geht nit weg'n Beten in d' Kirch'n. Uebrigens geht's mi nir an. Aber wissen möcht i, ob's a Hofrätthin is, oder, wie die Schmiedtin behaupt't, nur die G'schiedene von an Kammerdiener, und daß a Baron . . . a da kummen's ja olle Zwa ang'ruckt, na — schaut dö heut aus, aber so aufdunnert, wie a Schlitt'nspferd — — küß' d' Hand, 'r Gnaden. —

Frau Waberl: Küß' d' Hand, 'r Gnaden! G'lobt sei Jesus Christus!

Frau Everl: Wunderschön schan'n 'r Gnaden heunt aus, grad wie a Hoßdam' — küß' d' Hand, vagelt's Gott tausendmal — is aber a a prächtiger Platz, kan Zug und schnurgrad von der Kanzel — i dank, i dank, dö's is all's z'viel! (Heimlich zu Frau Waberl): Wann's mit die Dominicaner firti jan, kummen's in Neustädter-Keller, die Großin und die Gansmüller kummen a. (Laut.) Küß' d' Hand, 'r Gnaden!“ —

Das Fastenlied ist zu Ende, die Kirche ist übervoll, betrachten wir uns die Anwesenden.

* * *

Wie leicht hätte es mir noch vor einem Decennium, unter der Regierung jener erquisiten Gesellschaftsreiter, geschehen können, daß ich wegen „Verspottung der Religion“ u. s. w. aufoundsoviele Monate zu k. k. Erbsen und ärarischer Amtsdienergrobheit verurtheilt worden wäre, wenn ich mir hätte einfallen lassen, es laut zu sagen, daß ich von jenen Leuten nie viel gehalten habe, die — statt zu arbeiten, täglich in einem halben Duzend Kirchen stundenlang auf den Knien herumrutschen, sich die Brust zerschlagen und die schmutzigsten Rehlheimer Platten mit den inbrünstigsten, zerknirschtesten Küssen reinlecken. Heute darf man sich zu solch „freigeistiger“ Consequenz wohl ungestraft be-

kennen und deshalb erkläre ich bei meinem heiligsten Gottvertrauen, daß ich von jenen Leuten auch jetzt noch nicht viel halte.

Desto mehr rührt und ergreift mich die wahre, stille Andacht, die innige, gläubige Zuversicht an die Gerechtigkeit des himmlischen Vaters, und es schneidet mir z. B. jedesmal tief in die Seele, wenn ich Nachts über menschenleere Plätze nach Hause kehre und auf dem Nachhemel vor dem Lämpchen einer Muttergottessäule, einer Kapelle oder dem Wilde des Gefrenzigten an einer Kirche, eine Gestalt hingegossen sehe, die, taub für das Gejohle der in den anstoßenden Straßen heimziehenden Zecher, ihre heißesten Gebete flüstert. Dort lachen und fichern sie und treiben unzüchtige Scherze, und hieher hat sich ein Geschöpf geflüchtet, das ungehehen sein Herz vor dem Ewigen ausschütten will und in dieser Beichte des Schmerzes vielleicht Trost findet. Welches Leid mag eine solche Brust bedrücken, welche Kummer mag sie erfüllen und wie hart und echt muß ihr Glaube an den Herrn des Erbarmens — an den göttlichen Erlöser sein!

Und ebenso habe ich immer Achtung empfunden vor jenen einsamen Vetern und Veterinnen, die die dunkelsten Winkel der Kirche anjucken und, blind für die geräuschvolle Andacht der übrigen Kirchengänger, in sich versunken dastehen und die Angelegenheiten ihrer Seele ohne äußeren Apparat zu dem Thron des Ewigen bringen. . . .

Und wenn ich zur Zeit der Fastenpredigten die entlegeneren Räume des Stejansdomes durchschreite und in einer entfernten Ecke, abgeschieden von der hin und herwogenden oder festgekeilten Menge, in einem Nesthütle eine verschleierte Gestalt sehe, zu der das rauhe Wort des Predigers nur selten dringt, die aber vielleicht in ihrem Innern es liebevoller und milder ergänzt, dann hute ich mich, sie in ihren stillen Träumen zu stören und wende mich scheinbar Schrittes zurüd. Wenn aber die bunte Masse, die sich um die Kanzel und den Donnerer auf ihr drängt, in ihren einzelnen Exemplaren mitunter einen ernüchternden, um nicht zu sagen erweiternden Anblick gewährt, so ist es nicht meine Schuld, denn ich gehe wahrlich nicht, wie Vater Zeiner uns „Zeitungsreiber“ speciell verlastet, in das Gotteshaus, um mich zu „amüsiren“.

Ach, es amüsiren sich dort ganz andere Leute als „wir“, denn, wie ich selbst bereits angedeutet, besteht das Fastenpredigt-publicum bei dem heutigen Charakter der Predigten meist aus Neugierigen, dann solchen, die die Sache als Modesache mitmachen, und nur der verschwindend kleinste Theil recrutirt sich aus Jenen, die aus „religiösem Bedürfniß“ herbeieilen, um über — die „Judenwirthschaft“ schimpfen zu hören und ihr Herz an der Schilderung der Höllenqualen zu erquicken, welche den Fastentänzern, Freimaurern oder Actienjammern in dem „besseren Jenseits“ bevorstehen.

Der ausgediente Soldat und nunmehrige Kanzleidiener ist der passionirteste Fastenpredigtbesucher. Du erkennst ihn an dem glattrasirten Kinn, dem noch immer reglementsmäßig kurzen Backenbart (anderthalb Zoll vom Ohrfläppchen und dieses mit einer goldenen Linse geschmückt), der niederen Stirne, den breiten, vorstehenden Backenknochen, den schmalgeschlitzten Augen und dem weit aufgerissenen Munde, mit dem er das „Wort des Herrn“, wie es frischweg von der Kanzel kommt, begierig auffängt. Er ist von seiner militärischen Dienstzeit her für den Besuch der Fastenpredigten gedrillt, er hat sich gewöhnt an sie und ist täglich bei den Dominicanern oder Michaelern zu finden, ehe er in den Dominicaner- oder Michaeler-Keller, oder in die Herberge der Amtsdienner, die „Nistgrub'n“, auf „gruß' Zeit! Vier- undsechziger“ geht. Er haßt die Neuzeit und ist ein Feind aller Neuerungen, besonders des beschränkten Holzdeputates, des kleineren Papierausmaßes und des verringerten Kerzenpauschales. Er perhorrescirt den Gedanken einer Anerkennung der Staatsgrundgesetze, nach welchen, wie ihm sein Hofrath gesagt, die jährlichen Zuschüssen strengstens unterjagt und sogar die Nebelschnüre für die Actenfasikel verrechnet werden müssen. (Psui Teufel!) Und deshalb kann er dem hochwürdigen Eiferer auf der Kanzel nur beifällig zustimmen (er thut dies unter fortwährendem Kopfnicken), wenn dieser von den verderblichen Folgen des sogenannten Liberalismus die grellsten Schilderungen entwirft.

Wenn auch nicht aus denselben Motiven, so doch mit ähnlich instinctiver Aversion gegen die sündhaften Bestrebungen der Neuzeit, nicken aus den Fenstern der „Fremdenloge“ der Kirche, d. h. dem Tratorium, die Fürstin A, die Gräfin B und

die Baronin C den Zornesaussbrüchen des Gottesstreiches zu. Sie werfen zwar zeitweise einen Blick in das Gebetbuch, das der schwarz gallonirte Diener auf ihren Bettschmel gelegt — (die Fürstin benützt „Das reuige Herz“ von Alexander Fürst zu Hohenlohe, die Gräfin: Gundinger's „Lilienblüthen“ und die Baronin: „La journée du Chretien“) — oder mustern auch mit der Vorgnette die frivole Toilette diverser weiblichen Gäste im Schiff der Kirche, zumeist concentrirt sich aber doch ihre Aufmerksamkeit auf den Prediger, wenn er ein interessantes Thema gewählt, z. B. das Laster, das sich öffentlich zur Schau trägt, die frevelhafte Mutter, welche die Reize der Tochter veräußert, den elenden Spötter, der die Liebesgaben dem nothleidenden heiligen Vater verweigert, das wuchernde Judenthum, welches das Mark des Landes (das nach den Begriffen auf dem Tratorium doch nur der Adel sein kann), auszängt u. s. w. C, man möchte den hochwürdigen Mann heute Abends so gerne zu Thee bitten, wenn man nicht wüßte, daß erstens der fromme Mann keinen Thee trinkt und man zweitens nicht selbst schon den Abend vergeben hätte, da eine Proverbe einstudirt werden soll.

Nicht unter der Manzel sitzt ein Weib aus dem Volke, die Hausmeisterin Frau Nani, über die bereits viel Ungemach gekommen und die deshalb in der Kirche Trost für ihr geknicktes Herz sucht. Ihr Mann, der, „was ohnehin am ganzen Grund bekannt is“, allabendlich seinen „Trunk“ hat, prügelt sie seit vierunddreißig Jahren allabendlich; ihre zwei Söhne, der „Pepi“ und der „Schorsch“, haben, „jeder a liederlich's Tuch“, nirgends „gut gethan“, weßhalb man sie zum Militär gab, wo sie erst recht nicht „gut gethan“. Dann ist der Maleß; Siebenundsiebziger, den sie seit drei Jahren estratto nach Vinz setzt, noch immer nicht auf den ersten Ruf gekommen, und da sie ihn jetzt um keinen Preis mehr „auslassen“ kann, so wird sie halt recht gottesfürchtig, heult „wann nit eppa do a die Juden dabei in Spiel san, no ja, wissen kann man's nit“ — das Beste von unserm „liab'n Herrgott“ und laßt so lange keine Fastenpredigt aus, bis nicht der Siebenundsiebziger in Vinz auf den ersten Ruf „heraus is“.

Weiter rechts von ihr steht der Todtentraubentischler Herr Peter, ebentall- ein gottesfürchtiger und nebstdem gelehrter Mann, der in seiner Jugend zwei lateinische Schulen absolvirt, nun

Mitglied sämmtlicher frommen Vereine und wüthender „Calvarienberggeher“ ist, und der jede freie Stunde entweder in der Kirche oder beim Heurigen verwerthet, an welcher letzterem Orte er sein gehöriges „Maß“ von fünf Zeiteln (keinen Tropfen mehr!) tradirend trinkt, d. h. seinen Tischgenossen dabei die Legende der Heiligen erzählt oder die schauerhafte Geschichte mittheilt, wie die Studenten im Achtundvierziger Jahre die Religion abschaffen wollten.

Im Dunstkreise dieses braven Mannes stehen wie angenagelt, steif und ernst zwei Burgwächter (im Volksmunde „Stabellgarde“ genannt), welche als Märtyrer der Beschäftigungslosigkeit die vielen Stunden bis sieben Uhr Abends, um welche Zeit erst die Hamni und die Mali beim Röhrbrunnen erscheinen können, mit verschiedenen Fastenpredigten ausfüllen und, ohne sich einer nachhaltigen Begeisterung oder sonstigen heftigen Gemüthsbewegung zu überlassen, in apathischster Seelenruhe den Berichten über den ersten Sündenfall und die wachsende Sittenverderbnis der Menschheit zuhören.

Diese harmlose Absicht des sogenannten unschädlichen „Todtschlagens“ der freien Zeit, mit welcher der Zehnte nichts „anzufangen“ weiß, treibt nämlich viele „Andächtige“ den Fastenpredigten zu. Jener dicke pensionirte Rechnungsrath z. B., der dort an dem linken Pfeiler mit halb geschlossenen Augen den Auseinandersetzungen über das Verbrechen einer Civilehe lauscht und sich nun ernstlich vornimmt, die bisher doch unsichere oder wenigstens zweifelhafte Stellung seiner Wirthschafterin durch den Segen der Kirche in eine legitime häusliche Charge zu modificiren, ist froh, bis halb sechs Uhr, wo ein Tapper bei Weghuber ihn erwartet, diese ewig-lange Zeit auf eine anständige Weise ausgefüllt zu haben. Ebenso geht es den beiden, in seiner nächsten Nähe sitzenden ledigen Wittfrauen (gleichfalls in Pension), wovon jede um fünf Uhr bei einer anderen „Freundin“ auf ein „Schalert Kaffee“ und einen kleinen „Plausch“ sich einzufinden gewohnt ist und zu diesem Behufe (dem Plausch) ihr Strickzeug im Ridicule bei sich trägt. Um halb fünf Uhr ist die Predigt zu Ende, und da kommt Jede noch zur rechten Zeit — die Eine in die Leopoldstadt und die Andere auf die Landstraße zu dem präliminirten „Schalert Kaffee“, welche praktische Zeiteintheilung sich ganz prächtig macht.

Und nun komme ich auf jene markanteste Staffage der Fastenpredigten, auf jene unheimlichen Figuren *utrinque generis*, die der frivole Beobachter in dem Namen „Beischwester“ oder „Betbruder“ bezeichnet, die in dunkler Kleidung, mit zu Boden gesenkten Augen schon an Dir vorüberhüschten und in demuthsvoller Verzückung und fieberhafter Erregung aus einem abgegriffenen Gebetbuche, etwa Vater Cochem's „Seraphische Jagdlust, oder „Fortunula-Büchlein“, oder auch Vater Donin's „Nachfolge Christi“ die phantastischsten Stylwendungen halbtaut vor sich hinhurmeln. Sie hören nicht auf das Wort des Predigers, denn ihre Seele ist abwesend und schwirrt in unsägbaren Räumen umher; sie bewegen mechanisch ihre Lippen, aber das tausendmal Gelesene vermag ihr Geist doch nicht zu behalten, denn er ist erfüllt von dem aberwitzigsten Kunterbunt himmlisch lächelnder Engel und grimmiger Teufelsfragen. Die Bedauernswerthen eilen aus einer Kirche in die andere, bis sie eines Tages als „Brant Christi“ oder „Bräutigam Mariens“ hinter Eisengittern ihre zu Tode gemarterte Seele aushauchen.

Und einen gleich fröstelnden Eindruck machten stets auf mich jene, trotz ihrer Jugend doch schon abgehärteten und trotz des in den Adern wild tobenden Blutes dennoch bleichen Gestalten, jene jungen Cleriker mit der frischen Tonsur auf dem Scheitel, die, die Augen harr auf ihr Previer geheftet, meist rückwärts an den Kirchenthüren knien und die gekommen waren, um die modernen Helden der Kanzel zu hören, von ihnen zu lernen und einst ebenso gegenreicht zu wirken.

Und weiters, glaube ich, wirkt nicht erhebend oder sympathisch der Anblick jener speculativen Frömmterinnen, die sichtlich nur mit ihrer Andacht sollettiren, bei idealer Drapirung des dunklen Congibawls an der scheinbar unbeachteten, aber eigentlich auffalligsten Stelle, an den Stufen eines Zeitanaltars sich niederlassen, als reinge Magdalena und Susanna ihr Haupt in das Gebetbuch neigen - es ist meist Eckhartsbauens „Gott ist die rechte Liebe“ oder Reith's „Jesus, meine Liebe“ - und in den Zwischenpausen mit einem tiefen Seufzer mit einem blendend weissen Paternoster sich die Augen trocknen und auf einen Moment ihren schwärmerischen Blick durch die Kirche schweifen lassen.

Und oben auf der Kanzel erhebt noch einmal seine dräuende Stimme der Mann Gottes und schüttelt den vollen Becher seines

Zornes über die Sünder dieser Welt aus — in seinem heiligen Eifer läßt er sich zu den ungöttlichsten Wuthausbrüchen verleiten — da stoßen sich die Neugierigen mit dem Ellbogen, denn nun kommen gewiß die sehnsüchtig erwarteten „Etischeleien“ auf diesen oder jenen Stand, der Zeitungsreporter skizzirt sich, in einem Beichtstuhle verborgen, rasch ein paar fulminante Sätze . . . draußen auf der Straße stampfen die Pferde der harrenden Equipagen ungeduldig das Pflaster, die Bedienten der vornehmen Gäste trippeln in gleicher Stimmung auf und ab, die armen Leute an der Kirchenthüre flüstern einander zu: „heunt dauert's aber lang!“ selbst der dicke Rechnungsrath sieht bereits auf seine Uhr, ob er den Tapper nicht verjäume — aber der Prediger klagt erst jetzt, daß die wahren Andächtigen fehlen, daß die Meisten nur müßige Neugierde in die Kirche getrieben und daß Jene immer seltener und seltener werden, die nur, um das Wort Gottes zu hören, das Haus Gottes betreten u. s. w.

In der Fastenzeit bin ich durch Mancherlei gestört, aber wenn sie vorüber, will ich selbst wieder einmal recht inbrünstig zum Himmel beten! —

„Gutgesinnte“ von Damals.

I.

Das Denuncianten-Corps.

Es ist dieser Tage*) ein Wiener Bürger begraben worden, der, wie es heißt, in weitesten Kreisen unter der Bezeichnung als „Gutgesinnter“ bekannt war, und als solcher wohl auch starb.

Ich kannte den Mann nicht und habe auch seinen Namen erst nach seinem Tode nennen gehört. Ich weiß auch nicht den kleinsten unredlichen Zug, nicht den winzigsten Fleck, der auf seinem Namen lastet und sein Andenken in der Erinnerung seiner Mitbürger schädigen könnte, und ich muß deshalb annehmen, daß

*) November 1870.

er als rechtschaffener, ehrlicher, allgemein geachteter Mann seine Augen schloß.

Aber eben diese günstige Meinung, die ich von dem mir gänzlich unbekannten Verstorbenen habe, zwingt mich, die p. t. Zeitgenossen zu mahnen, mit dem Epitheton; „Ein Gutgesinnter“ vorsichtig zu sein, da der Werth dieser Titulatur heute noch immer einigermaßen ungewiß, ja sogar sehr — relativ ist, indem ein großer Theil der „Gutgesinnten von Damals“ der meist unsichtbar wirkenden Branche eine ganz eigenthümliche Bedeutung gab und man daher — wenn auch mit den besten Absichten — einem Manne leicht ein Prädicat beilegen konnte, gegen das der also Classificirte mit Jung und Recht protestiren müßte.

Es sind nun zweimundzwanzig Jahre, daß die Gattung der „Gutgesinnten“ erfunden wurde, oder vielmehr sich selbst erfand. Manchmal in höchsten Nothen!

Ich rede vom sogenannten „Jahre der Schmach“ (preussischer Tariffsaß) und speciell von der glorreichen Niederwerfung der Wiener Octoberaufständler und der kriegsrechtlichen Behandlung ihrer Führer.

Man muß in jenem denkwürdigen Monate in Wien gelebt haben, um von der (scheinbaren) Einmüthigkeit der gesamten Bevölkerung sprechen zu können. Ihr Kampf und ihr Widerstand war freilich ein thörichtes, aber sie rettete wenigstens den Ruf des Muthes und der Todesverachtung, und nicht nur Europa, die ganze Welt blickte theilnahmepoll nach dem neuen Zagunt, das übrigens kein Hannibal belagerte. Wien war endlich nach erbittertem Kampfe genommen, die Croaten waren Herren der Stadt und an jenem unvergeßlichen Allerheiligtage wehte wieder zum ersten Male die schwarz gelbe Fahne vom Stefansthurme. Was weiter folgte, ist bekannt: die Kriegsgerichte begannen ihre Thätigkeit, es wurde strangulirt, erschossen, eingekerkert u. s. w. u. s. w.

Die Geschichte hat aber jene düsternen, unheilvollen Tage lang gerichtet; der Ruhm der Sieger wie der Schimpf der Besiegten wurde mittlerweile auf das richtige Maß gebracht, vermeintlich unheilbare Wunden heilte die Alles versöhnende Zeit, man ist auf beiden Seiten zur besseren Einsicht gekommen und

Manches, ja Vieles aus jener blutgetränkten Epoche würde heute nicht wieder geschehen. Requiescat! —

Aber unter den vielen historischen Darstellungen des Wiener Revolutionsjahres vermiße ich doch noch immer eine erschöpfende Specialgeschichte einer damals aufgetauchten und das entsetzliche Unwesen treibenden Bande, deren Mitglieder ebenfalls unter dem loyal klingenden Namen der „Gutgehinten“ sich wechselseitig zu erkennen gaben, in Wahrheit aber nur als die „Hyänen der Reaction“ sich erwiesen und das schenßliche Denunciantengeschäft betrieben. Warum gibt es noch keine Geschichte des „Wiener Denunciantenwesens“, wenn auch schonungsvoll ohne biographische Daten? Warum schrieb noch Niemand die, wenn schon nicht erbanliche, so doch überaus lehrreiche Historie jener „Spizelcongregation“, die gleich den spanischen Jang- und Spürhunden die gehezten Liberalen in ihrem Versteck aufstöberte und der hochansehnlichen Jagdgesellschaft unermüdlich apportirte? Fehlt es etwa den berufenen Quellenforschern für einen gründlichen Essay über das „politische Radererthum“ an actenmäßigen Belegen? Fehlt es an Nachweisungen? Nicht doch . . .

Ich sagte, daß während der Kampftage Wien eine — scheinbare Einmüthigkeit der Gesinnung äußerte. Der erste Cereffaner, der das Straßenpflaster betrat, änderte die Physiognomie der Stadt. Die ganze Bevölkerung theilte sich augenblicklich in zwei, wenn auch ungleiche Hälften, d. h. ebenfalls in Besiegte und „Sieger“, und Letztere, obgleich die kleinere, aber auf die Assistentz der bewaffneten Macht vertrauend, demnach gewaltigere, begann unter dem „Martialgesetz der guten Gesinnung“ gegen die Ueberwundenen, also „Verdächtigen“, meist einen Verfolgungskrieg der fanatischsten Spionage. Was angsterfüllte Wohlthuererei, Privatrache, Gewinnucht und ähnliche saubere Motive, was die schmachlichsten Leidenschaften der niederen Speculation zu leisten im Stande waren, das geschah bis zum — Ueberdruß der Acceptanten, deren viele schließlich thatsächlich von Efel erfüllt waren über die unerjättliche Rache-, Geld- und Belobungsgier der (meist auch noch freiwilligen) „Wiener Denuncianten“.

Und all dies Gezücht (beiderlei Geschlechtes, denn auch das „edle Frauenherz“ machte viel in diesem Geschäfte), der gesammte

Spizeltroß bemäntelte sein mit Blut und Thränen besiegeltes Gewerbe mit dem gotteslästerlichen Titel der „guten Gesinnung“. Wenn der Bruder den Bruder, das Weib den (lästigen) Mann, der Freund den Freund, der Schuldner den Gläubiger, der Amtsgenosse den Kollegen, der Chef seinen Untergebenen, der Diener seinen Herrn, der Bürger den Mitbürger verrieth, so that er es unter der grinsenden Versicherung seines „patriotischen“ Pflichtgefühls, d. h. unter dem heuchlerischen Heldgeschrei jener Tage: „der guten Gesinnung“! —

Ach, wohl war es ein Jahr der Schmach, aber die Schmach begann nicht nach der jüngerlichen Zeitrechnung an jenem glorreichen 13. März — sie datirt um einige Wochen später und begann, als alle Freundschafts- und Familienbände gelöst schienen, und Judas Ischariot seine Apostel aussandte, den Verrath en masse zu organisiren.

Es sträubt sich mein Herz, Details zu schildern; zudem sind diese erschrecklichen Scenen einer langen Bartholomäusnacht voll socialer Greuel noch im bittersten Gedächtnisse Vieler. Andere, die dies fittliche Trauerspiel Wiens nicht „schauernd selbst erlebt“, würden diesen schwarzen Fleck, der auf der renommirten Stadt der „Gemüthlichkeit“ unverilgbar haftet, für eine geschichtliche Lüge halten, auch will ich gewissen „Patrioten“, die heute noch in den Straßen herumstolziren, oder das zutrauliche Lächeln der Wiener Bonhomie bis nun zu bewahren wußten, nicht die Larve vom Gesichte reißen — ich mag kein Denunciant der Denuncianten sein, aber in meiner Sterbestunde sage ich — da ich in diesem Rache (zur allgemeinen Veruhigung) nichts Schriftliches habe, meinen noch arglosen Söhnen vielleicht einige Namen in's Ohr, und das nur aus warnender Furcht.

Was jedoch die altwienerische „Gemüthlichkeit“ betrifft, so waren gerade die heimlichen Mitglieder der Denunciantencompagnie, die Herren und Damen der Spizelsocietät die allergemüthlichsten Leute. Sie kamen allmüthlich zu Dir in's Haus und erkundigten sich theilnahmenvoll um Dein Befinden. Sie schnitten vor Dir die malcontenteste Axt, seuzten und klagten Dir ihr sympathisches Herzeleid, sie druckten Dir wärmer als sonst die Hand und gaben sich als die lautersten Gesinnungsgenossen, die alltäglichen Martyrer der leidigen Situation. Daß sie Deine

Beichte schon in der nächsten Viertelstunde mißbrauchten, daß sie wenn Du wortfarg, in Deine Herzkammer stiegen und heraufholten, was Du tief verborgen halten wolltest, daß sie Briefe auffingen, Deine Leute bestachen, Deine Kinder ausforschten, Deine Besuche controlirten, Deine Lectüre überwachten, daß sie endlich sogar zu Dieben wurden und Dir diese oder jene Beweise Deiner „destructiven Tendenzen“ oder des Einverständnisses mit der „Umsturzpartei“ einfach wegstahlen — oder wenn gar nichts half, falsches Zeugniß ablegten — nun, mein Gott! das war nebensächlich und erforderte ihr Handwerk, gegen Dich selbst und die Deinen blieben sie stets und immer „gemüthlich“.

Und was sie erst öffentlich für gemüthliche Gesellschafter waren! Sie setzten sich im Gast- oder Kaffeehause zu Dir und erzählten Dir die neuesten und schärfsten Bonmots über das — Gouvernement. Du mußtest lachen und vielleicht gabst Du gleichfalls eine beißende Anekdote zum Besten (was Du nicht hättest thun sollen). Dann ärgerten sie sich über das kleine Gebäck und zogen über die Verwaltung los, oder sprachen gar ungeheult von einer „schlechten Regierung“. Oder sie nahmen die officiële „Wiener Zeitung“ zur Hand (ein beliebtes Mittel) und kritisirten die Windischgrätz'schen, Welden'schen und Haynau'schen Erlässe, die Verfügungen Kempen's, die unsterblichen Anordnungen des Herrn Weiß von Starckenfels u. s. w. auf's Unbarmherzigste. Stimmtest Du, wenn auch nur kopfnickend, dem Muthigen zu, so konntest Du später einige — Unannehmlichkeiten erleben. Auch der Stellwagen war ein günstiges Terrain für diese Gesinnungshochstapler; man konnte mit dem Nebenßizenden über Vorübergehende, fahrende und reitende notable Persönlichkeiten seine Meinungen und Urtheile austauschen, die nicht selten vom gewünschten Erfolge gekrönt waren. Solche touristische Häfcher machten zu diesem Zwecke oft zwanzig bis dreißig Stellwagenfahrten an einem Tage. Daß heimliche Sammlungen auf Trauermessen für die Gefallenen, auf Kränze für gewisse Gräber und ähnliche „stille Manifestationen der Partei“ ebenfalls gerne benutzt, ja von einzelnen schlauen Arrangeuren geradezu als Köder gebraucht wurden, war so natürlich, wie, daß eben nur der aufdringlichste Colporteur einer verfehmten Flugchrift, eines verbotenen Buches oder Bildes den jeweiligen Besucher zuweilen in Gefahr brachte.

Man nannte diesen Nebenweig der gesammten Denunciationswissenschaft, diese Secte im großen Spigelorden: „Agents provocateurs“ — zu Deutsch: Schufter.

Welch ein unsägliches Leid brachte dieses gesellschaftliche Ungeziefer — dessen sich die Behörden kaum erwehren konnten (welch Letztere bei einiger gutmüthigen Lässigkeit vielleicht noch Gefahr liefen, von ihren eigenen Organen wieder bei den Oberbehörden denunciirt zu werden) — über zahllose Familien; welches Chaos brachte in die dienstlichen Verhältnisse, in den Geschäftsgang der Aemter diese miserable Spigelwirthschaft! Wie viele Existenzen wurden durch die mündliche oder halbbrüchige unterthänigste Mittheilung dieser Lumpenferle oder feilen Tirnen und nichtsnutzigen Weiber zerstört, vernichtet; denn wer ermißt all das Elend, das mit einer einzigen Aussage (und Aburtheilung) durch Generationen hinaus über diese oder jene Familie hereingebrochen. Tragt in den neun Bezirken, jeder von ihnen hat seine Märtyrer des Denunciantenthums; freilich sind viele der Gemäßregelten bereits in's Grab gestiegen, gefolgt von ihren, von Gram verzehrten Kindern. — Warum gibt es noch keine Geschichte der Denuncianten?

Weshalb ich dieses widerliche Thema nun berühre? Aus dem Eingang erwähnten Grunde: damit man mit der Benennung „Gutgesinnter“ vorsichtig sei, weil es eben einst auch eine Species gab, die der Gesamtgattung sogenannter plötzlicher „Patrioten“ und dem Namen überhaupt wahrlich nicht zur Ehre gereichte, im Gegentheile, für alle Zeiten mit einem unanslöchlichen Flecke beladen bleibt . . .

II.

Zur Naturgeschichte der „Augßröhren“.

Ich sprach von „plogischen“ Patrioten. Diese eigenthümliche Sorte Wiener erblickte am 31. October 1848, Nachmittag fünf Uhr, das Licht der Welt und wurde von Angst, Feigheit und Furcht ausgebrütet.

Die croatische Reißergreifung der deutschen Stadt geschah wie es eben Kriegsgebrauch etwas ungestüm und die Ueberwundenen fanden kaum Zeit, sich zu demaskiren, d. h. ihr

fatales Interimscostüm sammt der Armatur des Aufstandes abzulegen und die Garderobe des unverdächtigen Bürgers, die fleid= samere Tracht des Besteuerten hervorzufuchen, mit einem Worte: in die Toilette der Gutgehinnten sich zu werfen.

Vorin bestand nun diese? Die urwüchsigen Schaaren des „heldenmüthigen“ Banus hatten, einem höchst glaubwürdigen on dit zufolge, einen fürchterlichen „Pick“ auf die ihnen bereits signalisirten Abzeichen der für vogelfrei erklärten Revolutionäre, und konnten diese Merkmale, da man beim siegreichen Eindringen des Militärs die unnütz gewordenen Waffen ohnehin wegwurf, nur mehr in restlichen Kleidungsstücken bestehen. Daß man sich aber auch der Uniformen, passpoilirten Pantalons, Czakos, befederten und behänderten Calabreser und Stürmer zc. in aller Eile zu entledigen suchte, war selbstverständlich und so spähten die armen Soldaten geraume Zeit vergebens nach den figuraltich gebrandmarkten Subjecten der Empörung und fanden gerade in den ersten Stunden ihrer officiellen Visite wenig Verdächtiges. Ein sicheres Object war zwar der über das Kaiserin-Normalmaß reichende Haarschmuck Einzelner, der in seiner wallenden Ueberschwänglichkeit den Erlegionär verrieth, aber kurz darauf verschwanden auch die systemwidrigen Locken und sogar viele troßige Vollbärte fielen der wiederhergestellten Ordnung freiwillig zum Opfer.

Es entstand nun eine für beide Theile peinliche Pause. Einerseits wollte der projectirte Massenfang nicht recht gelingen, und anderseits verkroch sich, was sich schuldig wußte und nicht das Weiße zu suchen verstand, in den abenteuerlichsten Verstecken oder in die seltsamsten Vermummungen, die den ältesten Freund unkenntlich machten. Aber auch der Zeitpunkt war gekommen, wo es von höchster Gefahr schien, seine Unbedenklichkeit überhaupt nicht schon völlig gerechtfertigt zu haben und als unbestritten „Gutgehinnter“ vor dem Forum der bei dem Wachtfeuer lagernden bewaffneten Kritiker erscheinen zu können. Denn man mußte doch endlich auch auf die Straße gehen und seinen verschiedenen Pflichten nachkommen.

Heute, nach zwei Decennien und noch wichtigeren historischen Zwischenfällen, nimmt sich die Sache fast komisch aus, wenn ich der zwar wohlmotivirten, aber doch immerhin kläglichen Furcht gedenke, die neun Zehntel der männlichen Wiener Bevölkerung in

dem (wenn auch nothgedrungenen) Bestreben erfüllte, für unbedenklich zu gelten! Welche Mittel wandten Viele an, um die rigorosen Vivona's unbeanstandert passieren zu können, und welche ungefährliche, trennberzig-patriotische Gesichter schnitten sie, wenn sie das unerbittliche Fatum zwang, vor einem rothbemäntelten Passa defiliren zu müssen! —

Denn die Hauptsache bei solch Gefahr bringenden städtischen Auszügen blieb vorläufig, d. h. ehe noch die designirten Kriegsgesichter nach Acten arbeiteten, das Aeußere, der „Habitus“ des Waghalsigen, die sozusagen decorative Ausstattung und Gesinnungsmontur des promenirenden Prüflings, der dem mißtranischn Auge eines vigilirenden Cordonisten oder Tschakisten weder durch einen heuchlerischen, weil rasch adaptirten blauen Caput, noch durch eine erlogten civilisirte graue Hose einen t. t. Argwohn in das tadellose Vorleben solch allgemeiner Kleidungsfinde einflößen durfte, vorzugsweise jedoch durch die patriotischste Kopfbedeckung über allen Zweifel erhaben — glänzen mußte. Denn Rock und Hose konnten, wie angedeutet, wenn auch ihre Farben nach anführerischer Vergangenheit wiesen, dennoch mit Schneidergeschwindigkeit einen friedfertig bürgerlichen Schnitt erlangen und deshalb immerhin einen Brutus oder Tansenan (was nach dem Dienstreglement so ziemlich alles Eins) verhüllen, aber erst die Kopfbedeckung war das untrüglichste Symptom eines nach der Adjutirungsvorschrift der guten Gesinnung Gekleideten. Was aber konnte unter solchen Umständen unverfäglich sein, als die unter Metternich geistlich gestattete, altehrwürdige, vorconstitutionelle Norm des Cylinders?!

Ja, der Cylinder war das sicherste Palladium in jenen schwierigen Tagen. War er doch in den vaterländischen Gauen als heiliges Zimbild der Constanz, d. h. der Stabilität, längst ebenfalls zum Begriff geworden und wurde nur, weil der Begriff, respective das System der Unveränderlichkeit momentan unmodern, mit dem antiquirten System zeitweilig bei Seite gelegt, während statt seiner in der Epoche der allgemeinen anarchischen Normlosigkeit der ungestaltete, zerschnittene Galabreseer und ähnliche mach-weihe Mißgeburten, die rechten Herrbilder des modernen Hubstaandes, in Gebrauch kamen. Aber nun, wo die staatlichen Umgestaltung-versuche sammt den frechen Neuerern jämmerlich

scheiterten, wo es klar und sichtbar war, daß nur das Allüberlieferte, durch ein Jahrtausend Bewährte, Sinn und Bestand habe, da brach mit der Inangurirung der früheren Verhältnisse, mit der glücklichen Restauration der alten Zeit und ihrer patriarchalischen Zustände auch sein Reich und seine Herrschaft wieder an, und das „Symbol des Conservativismus“ wurde mit Begeisterung aus der Commode geholt!

Wie glücklich, wer damals dieses „politische Kleinod“ in seinem Depositorium (für alle Fälle) aufbewahrt hatte! Wie konnte er, gleich dem Piloten, der von Kindheit an die Sandbänke und Untiefen seines heimatlichen Meeres kennt, nun gefahrlos den häuslichen Hafen verlassen und durch Bajonettklippen auf sein Ziel losstern! Wie konnte er (innerlich) lächeln, wenn er mit diesem Amulet durch die stürmisch wogende Brandung der Belagerung wie auf spiegelglatter Fläche dahinfuhr, und wie zufrieden lächelten die Küstenbewacher selbst, als sie den braven Mann mit dem weithin sichtbaren, ebenfalls spiegelglatten Signale der guten Gesinnung vorüberziehen sahen! So hübsch ausgerüstet und befriedigend uniformirt war der in jenen streng militärischen Tagen für manche Augen häßliche Anblick eines Civilisten auch einigermaßen gemildert.

Wohlvollende und geistreiche Menschen können sich nun nach dem Vorerzählten die pitoyable Lage des Einzelnen, wenn er selbst, oder der Familie, wenn der Hausvater, der Sohn, der Bruder in der Stunde der Gefahr cylindertlos betreten wurde, leicht versumlichen, und daß demnach das Streben der gesamten männlichen Bevölkerung Wiens nur im Besitze eines Cylinders gipfelte. Diese Sorge um den schützenden Cylinder wuchs mit der Minute, der Kampf, der um ihn in der Stille geführt werden mußte, wurde desto leidenschaftlicher, als das Gerücht ging, daß die ganze Auflage bei den Verlegern bald vergriffen, und daß, obschon für einzelne geeignete Exemplare horrende Preise gefordert wurden, dennoch das Lager in kurzem vollständig geräumt sein dürfte. In dieser höchsten Noth versiel man nun auf Auswege. Weil der revolutionäre Waffenschrank zum philiströsesten Flaus sich umgestalten ließ, so versuchte man eine gleiche Wandlung mit dem in Vann gelegten Kalabrejser und seinen verwandten Geschlechtern, indem man diese sitzenden Ge-

ipenter in die gesetzlichen Formen zwingen ließ und sich mit derlei provisorischen und Interimscylindern wie mit einer Nothflagge bedeckte. Wehe! Wehe! Der Flagge fehlte der legale Glanz, und ihr mattes Aussehen wurde viel eher zum Verräther, als eine dreifarbige Cocarde.

Bei Stockhaus und Windischgrätz! Der matte Cylinder wirkte anstatt besänftigend, geradezu verderblich; man sah in ihm nicht nur das Abzeichen der erlogenen guten, sondern sogar das gemeinsame Symbol der — malcontenten Gesinnung und machte deshalb — Jagd auf ihn! Und zwar ganz gerechtfertigterweise. Denn wie oft im Leben der Völker und Nationen jukt das scheinbar Unwichtigste und Unbedeutendste zum, wie die Geschichte lehrt, weltererschütternden Anstoße führt, so konnte auch der matte Cylinder das Agens zu neuen, ungeahnten und um desto schrecklichen Umwälzungen werden, wenn er, was kaum mehr zu bezweifeln, das Bindeglied der kurz vorher niedergeworfenen Verschwörer war. Zu dieser Annahme war man jedoch in maßgebenden Kreisen befugt, indem die Umsturzpartei ihren Cylinder nicht allein gegen alles Herkommen glanzlos, sondern auch — frech genug — mit breiterem Bunde trug und mithin eine heimliche Gesellschaft (à la Carbonari) bestand, deren Mitglieder ein gemeinsames Erkennungszeichen hatten und die abermals ausgerottet werden mußten. Unvorsichtigen patriotischen Organen war mit der Entdeckung der neuen Verschwörung, der teuflischen Verbindung der „Matten“ (auch „Breitbänderigen“ genannt) eine wichtige Aufgabe geworden; was Wunder, wenn sie in vorkommenden Fällen zwar mit Strenge, aber auch nur nach Amtswegen verfahren.

Was Wunder auch, wenn jeder, angesichts des ärarischen Crucifixes sich doch wieder purifizierte „Matte“ (oder „Breitbänderige“) nun augenblicklich daran dachte, mit den scharfen Zetern und Excutoren der Gesetze durch keinerlei „demonstrativ“ erscheinende Mopfbedeckung in Collision zu gerathen und sich einstuf bewelte, den „Cylinder der Gutgesinnten“ sich anzuschaffen. Hierbei geschah nun in der Angst allerdings etwas Uebriges, indem man die Erzeuger beschwor, um nur ja nicht mehr mit einem „pativen Widerstands“ oder „Oppositions“, also auch nicht mit einem vielleicht zu niedrigen Cylinder ein unnüthiges,

obrigkeitliches Vergerniß zu geben, ihn nicht nur in der üblichen Höhe, sondern als *Gesinnungsmètre* vielmehr möglichst hoch zu formen. Daß dieses neueste vaterländische Wahrzeichen von den *ex officio*-Gutgehimnten augenblicklich benutzt wurde, um in dem Wettkampf der patriotischen Nebenbuhler siegreich zu erscheinen, ist erklärlich, aber diese Mode und Methode riefen eine leidige Cylinderhöhenrivalität hervor, die zwar von den Behörden zur beifälligen Kenntniß genommen wurde, jedoch auch jene langhaltigen schwarzen Ungeheuer erzeugten, die der Nachmann zur leichteren Orientirung künftiger Culturhistoriker kurzweg unter dem Namen „Angströhren“ verzeichnete.

Wien bot damals einen sonderbaren Anblick. Nicht nur, daß die Stadt überhaupt in Folge ihrer luxuriösen militärischen Besatzung und einer gewissen Atmosphäre, die in ihr herrschte, einem weitläufigen Fort glich, so hatten auch die paar Civilisten, die in den Straßen schon aneinander vorüberhüschten, so ziemlich ein uniformes Aussehen, indem Jeglicher jede Auffälligkeit in seiner Kleidung sorgfältig vermied. Dazu kam noch, daß eine Art Staatslenker den jungen Leuten die Haare auf Kosten des allgemeinen Sicherheitsfonds schneiden ließ, und so war denn auch über die civile, somit fast über die ganze männliche Bevölkerung, die zwar feierlich ernste, aber doch immerhin etwas monotone Kasernenphysiognomie verbreitet. Nur die, gleich schwarzen Schloten zwischen den Bajonetten, Czafos und Holzmützen emporragenden riesigen Cylinder ließen in der Monturenmasse die letzten Spuren des bürgerlichen Elementes erkennen, das sonst wie ausgestorben schien. Aber eben diese Cylinder!

Mit welcher ostentativer Hast schaffte man sie an, wie kokettirte man förmlich mit ihnen, die doch nichts anderes als die markantesten, häufig erorbitantesten Ornamente der — unmännlichsten Furcht, die classischen Werthzeichen einer unclassischen Periode — simple „Angströhren“ gewesen! Aber in gewissen Kreisen galten sie als *conditio sine qua non* der persönlichen Sicherheit, oder als symbolisches Merkmal der protocollirten „Gutgehimnten“, die im Vereine mit dem durchlauchtigsten Dictator das gemeinsame Vaterland vor dem Zerfalle zu retten hatten. Wahrlich, es fehlte wenig, und ein communaler Heißsporn hätte in seiner cylinderhaften Verzüdung den eigenen Zitzdeckel von

überpatriotischer dreizehnzölliger Höhe vor seinen verzagten Mitbürgern begeistert geschwungen und dabei ausgerufen: „in hoc signo vinces!“ Leider erlebte dieses zeitweilige Sinnbild der wahren Vaterlandsliebe, der Cylinder, als er siegestrunken später zu gleichem Zweck auf Gastrollen ging, unter magyariſchen und czechiſchen Häuften einige derbe Niedertagen.

Die unumschränkte Herrſchaft des Cylinders iſt, wie ſo vieles Andere, mittlerweile längſt gebrochen, er mußte ſeine absolute Gewalt mit täglich neu auftauchenden Formen theilen; übrigens konnte er auch, trotz momentaner Zauberkraft, die unaufhaltſamen rollenden Geſchicke des Vaterlandes nicht bannen. Aber eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit bleibt das Ding, das heute ſchon faſt zur Rarität geworden.

III.

Die Frauen und — Jungfrauen.

Das iſt ja eben das Malheur, daß man ſowohl den wirklichen Moralitätsſeren als den Zittlichkeitsheuchlern nicht gut widerſprechen kann, wenn ſie die beleidigendſten Amendements ſich erlauben, ſobald von der weiblichen Vertheiligung an der Bewegung des Jahres 1848 die Rede iſt.

Und dennoch, wie ſchön war dieſe Theilnahme in den Marztagen! Wie gliehen die Frauen doch alle den Manon Roland's und die Mädchen den Charlotte Cordan's und wie begeiſterungstrunken leuchteten ihre Augen! Wie eiferten ſie die Helden des glorreichen Aufſtandes an, wie jubelten ſie den todesmuthigen Rednern zu, und welche herrlichen Mimenſträuße flogen den revolutionären Siegern aus zarten Händen entgegen, als ſie mit der blutig erlauften Peute der Empörung: den gewunden „Errungenſchaften“ oder ſogenannten (papierenen) „Menſchenrechten“, aus dem Stampie zurndlamen und ſo troßig mannhaft, ſo ſtolzen Vadelus im Feßzuge einhermarſchirten! Ach, mir Frauen der weichepollten Kreide glanzten in jenen jußen Augen, die auf den herrlichen Arbeitslampiern ruhten, und die roſigen Augenlichter, die ſich nach den jugendlichen Reden wandten, waren, wenigstens in jener Stunde, gewiß nur von dem Feuer der edelten Gemüthe, der reinen Leidenschaft geröthet.

Die großen Feste waren endlich vorüber, aber selbstverständlich blieben ihre Helden — modern, nur daß die Feier derselben nicht fortan in öffentlichen Aufzügen bestand, sondern in den häuslichen Kreis sich zurückzog und zum fast allgemeinen Privatcultus wurde. Student zu sein, war damals gar ein prächtiges Glück, geehrt und besungen in allen denkbaren Formen, war schon der Name ein Passepartout, der den strengsten Cordon der Hausgesetze durchbrach, ein Wunder wirkender Freibrief für Vieles — für Alles.

Wer neidet der goldigen Jugend diese weiteren Siege? Und sahen sie doch so schmund aus, diese Herzenseroberer und blickten so tren darein, so bieder, und die Lippen, die an ihnen hingen, waren geschwellt von unnenubarer Seligkeit . . .

Ich weiß nicht, ob die private Nachfeier der Revolution auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nicht eingreifender wirkte, als die Erstürmung des Zeughauses und die Verjagung Metternichs?

Daß ich's also nur gerade heranssage: es gehörte damals zum weiblichen „bon ton“, die „Braut“ oder — Freundin eines Legionärs zu sein. Es war die natürlichste Modesache, am Arme eines becalabreserten Jünglings zu erscheinen, und das deutsche Schwert streifte sogar die sittsamlichsten Glieder. Mit einem Worte: Das edle „Frauenherz“ huldigte in demonstrativ-inniger Weise der Revolution und den „Revolutionären“. —

Dann kamen die Barricadentage. Frauen und Mädchen wurden von den Studenten, Garden und ruhigen Arbeitern, denen sie ermunternde Worte zuriefen, denen sie die Hand mit Wärme drückten, an die sie Bänder und Schleifen und Blumen vertheilten, denen sie Erfrischungen brachten und hunderterlei (patriotische) Liebesgaben, über die Steinwälle geleitet, und ein enthusiastisches „Hoch den Frauen Wiens!“ aus hundert und tausend Mehlen lohnte ihnen ihre Sympathie für die Sache der Freiheit. Daß später auch einzelne schmutzige Hetären diesen Triumphzug copiren und sogar „Barricadenrollen“ spielen wollten, liegt in der Natur dieser Sorte, aber sie kamen zu keinen Rollen und zogen sich, von dem Grusie der Tage verschreckt, gar bald selbst von jeglicher öffentlichen „politischen“ Wirksamkeit zurück. Als Ladies patronesses, als Schützerinnen der Revolution fungirte auch hier wie überall, nach wie vor, jene scheinbar — bessere Hälfte der

schönen Hälfte des Menschengeschlechtes, die stets die Zauberkraft besaß, wenn sie ein begeistertes „*Sursum corda!*“ rief, oder in die Ehren kletterte, den Tod für die Freiheit zu suchen und ihn auch zu finden.

Und dennoch war Alles Modesache — *faible!* Man weinte zwar anfänglich noch die heißesten Thränen um die gefallenen Legionäre, man trug schwarze Roben (sehr pikant!) und legte schwarze Kränze auf ihre Gräber, aber — die Armen waren ja todt, oder auch nur flüchtig, oder nur im Kerker, oder nur bei den Strafcompagnien, aber „abgethan“ waren sie doch, wie momentan ihre Sache, es wurde nach und nach unmodern von Weiden zu sprechen, die Sympathie für die Märzhelden schien plötzlich so antiquirt, nachdem ganz andere Helden jüngsten Datums auf die Tagesordnung kamen, und das wunderliche Frauenherz, das so „unergündlich in seinen Tiefen“, acceptirte denn endlich auch die neueste Mode: den militärischen *faible*.

Bei all dem jungen Blute, das damals — ungestüm thörichterweise für die heilig gebaltene „Sache“ vergossen wurde, ich stigmatisire die Gesellschaft (im Großen und Ganzen) wahrlich nicht! Erinnert Euch doch selbst, wie schnell die interessanten — „Demokratinnen“ verschwanden und dafür die aufdringlichen „Gutgeleiteten“ *generis feminini* in Massen an's Tageslicht kamen. Erinnert Euch doch, wie so bald die altdemonstrativen Trauergewänder abgelegt und die neudemonstrativen Schilderhausfarben zur Mode wurden! Erinnert Euch doch, wie Eure Weiber und Töchter und Schwestern von den gewissen dreifarbigten Bandern und Cocarden, die sie so lothet über dem wogenden Busen zu tragen wußten, die eine, mißliebig gewordene Couleur so rasch als *Mococo* erklarten und sich mit zwei Farben zufrieden stellten! Und in wie kurzer Zeit die verlassenen untroßlichen Bräute zc. in den Reihen des „Feindes“ Griaß suchten und fanden!

Nochmals, ich verleumde nicht. Es gab einzelne rühmliche Ausnahmen, einsam vertumende Herzen, aber der Ueberläuferinnen war die lustigste Mehrzahl, und gar bald paradirten die neureichen neuen Gäste mit den freiwilligen Zabinerinnen, die einen gewaltthamen Raub nicht abwarteten.

Diese neue Benennungs- und Herzensmode machte so rapide Fortschritte, daß sie schon nach einigen Wochen zur tonangebenden

wurde und man den legal bewaffneten Freund ebenfalls wie eine Trophäe siegesbewußt in die Oeffentlichkeit führte, wobei freilich mitunter eine leidige Chargenrivalität entstand. Der „arme Civilist“ spielte wie ein altmodisches Möbel die kläglichste Figur oder schlich unbeachtet auf dem armirten Corso umher, oft auch noch verspottet, verhöhnt, verlacht von Jener, die erst im vorigen Mondesviertel in die bedenklichste Verückung gerathen, wenn er den Freiligrath oder einen anderen ihrer „Lieblingsdichter“ mit sonorem Bariton declamirte.

Und eine besonders couragirte Gattung der plötzlich militärisirten Wiener Schönen ging in ihrer transponirten Inclination so weit, daß sie nicht anstand, den abgedankten civilen Amoroso, falls sich dieser beikommen ließ, in langweiligen Vorwürfen sich zu ergehen, d. h. überhaupt un bequem zu werden, einfach beim Polizeicommissariate des heimatlichen Bezirkes als „Rothen“ zu — denunciren, oder dies Geschäft einem der stets disponiblen „Zünder“ für ein paar Cinerlu zu überlassen. An Beweisen fehlt es ja selten, Briefschaften mit „rothem Inhalte“ waren immer vorrätzig. „Ehret die Frauen, sie flechten und weben.“

Schließlich kam das edle Frauenherz mit seinen unergründlichen Tiefen sogar auf die Marotte, um als „gutgefinnt“ zu gelten, eine quasi-Damenuiform zu erfinden, d. h. die Montur des zeitweise Auserwählten zu tragen, und schmückte sich demnach die respective Julie mit einer soldatisch zuge schnittenen Zoppe, genannt „Manka“ oder „Dolmanka“, mit großen metallenen Knöpfen, auf welchen die Regimentsnummer des bezüglichen Romeo prangte. Daß dessen photographirtes Conterfei nebenbei auf Broche oder Armband glänzte, ist selbstverständlich. So leuchtete denn die normale „gute Gesinnung“ auch weiblicherseits in unzweifelhafter Glorie und das Militärgouvernement konnte in jeder Beziehung zufrieden sein.

Auch mir ist's recht; ich muß nur lachen, wenn ich nach den wechselvollen Ereignissen der damaligen Tage an die unstreitig bunten Mythen denke, die zur Genese der nachgebornen Generation u. j. w. u. j. w.

Nachtschwärmer.

Gescheidte Frauen bequemen sich meist ohne viel Aufforderung schon bald nach den Glitterwochen zu der Concession, den Gemahl hin und wieder ein Glas Bier auch außerhalb des Schutzes der häuslichen Varen und Venaten trinken zu lassen. — Die noch Gescheidteren des schönen Geschlechtes murren sogar im Stillen, wenn der Herr der Schöpfung sich seines legitimen Rechtes der abendlichen Excursionen — sei es aus Freigiebigkeit oder aus Apathie, freiwillig entäußert und Jahr aus Jahr ein, jeden geschlagenen Abend (selbst an Wajstagen!) daheim bleibt, mit den vermeintlich so gemüthlichen Pantoisfeln unausgesetzt durch die Zimmer schlurft, und der viel Beschäftigten durch eine klettenhafte Anhänglichkeit in der raschen und prompten Erfüllung ihrer Obliegenheiten hinderlich ist. Und die gescheidtesten Frauen, die die Welt von einem erfahrungsreichen und aufgeklärten Standpunkte zu betrachten gewohnt und in ihrer Menschenkenntniß so weit vorgeschritten sind, daß sie überhaupt den Mann, der keinen Bart trägt, nicht raucht und nur Wasser trinkt, geradezu für kein — „Mannsbild“ ansehen, werden sich gewiß in den gefährlichsten ehelichen Momenten, d. h. wenn der sonst so zärtliche Gatte moros und ubellamisch zu werden droht, oder wie ein abgestandener Risch auf der Sanddüne, gähnend im Schlasseffel oder auf dem Divan liegt, zu jenem wahren Seelenheroismus aufrufen und den sichlich Gelangweilten mit der liebevollen Bezeichnung *direct fortjchiden*: „Warum gehst Du nicht etwa in's Freie? Heitere Dich auf, zerstreue Dich, trinke irgendwo ein Glas Bier, Du trinkst es ja gerne und unterhaltst Dich auch gerne mit ein paar Freunnden, aber komm nicht gar zu spät nach Hause!“ Mit diesem Freibrief ausgerüstet, wird er flug hin, von der Erlaubniß, falls kein unlanteres Motiv sie ihm veranlaßt, wirklich „irgendwo“, d. h. in seiner ehemaligen Stammkneipe ein „Glas“ Bier zu trinken, Gebrauch zu machen und er wird noch Hunger thun, schon um Viertel auf elf Uhr Nachts zu seiner Gattin zurückzukehren, als erst um halb drei Uhr Morgens.

Mit diesen einleitenden Zeilen wollte ich nur im Allgemeinen den nicht ungewöhnlichen männlichen Ujus, ein „Glas“ Bier oder ein paar „Pfiß“ Wein außer dem Hause zu trinken, rechtfertigen. Ja, ich gehe so weit und behaupte, daß dieser Gebrauch zu den angeborenen, verbrieften und unveräußerlichen Rechten des Mannes gehört, daß das „Wirthshausgehen“ nach des Tages Müß' und Arbeit für seine Gemüthsge sundheit so unentbehrlich, als für gewisse, eben nicht bössartige Frauen eine kleine Medisance inmitten Kaffee trinkender Freumdinnen ist, und daß es ihn schließlich vielleicht vor Schlimmerem abhält, wenn er endlich auf dem Punkte angelangt ist, sich (nur dann und wann) „etwas zu zerstreuen“. Gestattet eine honette Frau — und vernünftigerweise kann sie es nicht verwehren, einem anständigen Manne den zeitweisen Besuch des Gasthauses, so wird der Moralist und Culturhistoriker darin kaum etwas Bedenkliches finden, denn nur erst der Mißbrauch solch edelmüthiger Lieben wird verderblich und deshalb habe ich es auch nur mit den „Ausjchreitenden“ in meiner kleinen Schilderung zu thun.

Die zügellosen Habitués der Bierbank und enthusiastischen Anhänger des Principes: „Nur nit z' Haus geh'n!“ theile ich, die ekle Secte der stillosen Trunkenbolde selbstverständlich ausgetheilt, in drei Classen: Nachtchwärmer, welche, wie das Sprichwort lautet, „die Nacht zum Tage machen“ und nicht wählerisch in den Genüssen, die die Nacht bietet, ihre Trintorgien und sonstigen „lauten“ Amüjements mit einem „Schwarzen mit Eiswasser“ beschließen; „Wirthshausbrüder“, denen die „Heß“, der „G'spaß“, der „Zur“, die „Gaudi“ unter guten Freunden“ und „Du zbrüderu“ über Alles geht, und „stille Zecher“, die oft in wohlmotivirter Menschenverachtung still in einem Winkel fauern, den Kopf in die Hand gestützt, starr in das Glas blicken und den jeweiligen (Gersten- oder Neben-) Saft mit unteugbarer Andacht tropfenweise — freilich sind es viele Tropfen — und in langen und häufigen Zügen hinabschlürfen. Diese drei stabilen Wirthshausstypen sind in ihren Trieben und Leidenschaften grundverschieden, aber ein gemeinsames Band hält sie doch zusammen, die oberwähnte Parole und Lebensregel: „Nur nit z' Haus geh'n!“

Der „Nachtjch wärmer“ beginnt seine Tagesordnung, wenn der Tag zur Neige geht. Er sucht ein paar Freunde auf, die er stets zu finden weiß, in diesem Gasthause, in jenem Café. Man bespricht sich. Man macht Vorschläge und verwirft sie wieder als zu langweilig. Endlich einigt man sich. Dort kann's heute „fidel“ sein — dort wollte man schon lange hin. Also auf! Man geht hin mit dem kategorischen Vorfatze, sich unterhalten zu müssen. Man bleibt ein, zwei, drei Stunden. Man trinkt viel und Vielerlei; man nöthigt sich und die Freunde zum Trinken und zur Lustigkeit, bis man plötzlich unisono zu der unwiderlegbaren Ueberzeugung kommt, daß man sich trotz alledem und alledem — langweile. Wohin jetzt? Zum Sperl? Könnte verrathen werden. Auf eine Flasche Wein zu Bauer! Gut, aber dort sperrt man zeitlich zu; es ist auch kein rechtes „Leben“ dort, und Alles so still, so modest, fast zimperlich sittsam und ängstlich — also wo anders hin, denn es ist erst halb Zwölf und da kann ein vernünftiger Mensch doch nicht schon schlafen gehen!

Da stellt man den gemeinsamen Antrag, es z. B. in der Josefstadt beim * * * zu versuchen, wo man bis ein Uhr sicher offen hält. Es ist zwar weit, aber die Wanderung wird muthig angetreten. Bittere Enttäuschung. Zufälligerweise wurde heute früher Feierabend gemacht — mithin rasch in die Alservorstadt zum * * *. Zum Glück ist's dort noch so „halb lebendig“, obwohl die Stellner schon ziemlich schlaftrunken herumwanken. Dennoch gelingt es, eine Flasche und sogar noch eine zweite und dritte anzuknicken. Aber nun wird's Ernst. Man macht Miene zum Zerschneiden. Der Hansknecht raffelt mit dem Schlüsselbund, die Gasflammen werden bis auf die einzige, die über ihren Hauptern fladert, ausgelöscht; will man nicht in Gefahr gerathen, zum Ausbruch gemahnt zu werden, muß man nolens volens es selbst thun. Zudem erklärt der Zahlstellner, daß der Keller bereits geschlossen und weder Wein noch Bier mehr zu haben sei. Man versucht noch einen Ausweg und nimmt die Hiobspost von der lustigen Zeit, man macht die cordialsten Späße und überredet schließlich den Stellner, wenigstens ein paar Gläser Elivovitz zu bringen. Das wird doch noch möglich sein! Es ist möglich. Man trinkt ihn nehend und repetirt die Tassis, bis der Stellner, ungeduldet der generösesten Honorirung, sich mit den gemessensten

Befehlen des „Herrn“ entschuldigt, daß nun — es ist zwei Uhr vorüber, geschlossen werden muß; es ist auch der Polizei wegen, und „der Herr hat ohnehin schon ein paar Mal Straf zahlen müssen“. So geht man denn in „Gottes Namen“, aber man ist in der Ansicht vollkommen übereinstimmend, daß in Wien kein richtiges Leben mehr sei, daß Wien ein Dorf sei, ein fadcs Nest, ein Krähwinkel, wo die Leute beim Ave-Maria-Läuten in's Bett steigen, daß es in Wien nicht mehr auszuhalten sei u. s. w.

Nun steht man auf der Straße. Vom Schläse keine Spur, vom Nachhausegehen noch weniger. Was jetzt? Wohin jetzt? Im Café * * * ist's vielleicht noch (oder schon) offen. Die Marktwciber, die dort den ersten jener vielfältigen Imbisse nehmen, zu denen sie tagsüber durch ihr angestrengtes Geschäft gezwungen werden, sind ihr Trost, ihre Hoffnung. Man macht sich abermals auf den Weg und marschirt, ungeachtet aller gesetzlichen Warnungsrufe, singend (man singt bereits), in die Stadt zurück. Victoria! Sie sehen Licht! Licht! Es ist „offen“! Wie die Falkoniere auf ihre Beute, stürzen sie auf den erleuchteten Punkt los. Die Thüre auf! Und lachend und lärmend gleich plündernden Kosaken stürmen sie durch das Local zu einem Winkeltischchen. Man blickt in den Spiegel, man schaut einigermassen wüß aus, ja Einer macht sogar die begründete Bemerkung: „verlumpt!“ Aber der Andere lacht und ruft: „Marqueur! Vier kleine Bünche und einen Tschai! Und Cigarren!“ Man trinkt auf's Neue, man verschüttet taumelnd die Hälfte, die Virginier brennt nicht — heiß ist's auch in dem verfl . . . Loch; — „Wasser! Marqueur! Frisches Wasser! Und ein paar Gläser Rum!“

Da kommt man — es ist bereits drei Uhr — abermals zu der Ueberzeugung, daß man sich noch immer nicht, was man sagt: „so recht unterhalten habe“. Es werden deshalb neue Vorschläge gemacht, mitunter sogar frivole, aber nicht acceptirt, da Zwei aus der Gesellschaft zu schlafen beginnen. Was nun? Eine Partie Regel! Nein, Pyramide — große Pyramide, kleine Pyramide — Alles nichts! Besekpartie! Ach nichts! Also große Regel! Marqueur! Große Regel und drei kleine Schwarze! Aber schnell! Himmelsakrament, ist das eine Be - die - mung?

Man reißt die Luenes aus der Lade, aber schon das Be freiden gelingt nicht; man fuchelt mit den Stäben kreuz und

quer herum und schlägt den Glasdeckel einer Gasflamme herab. Ungeheures Gelächter. Man tupft die schnarchenden Genossen mit den Luenes auf die Nase, man stößt sie auf den Bauch, die murmeln etwas von „Dummheiten“ und schnarchen weiter. Nochmals versucht man zu spielen; Einer macht sogar wiederholt den Regel, aber sein Partner nennt das regelmäßig ein „Schwein“ und vermag selbst nur „Giffler“ hervorzubringen oder die Ballen in alle Ecken des Locales zu versenden. Die Geschichte wird endlich ärgertlich. Hol's der Ruckel! Man wirft die Luenes auf das Billard und ruft mißgestimmt: „Zah—len! Zahlen!“ Die schlafenden Kollegen werden aufgerüttelt, die Zeche wird, unter fortwährenden differirenden Angaben beglichen, die Hütte werden nach vielen Verwechslungen von ihren Eigenthümern mühselig anerkannt, eine frische Virginier — das andere 2—r hat wirklich nicht gebrannt — wird angezündet und — man geht, die Thüre hinter sich „zuschlagend“, daß die Scheiben klirren. —

Wie die Herren nach Hause kommen? Meist unbeschädigt, denn sie und ihre Hühnchen stehen sichtbar unter dem Schutze irgend einer unsichtbaren, wohlthätigen Macht, die all diese Nachtvögel vor Weinbrüchen, Raubanfällen und sonstigen Intermezcos, denen solide Leute auf ihren solidesten Gängen ausgesetzt sind, bewahrt.

Wie sie daheim empfangen werden? Je nachdem. Mit Zeuzern, Vorwürfen oder Ibranen. Die Mutter des Einen härmst sich schon seit Jahresfrist ob des „unordentlichen“ Lebens ihres Sack. Die Gattin des Anderen sitzt Nächte lang mit verweinten Augen im Bette und denkt an ihre Jugend zurück und an die unterkulten Schwüre ihres nunmehrigen so . . . leichtsinnigen Mannes. Dann birgt sie, wenn sie ihn durch das Vorzimmer sammeln hört, ihr Haupt in die Kissen und begnügt sich, wenn ne lauten Gemüthes, bitterlich zu weinen. Der Gemahl versucht es, geraden Schrittes sich dem Bette zu nähern und die Schwergetraute zu bejauchigen. Er will ihr einen Kuß bieten. Sie wendet sich unwillig ab. Er verzweifelt, er fährt sich in die Haare, er wird plötzlich nüchtern und sammelt bebend eine leise Entschuldigung. „Liebe Henriette! Verzeih mir — es war das letzte Mal —“ er genießt nie wieder — ein paar gute Freunde — ein Geburt-tag — lauter Männer — Gott soll mich strafen,

wenn ein Franzzimmer in der Gesellschaft gewesen u. s. w.“ Er erhält keine Antwort, er hört nur schluchzen und begibt sich kleinlaut und beschämt ebenfalls zu Bette, um am andern Tage nach zehn Uhr mit einem höchst fatalen Raufenjammer zu erwachen. Wird der Nachtischwärmer seinen jüngsten Schwur halten? Nein! —

Einige Herren dieser Gattung treiben den Erceß noch weiter und bieten sogar einem „guten Freunde“, der den Zimmer Schlüssel vergessen, oder dem seine Wohnung zu entlegen, oder der eine häusliche Predigt scheut, die eigene Wohnung als Nachtherberge an, sie schwärzen ihn „vorsichtig leise“, wobei jedoch eine Carambole mit den verschiedenen Möbelstücken unvermeidlich, in das Zimmer und bequartieren ihn auf einen vacanten Divan, so daß die erschreckte Gattin und arme Dulderin, über den ungebetenen Gast und rücksichtslosen Gatten empört, aus dem Bette fährt und im tiefsten Negligée weinend in das Schlafzimmer ihrer Kinder zu flüchten genöthigt ist.

Der Nachtischwärmer ist so lange incurabel, als ihn nicht etwa eine Krankheit von dem Uebel heilt und ihm die Sache selbst verleidet. Bis dahin bleibt er seiner Gewohnheit treu; weder Schwüre noch Thränen vermögen die Sehnsucht, Nachts herumzuwagiren, in ihm zu ersticken. Ihm ist nur wohl, wenn er mit den wechselvollen Genüssen der Nacht sich betäuben kann. In den „Armen seiner Amalie winkt ihm vielleicht ein schöner Glück“ — aber es zieht ihn mit magnetischer Gewalt fort und er stürzt sich in den Wirbel der abenteuerlichsten und — schaalsten Vergnügungen.

Er schwärmt nur für die Geheimnisse der Nacht (außer dem Hause), er fühlt sich nur angeregt von den bunten Scenen der Nacht, er lebt nur Nachts und er kennt sämtliche halbnächtigen und ganznächtigen Gaßflammen, er kennt die Gewölchwächter und die Patronissen, er weiß, welcher Ziafer und welcher Comfortable am längsten am Plage bleibt, er kennt die meisten Straßendirnen, denen er, wenn er „recht heiter“, sogar eine Cigarre anbietet, er treibt allerlei Schabernack mit einsamen ängstlichen Passanten, nimmt die Gewölbschilder herab und stellt sie an die Ecke, läutet an den Glockenzügen, häuselt den Fuhrmann jenes gewissen, wohl verdeckten communalen Gefährtes, und was derlei geistreiche Improptus noch mehr sind, die in

dem Kopfe eines angetrunkenen Uebermüthigen erwachen, der es sich par tout vorgenommen, sich zu „unterhalten“. Hat er sich unterhalten? Tags darauf muß er zur eigenen Beschämung gestehen, daß all die Dummheiten nicht werth waren, sein braves, engelgutes Weib oder seine bekümmerte Mutter zu kränken. Warum er es am nächsten Abend doch wieder thut? Ich weiß es nicht, er weiß es selbst nicht, es ist ein psychisches Räthsel.

Wirthshausbrüder.

Ich habe in meiner vorigen Schilderung nachzuweisen versucht, daß sich der „Nachtschwärmer“ trotz aller Anstrengungen, und ungeachtet er oft all sein häusliches Glück und die Herzensruhe seiner theuersten Angehörigen als Preis einsetzt, bei seinen nächtlichen Wanderzügen und forcirten Schlemmereien meist doch nicht „unterhält“, ja, daß er, wenn er aufrichtig sein will, Tags darauf gestehen muß, sich sogar weidlich — gelangweilt zu haben. Nun, letzteres Malheur, mit mißlungenen Unterhaltungsversuchen sowohl sich selbst als Andere zu langweilen, passiert der zweiten Gattung der Extrazimmerbevölkerung: dem (eigentlich aus der „Stammgastspecie“ sich entwickelnden) „Wirthshausbruder“ wohl nicht, da dieser nur im Zure lebt, nur unter der sorgfältigsten Zursorge gedeiht, sich dann aber auch fortzupflanzen, d. h. Schüler und neue „Brüderln“ heranzubilden vermag.

Der Wirthshausbruder ist zwar eine eigene Spielart der Nachtvogel, muß aber dennoch in die Classe der „Inseparables“ gereiht werden, da er nur in „Gesellschaft“ (mit Gleichgeimmten) angetroffen wird und, wie das muntere Thierchen dieses Namens, nur aus „Sympathie“ mit den (Trint-)Genossen verbunden ist. Das scheidet ihn denn auch zugleich scharf von dem „stillen Zecher“ ab, der wie der „einsame Spaß“, sich selbst genug, die stillsten Winkel ansucht und nur die monotone Melodie des Auf- und Zucklappens des Krügeldeckels zu hören gibt. Eine große Anzahl von Männern beiderlei Geschlechtes, d. h. ledige und verheiratete, nicht nautlich und findet leider

auch nur im Wirthshause Erholung und „geistige Anregung“, und in Folge dieser in der That höchst bescheidenen Tendenz concentrirt sich alles Denken und Fühlen des also Organisirten nur in dem abendlichen Zielpunkte, genannt: „blauer Thes“ oder „rother Stiefel“ oder „schwarzer Gattern“ oder „goldenes Köffel“ und wie die räthselhaften Firmen dieser populären Heil- und Trinkanstalten lauten mögen, und der rechtgläubige Heilbedürftige verzehrt sich bis zur normirten Stunde des Erreichens in unlöslicher Sehnsucht nach dem Nekka seiner Wünsche, wofür (es ist hier der umgekehrte Fall) der wassertrinkende Giauor freilich kein Verständniß haben kann.

Der enragirte Wirthshausgeher beginnt demnach erst im Wirthshause zu leben, d. h. was er „leben“ nennt: unter „guten Freunden“ zu sein und unter dem unausgesetzten Accompanement ihrer Schnurren und Schnacken, ihrer improvisirten (häufiger noch stabilen) Späße, ihrer harmlosen Neckereien und (meist equivoquen) Wortspiele, ihrer sogenannten „Aufsticker“ und Zurverschwörungen, denen abwechselnd immer ein Anderer zum Opfer fällt, sein gewohntes Quantum „Flüssigkeit“ zu sich zu nehmen. Und „gute Freunde“ sind ja Alle untereinander, denn es gibt kein Band, nicht einmal das der Liebe, was — wenigstens für einige Zeit — so fest kettet, als die Wirthshauskompanie. Und dieses Gefühl wahrer, ungetrübter und „ewiger“ Freundschaft kommt allabendlich immer wieder auf's Neue zum schönsten Ausdruck, wenn auf der Höhe des Augenblicks der Bestgeber, an dem nach dem Turnus die Reihe ist, die großen gefüllten Weinflaschen aufmarschiren läßt, sodann unter dem Geklirr der geschwungenen Gläser ein Pelotonfeuer von „Brudertüssen“ erschallt und nach den strengen Geheßen ungeheuchelter Freundschaft die Zeitelstugen mit einem Zuge geleert werden. Wir war in solchen feierlichen Momenten als unbetheiligtem Zuschauer stets nicht so sehr um die Küsse, die „daneben gegangen“, als um den edlen Nebenjaß leid, der im Angestüm der Umarmung daneben, eigentlich über die Reversseite des respectiven werthen Freundes rann.

Und wie aufopferungsfähig die derart eroberte oder besiegelte Freundschaft ist! Brauchst Du Geld? Der „Freund“ leiht es Dir mit Vergnügen, oder weiß es Dir zu verschaffen. Suchst Du einen Pathen? Der „Freund“ schlägt es Dir nicht

ab. Benötigst Du einen Reisemantel? Der des „Freundes“ steht Dir zu Diensten. Wünschst Du ein Krankheitszeugniß oder irgend ein Certificat zu diesem oder jenem Zwecke? Der „Freund“ kennt die Mittel und Wege und morgen früh acht Uhr bist Du im Besitze desselben. Bedarfst Du eines Protector's für einen armen Teufel Deiner Bekanntschaft oder Verwandtschaft? Es ist der günstigste Zeitpunkt, diese Anliegen vorzutragen, und der „Freund“ wird Alles daran setzen, Dir zu willfahren u. s. w.

Dem Wirthshausfreunde ist kein Opfer zu groß, kein Weg zu weit, keine Mühe zu viel, um dem Wirthshausfreunde gefällig zu sein. Für seine eigenen und nächsten Angehörigen ist er vielleicht nicht zu bewegen, den Fuß zu rühren oder ein Wort zu sprechen — für den Wirthshausfreund dagegen ist er im Stande, im schwarzen Frack stundenlang zu antichambriren und von diversen hohen Herren sehr ungnädige mündliche Resolutionen in aller Devotion hinzunehmen. Dem Wirthshausfreund ist er endlich erbotig, jeden anderen Freund zu opfern, denn er kennt ja überhaupt nur eine Gattung Fremde: die Wirthshausfreunde, und nur eine Freundschaft: die Wirthshausfreundschaft.

Was knipfte dieses innige Herzens und Seelenbündniß? Die gemeinsamen Angelegenheiten der *Kasacke*. Sowie er selbst nur in seinem Lieblingsgetränke das Labial für jegliche Unbill des Tages findet, wie er selbst nur bei und mit schäumendem Schmechater oder perlendem Marklersdorfer sämmtliche *pia desideria*, die etwa in seinem Innern erwachen, zu betäuben pflegt, ebenso und mit gleichen Waffen bekämpfen seine Freunde die Widerwartigkeiten des Lebens, die großen Schläge und kleinen Niergeteilen des Schicksals, und dieser einträchtige Jürgang, diese harmonische Uebereinstimmung verwandter Geister brachte sie beim „blauen Eßien“ oder „rothen Stiefel“ oder „goldenen Köffel“ zusammen und halt sie beisammen, oft sogar so lange, bis der Tod sie trennt und eine Lude in das Bündniß reißt.

Ein Beispiel, an das ich mich aus meiner Kinderzeit recht gut erinnere. Es war zu Ende der Zwanziger Jahre, als ein vielbeliebter Wirth einer hiesigen Vorstadt, der alltäglich eine ganze Schaar von Stammgästen an sein Kederleier Bier zu fesseln wußte, ein Haus in einem der Vororte Wiens kaufte und sich dort etablirte. Ein Dreck des Entsetzens entfuhr bei dieser Hiobs-

post den Meisten seiner „Jünger“. Nur ein Häuflein, die Getreuesten der Getreuen schwieg, denn in diesem Kreise der entschlossensten Charaktere fand man es selbstverständlich, daß im vorliegenden Falle von einer Trennung durch „Zeit und Raum“ keine Rede sein könne. Man ging einfach des anderen Tages hinaus in die neue Ansiedlung und kam nun dort täglich, d. h. pünktlich um die siebente Abendstunde trotz Sturm und Regen, trotz Kälte und Schnee zusammen, trieb dort die altgewohnten Versuche des Zeitvertreibes wie vorher, und machte um Mitternacht zu Fuß — damals gab's eben noch nicht so viele Verkehrsvehikel wie heutzutage, wohlgemuth den weiten Weg nach Hause.

Da fehlte plötzlich einmal Einer. Die Gesellschaft war in Folge dessen höchst unwirsch, denn es schlug acht Uhr und N. war noch nicht zugegen! Was thun? Ohne vollzählig zu sein, konnte man selbstverständlich die „Unterhaltung“ nicht beginnen. Man wartete also mit der obligaten „fidelen Stimmung“ noch eine geraume Zeit, man schwieg, ja man trank nicht einmal in den üblichen Pausen, denn das Mißbehagen ergriff sämtliche Conventikler. Endlich klopfte der Oberälteste und Präses seinen Ulmer an der Tischcke aus, und sagte seufzend: „Mir ist leid um ihn — so schnell — gestern noch ganz gesund!“ — „Was verstehst Du darunter?“ riefen die Anderen mit Besorgniß. „Nun, erwiderte Zener, den Ulmer frisch stopfend, ich meine nur, daß mir leid ist um ihn, daß er in seinen besten Jahren — —.“ „Dummes Zeug!“ lautete die einstimmige Antwort, „muß er gerade — gestorben sein, weil er seit zehn Jahren einmal nicht kommt? Kann nicht seine Frau, eines seiner Kinder erkrankt sein?“ — „Zawohl“, murmelte Ersterer, freilich können die erkrankt sein, aber deshalb wäre er doch gekommen, wenn auch nur auf eine Viertelstunde!“ — „Das ist wahr!“ riefen Alle zugleich, „er wäre gekommen, aber vielleicht ist er selbst krank?“ — „Er wird nicht krank“, behauptete in feierlichem Ernst der unnachgiebige Menschenkenner — „der N. wird nicht krank, der kann nur sterben! — Ich glaube, er ist in diesem Augenblicke bereits — todt!“

Wir kam, als unfreiwilligem Zeugen, diese in grausamer Ruhe vorgetragene Prophezeiung unheimlich vor. Die Gesellschaft blieb von diesem Momente an ebenfalls einsilbig, man sprach

zwar noch einige Zeit von den guten Eigenschaften des „Verstorbenen“, aber die Stimmung war deshalb auch eine düstere geworden, keinem Einzigen fiel mehr ein Spaß ein, man brach vor der Zeit auf und trat kleinlaut den weiten Heimmarſch an. Tags darauf erfuhr ich, daß der so ſchmerzlich Vermißte an jenem Abende um halb ſieben Uhr auf dem Wege in das Stammgasthaus einem Schlagſtuße erlegen war. Sein Freund hatte Recht, nur der Tod konnte ihn aus der Mitte ſeiner Freunde reißen! . . .

Nochmals, was hält die Leute ſo feſt, gleich Stahl und Eiſen, zuſammen? Die Klaſche, die Gewohnheit und der — Jur.

Es iſt eine eigene Sache, um den „Wirthſchauſjur“, der Manchem zum Leben geradezu ſo unentbehrlich, wie die Luſt iſt. Nehmt ihm den Wirthſchauſjur und ihr tödtet ihn. Erlauben es ihm ſeine Verhältniſſe nicht mehr, und das kommt mitunter ebenfalls vor, an den Compagnietrinkgelagen mitzuſitzen, an den geſellſchaftlichen Späßen, an den luſtigen Scenen ſeines weinbeladenen Stammtiſches theilzunehmen, ſo ſtirbt er über kurz oder lang an gebrochenem Herzen. Denn der Wirthſchauſjur übt eine überwältigende Macht aus auf den eingelebten Wirthſchauſgeber, deſſen Naturell ja ſchon von Haus aus zum Leichtſinne neigt, und der nicht ſelten ein Opfer der mit Trinkbravouren ausgeſtatteten Wirthſchauſkameradſchaft wird, die den Kindern den Vater, der Gattin den Gatten und einer edlen Beſchäftigung ein oft reiches Talent entzieht.

Aber manche Wirthſchauſbrüder ſind vermeintlich auch ſchlau. Sie nehmen ihre Frauen, ja ſogar ihre Kinder in den luſtigen Zirkel mit, damit erſtere durch Autopſie ſich die beruhigende Ueberzeugung verſchaffen, daß man ſich nur unter Freunden, lauter „guten Freunden“ befinde, die mit ein paar harmloſen Späßen die Zeit verkürzen, daß man ſtets wiſſe, was man zu thun und wie weit man zu gehen habe, daß die Schranken des Anſtandes nicht überſprungen werden, daß es überhaupt keine Todmunde ſei, „ein Glas“ Bier oder Wein in Geſellſchaft von unberathenen Männern zu trinken und wie dertei ſelbſtbelugende Ausflüchte heißen. Ach, und manche Frauen huldigen leider nur zu bald ebenfalls dieſem Götzen, ſünden an den oft mit hochſt ſonderbaren Späßen gewürzten Zympoſien dieſer

„unbescholtenen“ Herren allmählich immer mehr und mehr Gefallen, bis sie ihre Weiblichkeit so sehr verleugnen gelernt haben, daß sie selbst den Ton in der „animirtesten“ Männergesellschaft angeben.

Alles dies ist natürlich nicht das Zeichen eines soliden Hausstandes, und der vollkommen entwickelte Wirthshausbruder, der Meistertrinker *par excellence*, wird sich auch nie rühmen können, seinen Wohlstand gehoben zu haben, viel eher wird er sich gestehen müssen, daß es damit unleugbar bergab gehe. Es fällt mir nun nicht ein, den moralisirenden Prediger spielen und durch ein paar „abschreckende“, für den Adressaten dennoch aber nur langweilige Beispiele, einen oder den anderen Helden der „Sechz'gerjähre“ oder Mitvertilger der Schwedater Vorräthe befehren zu wollen. Ach nein! Die Herren würden schon heute Abends einzig und allein nur wegen Besprechung dieses leidigen Themas um eine Stunde länger beisammen bleiben, denn Niemand ist so unerschöpflich in Auffindung von Anlässen „im Wirthshause zu sein“, als der — Gesellschaftstrinker. Ich wollte nur sagen, daß ich die nicht eben lustige Bestätigung meines (übrigens anspruchlosen) Lehrsatzes wiederholt erlebte, und so manche vielbewunderte Stammgastgröße, so manche Extrazimmerhonoratioren nicht nur ein körperlich, sondern auch ein finanziell klägliches Ende nehmen sah. Denn die Geschichte kostet auch Geld, woran man eigentlich gar nicht zu denken pflegt, und sie kostet sogar viel Geld, wenn man das bedeutend belastete Extraordinarium der zahllosen „Stiefelbier“ und „Bestmaße“ summiert.

Und schließlich begnügt sich der vollendete Wirthshausbruder ja auch nicht mit den vertrunkenen Abendstunden allein. Schon Tags über weiß er sich, um seiner Leidenschaft zu fröhnen, unter allerlei Vorwänden seinen Berufspflichten zu entziehen. Denn schon um zehn Uhr Vormittags harren die „Freunde“ beim Gabelfrühstück des „Freundes“. Das nusselle Gollasch oder Krenfleisch oder „Bänjchl“ absorbiert unter Assistenz von zwei Krügelu und einem Seitel Pilsner (mehr trinkt er in seiner Bescheidenheit Vormittags nicht) fast zwei Stunden. Bei dieser Gelegenheit werden die Nachmittags-Heurigenausflüge oder die Tags vorher erlebten abnormen Fälle beim Königrufen besprochen. Gleich nach dem Mittagstische eilt man in's Kaffeehaus zum kleinen Schwarzen.

Die Freunde warten abermals, der Spieltisch ist reservirt oder eine à la guerre-Partie arrangirt. Diese „unschuldige Zerstreuung“ währt bis sieben Uhr Abends, worauf die Karamane das Stammwirthshaus aufsucht, um nach des Tages „Ruh' und Arbeit“ ein paar Stunden unter Freunden zu verbringen. Und bis hieher war auch alles einstweilen Geleistete nur Vorspiel, die große Production beginnt erst jetzt.

Der Stammgast und Wirthshausbruder ist natürlich der Rufsfreund und Intimus des Wirthes. Zu seinen Prärogativen gehört demnach, daß er nicht nur in der Küche allerlei Schabernack treiben und die üppige Mehlspeistöchin in den fleischigen Arm u. s. w. kneipen darf, er hat auch das Recht, der Wirthin im Uebermaß der Lustbarkeit coram populo ein „Pußl“ zu geben, welches cordiale Attention sich zu Zeiten sogar die stolze Aufschreiberin an der Cassé gefallen lassen muß, obwohl diese von ihren Vorzügen so sehr überzeugt ist, daß sie augenblicklich in einer Wolterrolle an jedem Hoftheater auftreten könnte.

Aber um dieses Selbstbewußtsein schiert sich kein Mensch, am wenigsten der Attentäter, der lachend zu seinen Freunden zurückkehrt, die eben einen Capitalspas in Scene setzen, da es gilt, das perpetuirliche Strohblatt der Gesellschaft — meist einen böhmischen Schneider, wieder einmal recht „aufhängen“ zu lassen. Der Jux gelingt und das Hallelu ist ein ohrenzerreißendes. In dieser gehobenen Stimmung stellt der „Witzige“ der Gesellschaft den täglichen Antrag: zwei Maß Gumpoldskirchner auszuspielen, oder Denjenigen, der den „Juden“ bekommt, zu verurtheilen, eine „Vatern“ Wisamberger zum Besten zu geben u. s. w.

Unter diesen anregenden Geistes und Trinkspielen, wobei zuweilen, besonders wenn es um „Grad“ oder „Mugrad“ geht, auch Frauen participiren, wird es Winternacht. Man geht sodann nochmals in das Café, trinkt zur Abwechslung einen kleinen Punich oder Schwarzen, spielt vielleicht noch eine Regelpartie und geht um ein Uhr oder auch zwei Uhr Nachts nach Hause. Das Tagewerk ist vollendet. Fortsetzung morgen.

Wie die Geschichte endet? Wie gesagt, nicht immer so lustig, wie sie begonnen. Hin und wieder verschwindet Einer aus dem „Freunde-Kreise“ auf unerklärliche Art, ein Anderer auf sehr erklärliche, denn auch das Wirthshaus weiß von „Aus-

bleibenden“ zu erzählen, wie die Börse. Manchmal begraben sie auch einen „guten Freund“, der räthselhafterweise an der — Wasserucht gestorben und dem der Wirth die aufrichtigsten Thränen nachweint, denn er war sein bester Gast. Die Ueberlebenden aber opfern dann dem Dahingeshiedenen Hekatomben geleerter Flaschen, denn getrunken wird aus jedem Anlasse, und es wird überhaupt getrunken, so lange es die schlechten Zeiten erlauben. — Profit!

Stille Zecher.

Von all' diesem wüsten, lärmenden Trubel und Jubel des ungebundenen Wirthshauslebens bleibt der „stille Zecher“ allein unberührt. Er verschmäht die Cameraderie, er haßt die turbulenten Trinkgelage, die obicönen Witze, den gedankenlosen Spaß, den schaaften Lur, mit einem Worte: den ganzen spectakelhaften Apparat überprudelnder Köpfe, die sich im Wirthshaus „unterhalten“ zu müssen glauben und denen das Wirthshaus überhaupt nicht mehr ist, als der Tummelplatz zerstreunugsjüchtiger Trinkwüsthinge.

Dem „stillen Zecher“ ist das Wirthshaus mehr. Er trinkt zwar ebenfalls gerne, er trinkt sogar häufig und — viel, aber mit welcher Weihe trinkt er, mit welcher Pietät führt er das Glas an seine stummen Lippen und mit welcher lautloser, aber freudiger Verklärung schlürft er in andachtsvollen Zügen das jeweilige Raß! Eine Welt von Gedanken baut er sich dann bei dem Anblicke der erwählten Flüssigkeit auf, und Träume, bunter und phantastischer als sämtliche Märchen der Scheherezade, zucken wie phosphorescirendes Wetterleuchten durch sein Gehirn. Dem stillen Zecher ist das Wirthshaus ein Tempel, wohin er flüchtet, um mit seinem Gotte allein zu sein, um ungestört und unbelästigt von der frivolten, heurriten Motte sinnloser Spaßmacher sich ganz hinzugeben der Vollust des Trinkens und einen unhörbaren Dialog zu führen mit dem unsichtbaren Geiste im — Glase.

Laien werden nun fragen, warum der stille Zecher nicht lieber gleich daheim zwischen seinen vier Mauern in sicherster

Abgechiedenheit dem Cultus des Trinkens sich weihe und im Gasthause der immerhin möglichen Gefahr der Störung sich aussetze? Darauf erwidere ich dem Neophyten, dem Fremdling in dieser Wissenschaft, daß er kein Trinker von Styl ist, sonst müßte schon das große Wort, welches Nestron seinen Philosophen Anieriem, diesen vielverkannten Weltweisen, sagen läßt, daß nämlich zu Hause das Beste nicht schmecke, dagegen im Wirthshause das Glendeste ein haut-goût sei — ihm den Schleier von den Fleunischen Geheimnissen des „wissenschaftlichen Trinkens“ lüften. Und der „stille Zecher“ ist ein wissenschaftlicher Trinker von Styl, der freilich verstanden und erfaßt werden will!

Vor ein paar Jahren machte ein bekannter Wiener Bürger, ein Schottenfelder Erfabrikant, den Versuch, vor einer der Linien ein förmliches Asyl für „stille Zecher“ zu gründen und taufte das Etablissement sogar mit diesem strengen Genretitel. Ach, welch ein Mißgriff! Der Kunstkenner konnte nur mitläufig lächeln. Ohne alles und jedes Verständniß für die ureigentliche Wesenheit des „stillen Zechers“, ohne das mindeste Studium in der vergleichenden Anatomie der verschiedenen TrinkerGattungen, ohne Schonung der speciellen Bedürfnisse des stillen Zechers, ohne Rücksicht auf die zarte Organisation seines Nervensystems, das bei der geringsten rauhen Berührung von Seite einer larmenden Umgebung in seinen geheimsten Fasern erbebt, ohne Sinn und Anordnung, ohne Geist und Geschmack wurde ein simples, ordinäres Wirthshaus, dessen beschränkte Räume von spectaculirenden „Hetzbrüdern“ angefüllt waren, mit dem poetischen Namen „zum stillen Zecher“ geschmückt. Man konnte es fast eine Blasphemie nennen, eine frevelhafte Verleumdung der edelsten Sorte der (viel) Trinker; aber die Strafe folgte auch dem aberwitzigen Wagnisse auf dem Fuße, denn das Wirthshaus — nach an dieser Verwundigung eines jähren Todes. Ich glaube übrigens, daß von einem veritablen „stillen Zecher“ in jenem verlogenen Locale nicht ein „Pflö“ getrunken wurde, denn schon ein verfehlte Zecnerci mußte ihn zurückschrecken.

Aus welchen Elementen recrutirt sich wohl die Secte der stillen Zecher? Zuweilen aus ehemaligen Professions- und sogenannten Quartaltrinkern, meist aber aus — Menschenhauern.

Ältere Wiener werden sich noch eines genialen Violinisten erinnern, der dem Weinglase nicht selten seinen Überrock, ja mitunter sogar sein kostbares Instrument opferte. Der (eigentlich unglückliche) Mann verstand es nicht nur, die in den vier Saiten seiner Violine schlummernden Geister mit sieghafter Gewalt zu wecken und die Zuhörer in Verzückung zu versetzen — er conversirte auch, nicht zum geringeren Erstaunen eines — freilich ganz anderen Publicums, mit formlosen Phantomen, die aber sein inneres Auge aus den verschiedenen — Alkoholsorten emporsteigen sah. Man nannte den bedauernswerthen Meister, der später seiner Kunst fast verloren und dafür in den fargen lichten Augenblicken, die ihm seine unselige Leidenschaft ließ, mit sich und der Welt zerfallen war, allgemein den „stillen Zecher“ — er war es längst nicht mehr, er bot nur einen kläglichen Anblick und starb, gemieden von seinen einstigen Bewunderern. Ein mildes Geschick — vielleicht bat die Muse der Tonkunst für ihn — gönnte ihm übrigens eines Tages einen raschen Tod.

Dann Lyjer! Johann Peter Lyjer, der taube Musikritiker, Caricaturenzeichner, Decorationsmaler und talentvolle schleswig'sche Schriftsteller, der uns die weitand berühmten „Serapionsbrüder“ bei Lutter und Wegener so lebendig beschrieb, der einstige Freund Hoffmann's und Louis Devrient's und — Heinrich Heine's, der Gatte der deutschen Improvisatrice Karoline Leonhardt-Burmeister-Pearson-Lyjer! Wie mußten wir ihn Alle hier wiederfinden! Zu den Jahren 1847 und 1848 bereits eine Schreckgestalt für seine ehemaligen Bekannten, irrte er in abgerissenen Kleidern, in geschenkten, rosafarbenen Ballettschuhen in den Straßen Wiens umher — taumelnd — wankend — fallend — zuletzt halb geisteskrank. Wohl war er ein „stillter Zecher“, aber nicht mehr in der besseren Bedeutung des Wortes, nein, er war ein stiller Zecher in — Branntweinkneipen, und ich selbst sah ihn einmal früh Morgens, als er aus einer solchen Spelunke eben auf die Straße gesetzt wurde. Dennoch hat er den rauchen Expeditior noch um ein Gläschen, aber man schlug die Thüre vor ihm zu, denn er besaß keinen Heller Geld. Der deutsche Dichter!

Dann Sauter! Auch ein Poet von Gottes Gnaden, aber gleichfalls in dem furchterlichen Costüme eines . . . für

die Gesellschaft Verlorenen. Auch ihn nannte man, besonders in literarischen Kreisen, den „stillen Zecher“ — Niemand war es weniger als Zanter, der im beständigen Verkehr mit Freunden leben mußte, wenn er nicht — das Leben abhütteln wollte. Der Balladendichter Vogl hielt ihn die letzte Zeit noch einigermaßen „aufrecht“ — dann sank er immer tiefer und tiefer . . . Friede seiner Asche und eine zweite Auflage seinen Gedichten!

Sie alle waren keine stillen Zecher, obwohl man sie dafür ausgab. Aber weil ich gerade, und zwar unwillkürlich, meine Gestalten nicht aus dem Spießbürgerthum hervorholte, so sei noch Einer aus der Schaar der „Auserwählten“ genannt: — Grabbe war es — Christian Grabbe, der Dichter der „Hundert Tage“ und des „Hannibal“ und des „Theodor von Vorbrand“! —

Ich habe nie das — schmerzliche Glück gehabt, den Titanen von Angesicht zu Angesicht zu schauen, aber Freunde, die ihn „draußen“ sprachen, und auch seine Biographen schildern ihn trotz seiner verkehrten Erziehung als einen „ganzen Mann“, der sogar zu lieben verstanden hätte, aber an der philisterhaften Kleinbürgertlichkeit seiner Verhältnisse und seiner Umgebung zu Grunde ging. Da suchte er Trost bei der Flasche. Er zog sich von aller Welt eben zurück und schrieb in dem einsamen Winkel der entlegensten Weinstube auf Sidibusschnitzeln seine herrlichen Dramen. So lernte er auch Robert Burgmüller kennen, den Componisten seines „Gid“.

Burgmüller haßte das „Pygmaengezücht“, das in dem Stramerneß wie Gewürm herumkroch, ebenso, wie es Grabbe haßte. Beide saßen sich oft Stunden lang schweigend, aber im stillen Verständniß gegenüber und — tranken, nur daß von Zeit zu Zeit ein schneidend Wort, ein genialer Gedankenblitz über ihre abgezehrten Lippen fuhr. Aber auch das war zu viel. Sie kamen überein, auf dieser Welt, die's ja doch nicht verdiene, gar nicht mehr zu sprechen, ja sich selbst nur die nothwendigsten Mittheilungen, und zwar auf den schmalen Sidibussnoten schriftlich zu machen. Das geschah denn auch. Manchen Abend wurde aber dennoch nicht ein einzig Wort für den stummen gegenüber stehenden Freund aufgeschrieben, bis einmal um Mitternacht Burgmüller auf einen Zettel, den er Grabbe hinüberschob,

die Worte schrieb: „Gehe Morgen nach Aachen zu einem Musikfeste, komme in vierzehn Tagen wieder. Leb' wohl!“ Grabbe las, senfte, nickte Norbert zu, reichte ihm die Hand und Beide schieden, ohne ein Wort zu sprechen. Sie sahen sich nie wieder, denn von Aachen kam kurz darauf die Nachricht, daß Burgmüller in einer Badewanne todt aufgefunden worden sei.

Das schnitt Grabbe in's Herz. Dessenentlieh machte er dem Dahingegangenen die rührendsten Vorwürfe und gab eine Aufforderung, Worte der tiefsten Wehmuth, in ein dortiges Blatt: „Norbert!“ so schrieb er, „Du hast Dein Wort schlecht gehalten, bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest, und kommst nicht wieder, starbst am 7. Mai, welcher diesmal für Alle, die Dich kannten, kein Wonnemond ist. . . Es vergeht, es stirbt so mancher Trefflicher — man könnte bisweilen wünschen, auch in der Gesellschaft zu sein, schon deshalb, weil die Todten stumm sind und nicht verletzenden!“ — Darauf schlich sich Grabbe, ohne ein einzig Wort mehr zu sprechen, und ohne von seinen übrigen Freunden Abschied zu nehmen, von Düsseldorf weg, begab sich nach Detmold in seine Häuslichkeit und starb nach wenigen Monaten, noch nicht fünfundsreißig Jahre alt. Die Leute sagten: an Säuferswahnstium — freundlicher Gesinnthe behaupten: an der Abzehrung. . . .

Weshalb ich gerade diese Gestalten vorführe und in meinen — Vielen vielleicht trivial erscheinenden — Rahmen zwänge? Um zu zeigen, daß hin und wieder doch auch ein paar geniale Köpfe dem ungeligen Vergnügen des stillen Zechens zur Beute werden können. Weiß man aber auch stets, was sie auf diesen Weg brachte? Kennt Ihr Sitten- und Splitterrichter die ganze Wucht des Mißgeschicks, all „das Herzwch und die tausend Stöße“, die etwa auf den Vielgeheßten losgestürmt, die ihn mit Efel vor der Windbentelei, Maulmacherei, Hohlheit und Schaalheit seiner p. t. Nebenmenschen erfüllte? Habt Ihr Gewißheit, daß ihn nicht Anderes zum Weinglase führte, als die Trinksucht? Nichts wißt Ihr, Ihr urtheilt nach dem Schein ab und verdammt, obwohl Euer Leben von anderen Fehlstritten vielleicht noch mehr bemakelt, den Erstbesten, den Ihr in solch „verdächtiger“ Situation überrascht.

Mein leider viel zu früh verstorbener Freund Hamlet pflegte den Tröpfen, die ihn um sein Befinden frugen, zu ant-

worten: „Vortrefflich, von dem Chamäleonsgericht! Ich werde mit Versprechungen gestopft, man kann Kapaunen nicht besser mästen!“ Nun, das war weislich gesprochen, aber nicht Jedem ist es ferner vergönnt, auch auf so witzige Art Revanche an seinen Widersachern zu nehmen, wie der erlauchte Prinz es später gethan, um mit Hilfe einiger guten Schauspieler durch ein wohl scenirtes Drama Rache zu üben. Minderbemittelte, denen solch kostspieliger dramaturgischer Apparat nicht zu Gebote steht, müssen sich wohl begnügen, ihren „Rachedurst“ auf billigere Weise zu „löschen“, d. h. sie kehren dem ganzen von Zug und Trug zusammengesetzten Pack den Rücken und — trinken in irgend einem anheimelnden Versteck, einem passenden Schmollwinkel ein Glas Wein und dann noch eins, und wenn sie sich so recht in ihren Menschenhaß verbeißen, respective hineintrinken, noch ein drittes und viertes u. s. w. Nacht über sie, wenn Ihr könnt, mich dauern die Meisten. Denn ich sehe auch meist nur — still Verzweifelnde in ihnen, die, wenn schon nichts, vielleicht doch ein zänkisches Weib vom Hause fern hält.

Uebrigens gibt es ja, wie ich gleich Anfangs bemerkte, nicht nur grollende Finstertinge, sondern auch gutmüthige, harmlose Trinker unter den „stillen Zedern“, die aus Princip und in schwärmerischer Liebe für das Glas, die trauliche Schänkecke in Reichthum halten und von dort nicht weiterzubringen sind. In dieser Beziehung bleibt mir das lustige Bild in den „fliegenden Mattern“ unvergesslich, wo nach Mitternacht ein behäbiger Zwießburger bei seinem „Krugel“ sitzt. Niemand ist mehr anwesend, als die schlaftrunkene Stellnerin, die, überdrüssig des Gaudeurs wegen, die Gläser auszuwechseln beginnt und zornige Miene nach ihm schleudert. Der aber sieht in olympischer Seelenruhe nach der Uhr und sagt schmunzelnd: „Ein Uhr! jetzt trink ich noch ein halbes Maßl und dann — dann — gehe ich erst recht noch nicht z’Hause!“

Zeugniss in der stillen Zeder, der stundenlang auf einem und demselben Aede bleibt, aufrichtiger als der heuchlerische „Fummele“, der in scheinheiliger Geschaftseile nur einen raschen „Zichnung“ trinkt. Dies Manöver aber auf dem Wege von der Lohndunst nach Gidberg in jedem Vocale producirt. Oder wie sonst, gleichmahl- vielbedeutigte Nachbar eines Wirthes, der

stets nur einen bescheidenen „Pfüff“ — aber wie die abgeführte Verhandlung nachwies, im Jahre zwölfstaufendsiebenhundertfünf- undsiebzig Pfüffe, nämlich täglich fünfunddreißig trank! Wohl bekomm's!

Und nun zum Schlusse die Versicherung, daß ich mit meinen Schilderungen die verschiedenen Trinksrepler weder blindlings verdammen, noch Einen oder den Andern parteiisch reinwaschen wollte. Denn es gibt zu viele und oft ungeahnte Gründe und Motore, die den leicht zu Bestimmenden auf Abwege führen. Am ehesten möchte ich aber doch noch (und das nur unter Umständen) den stillen Zecher in Schutz nehmen und die Acten zur milderen Behandlung dem Obersten Gerichtshofe des allgemeinen Urtheils vorlegen. . . .

Wie dem auch sei, glaubt, was Ihr wollt! Wenn ich mir aber auch selbst einmal das Trinken angewöhnen, d. h. je im Weine Tröstung für manche Unbill, die mir der so „wohlgegliederte Organismus“ unserer socialen Verhältnisse schon zugefügt, suchen wollte, dann seid versichert, daß ich mich weder zu den wüsten „Nachtischwärmern“ noch zu den leichtsinnigen „Wirthshausbrüdern“ schlagen, sondern ein bescheidener, stiller Zecher sein werde. Und wenn Ihr mich dann, von der Arbeit erschöpft, in einem Winkel mit halbgeschlossenen Augen und bei halbgeleertem Glase sitzen seht, so glaubt ja nicht, daß ich etwa — angetrunken sei, denn für diese Kunst fehlt mir die Inclination, aber, daß ich dann müde sei, könnt Ihr glauben, und daß ich vielleicht eben im Halbschlummer dieses oder jenes leichten Gefellen denke und träumend sein erschlickenes illustres Glück — verlache, wie ich zu Zeiten wohl auch wachend lache, wenn mir der ganze Schwindel dieses schönen Planeten, auf dem wir um das tägliche Stück Brod uns herumzubalgen die Ehre haben, so recht vor die Augen tritt. — Franz! eine kleine Flasche Rußberger! — —

Kunst und Künstler vor der Linie.

Wer hat nicht schon einmal — wenigstens in seiner Jugend und manchmal auch später — für das leichtsinnige Völkchen geschwärmt, das Holtei unter dem summarischen Namen „die Waga b u n d e n“ so lebenswarm beschrieben, das die Maler Anaus und Schön in einzelnen Episoden aus der wechselvollen Laufbahn solch hernunzigemrunder „Artisten“ so trefflich zu zeichnen wußten, und das in seinen, meist abgelauenen Pässen als „Akrobaten, Athleten, Seiltänzer, Jongleurs, Kunstreiter“ u. jungirt. Namentlich die Kunstreiter! Ich wette mein Honorar gegen den Händedruck des liberalsten Hofrathes, daß unter hundert Repräsentanten des starken Geschlechtes neunundneunzig in ihren Bubenjahren sich, und sei's auch nur während eines Augenblicks, vorgenommen, mit diesem oder jenem Director oder „Padrone“ — heimlich durchzugeben und durch einen tollkühnen Saltomortale oder malerischen „Venduritt“ sein Jahrhundert zu begeistern. Ich selbst schwankte als kleiner Knirps lange, ob ich ein Admiral, Papst oder Kunstreiter werden sollte, denn mir gefiel die fleidjame Tracht von allen drei Chargen ganz gleich, im Innersten meines Herzens hing ich jedoch an der Kunstreiterei, obwohl mir die Götter damals nur die harmlosen Productionen bei Peterka und Constant vor der Verdenfelderlinie, oder wenn's hoch herging, bei de Bach und Soulier im Prater zu sehen vergönnten. Wer weiß übrigens, zu welch phänomenalem Ruhme ich's bei diesem, wenn auch hatsbrecherischen, so doch lorbeer und flüsterreichen Metier gebracht hätte, und ob nicht mein Name neben jenen der Kunstreiter Guerra und Cini-jelli von den dankbaren Römern in einer Marmortafel des Mausoleums des Augustus in der strada di Ripetta schon längst verewigt worden wäre. So aber zwang mich mein Weidwid, die L. L. Philosophie des Professor Nichtenfels zu bußeln u. s. w. u. s. w.

Die Kunstreiter! Wie es Einem bei dem Namen allein schon vor den Augen flimmert, wie es elektrisch durch die Glieder fährt und das tragste Mut wallen macht! Liegt doch ein eigener Zauber in ihm und erjaßt seine sinneberudende Macht selbst den

apathischsten Banernrüppel, der von der Tienbank oder vom Pfluge auffährt und auf die Gemeindewiese hinausläuft, wenn er rufen hört: „Dö englischen Reiter kima'n, sö jan schon da!“ Und auch Wien nahm die Nachricht nie gleichgiltig auf, wenn irgendwo ein „circus gymnasticus“ seine Pforten öffnete und die phantastisch-romantischen, gruseligen oder entzückenden Wunder zu schauen gab, die eben nur reizende Reiterinnen, geschmackvoll gebaute Reiter und geniale Pferde bei diabolischen Blech- und Trommelmelodien zu bieten vermögen. Und Wien sah viel in diesem Genre und so manches „Nochnichtdagewesene“! Schlugen auch Hyam oder Astley oder Franconi und wie die weltberühmten Hüter und Pfleger des höheren Kunstreitertums heißen, nie ihre Throne in der Stadt der „Reitlaien“ auf, so kam doch Alexander Guerra glorreichen Andenkens zu uns, und brachte Horaz Filipuzzi und Lagout und Brand und die ideale Marie Schier; es kamen Lejars und Guzeut, und seit einigen Jahren beehrt uns zeitweise sogar Ernst Renz mit seiner Truppe. Wien erlebte somit immerhin einige Kunstgenüsse im Fache der edleren Reiterei und es sah auch viel Pracht und Herrlichkeit dabei entfalten, ja manche Reiter und Akrobaten waren nobleren und eleganteren Schlages als die notabelsten Habitues der Manègen.

Glanz und Pracht und Herrlichkeit! Jugend und Anmuth, Kraft und Stärke, Adel, Plastik und distinguirteste Repräsentation! Will man die düstere Kehrseite dieses schimmernden Standes sehen? Die — fast wehmüthige Parodie auf die vielbewunderten und vielbeneideten Größen des Drahtseiles, des Trapezes? Will man, als Pedant zur dramatischen „Schmiere“ die „Akrobaten-schmiere“ kennen lernen? Ich bitte, mir zu folgen und einen Spaziergang um das Reichbild der Stadt nicht zu scheuen; vor drei Linien hat die „Kunst“ ihre Tempelbaracken aufgeschlagen und es wimmelt von „Artisten“ und „Artistinnen“ auf der ganzen Strecke von Währing bis auf die Schmelz, als ob der gesammte „tiers-état“ des Equilibristenthums dort sein Feldlager errichtet hätte. Vor der Währingerlinie producirt sich nämlich unter der Direction der Madame „Wünichhüttel“ (!) eine mimisch-plastisch-gymnastische Truppe; zwischen Hernals und Lerchenfeld umspannt ein löcheriges Plachemetz Gregor Zicholli und die

Seinen, und auf der Schmelz ist der „Circus Brunner“ aus ungehobelten Latten zusammengezimmert: alle drei Gesellschaften aber treiben ihre isariſchen, indianiſch-malabariſchen und chineſiſchen Spiele unter Gottes freiem Himmel und in Tricots, die der Waſche des Auditoriums die farbige — Balance halten.

Treten wir ein, gleichviel in was für eines der drei Kunſtinstitute, überall haben wir uns durch die angeſammelten Maſſen des bloßfüßigen Nachwuchs der Colonisten durchzuzwängen, der mit angeriſſenen Augen und Ohren den überſchwenglichen Prophezeiungen des an der Caſſe poſtirten Komikers der Truppe, vulgo Bajazzo, lauſcht und jeſtuchtig die glücklichen Kaufcollegen betrachtet, die den Eholus für den Stehplatz — fünf Kreuzer erlegen können und jubelnd den angewieſenen Raum erſtürmen. Wir gehen ſelbſtverſtändlich auf das „Pater nobel“, es koſtet freilich „drei Zechſer!“, allein, was liegt daran, wir haben der Kunſt ſchon ſchwerere Opfer gebracht, zudem ſißen wir in dieſem Range wohl etwas hart und für unſere ſchafwollene Adjutiſtung einigermaßen gefährlich, aber ſonſt ſehr bequem und unbeengt, denn wir befinden uns in dieſem Rangverhältniſſe faſt allein, während es ſich hinter uns drängt und ſtößt und um jede Zollbreite lärmend balgt. Schließlich können wir ſogar unſere Cigarre unbeanſtändet weiter rauchen, was aus verſchiedenen Gründen ſein Gutes hat. Ja, noch mehr, wir könnten ſelbſt ſoupiren, denn ein jugendlicher Ziegelſentroglobdnt offerirt uns „haſe Würſchl“ und „a iriſch's Bier“, aber wir lehnen, dankend ab, weil — nun, weil unſere Souperſtunde ſpäter fällt.

So ſißen wir denn in ruhigſter Gemüthsſtimmung und harren der Dinge, die da kommen ſollen. Das rückwärtige Auditorium iſt ungeduldiger und manifeltirt ſeinen Kunſthunger mit den unanſgeſekten, aufmunternden Exclamationen: „Anſanga! Anſanga!“ Endlich wird der Lärm über die Verzögerung bedeutlich, eine Meuterei droht auszubrechen, die bretteſne Umzäunung, die nothdurftig aneinander geſügten hölzernen Pallen und Poſten achzen und ſtohen wie ein Schiff, das, vom Sturm hin und her geſchüttelt, in all ſeinen Augen erbebt. In ſolch gefährlichen Momenten iſt es an dem Capitän, ſeine Geiſtesgegenwart zu zeigen und die Empörer zu Paaren zu treiben. Wie Nelson bei Trafalgar im beſtigten Mugeitregen furchtlos ſtand, ſo ſieht hier

der Entrepreneur, die Hundspeitsche in der Seitentasche, die Arme kreuzweise am Rücken, den dampfenden Holzstummel zwischen den Lippen, ernst und schweigend inmitten der Wogen des beginnenden Aufruhrs und läßt sein zürnend Auge über die Menge schweifen. Der „Bulldogg der Gesellschaft“ steht neben seinem Herrn und flstcht die Zähne und sieht bald diesen, bald die ungeberdigen Dränger mit klugen Blicken an und bellt laut auf. Ein sanftes „Still Bor!“ weist diesen in die Schranken der Mäßigung, und ein energisches „Wann's ka Ruah gebt's da hinten, karwatsch i eng Alle aujji!“ mahnt Jene in gefälligsten Formen und faßlichster Textirung an ihre Publicumpflichten. Und es wird wirklich wieder mänschenstille „da hinten“, während vorne am Proscenium noch allerlei Vorrichtungen zu machen, die Seile straffer zu spannen, die Dellampen aufzustellen sind u. s. w.

Da bricht der Sturm neuerdings los. Die jungen „Wilden von Wah-Ring“ und die noch Wilderen von Hernals und Neufünfhaus stampfen wie feurige Rösse, welche Morgenluft wittern, den Boden, aber nur auf kurze Zeit, denn ein fremdiges Ah! entringt sich plötzlich den verschiedenen Bufen und wirbelt wie Lerchengesang empor in die Lüfte Lerchenfelds und Concurrenz, und der Vorhang schiebt sich nach sieghafter Ueberwindung der hämißesten Hindernisse zwar langsam aber doch in die Höhe, und der erste Künstler betritt die Bühne.

Es ist ein Akrobat. Er lächelt wohl und verneigt sich dankbar grüßend nach allen Seiten, aber wie mich dünkt, ist das obligate Lächeln diesmal ein schmerzliches und ist der Mann innerlich etwas verstimmt; er ist übrigens auch nicht mehr jung, seine Wangen sind bereits durchfurcht und welk, seine einst gewiß robusten Arme nun abgemagert, seine weiland drallen Schenkel sind spindeldürr, das wilde Feuer seiner Augen ist erloschen, nur manchmal blizt es noch auf, wenn er seiner schöneren und besseren Tage gedenkt, wenn er der Triumphe gedenkt, die er an der Newa, an der Seine und am Bosporus erlebte, wenn die aristokratischsten Händchen im Cirque impérial zu Petersburg oder Paris oder Constantinopel ihm entgegenklatzten und die verjüngendsten Blicke ihm entgegenleuchteten; wo er von üppigster Pracht umgeben, und selbst in reich geschmücktem Costüme erschien, wo noch Mäcenatenchampagner floß und es Ducaten regnete;

wo schöne Weiber um seine Gunst buhlten und elegante Diener, die er fürstlich belohnte, ihm zärtliche Billettdour überbrachten. Ach! Alles vorüber! Der Champagner, die Ducaten und die schönen Frauen, die ihn heute wohl nimmer erkennen würden. Mit der Jugend ist das Glück entflohen und mit dem Alter das Elend hereingebrochen und die bitterste Armuth und Noth, und nichts ist ihm geblieben, als die Erinnerung und — Rosetta, sein Weib, die Tochter der Abruzzen, einst schön wie ein flammend Schwert, und nun — — Doch zu solch elegischen Meditationen ist jetzt der ungeeignetste Moment, die Musikanten blasen, daß es in den Ohren gellt, aus dem disharmonischen Charivari erkennt er mit Mühe die altgewohnten Weisen und er klettert die dreißig Fuß hohe Stange hinan, wirft nochmals seufzend einen Blick über sein Publicum in Hemdärmeln und beginnt mit dem unerlässlichen Nöcheln seine Mänze. Der Aermste!

Nun springt, wenn die Nummer zu Ende, der Beifall sich gelegt und die erschrocken schreienden Säuglinge auf die natürlichste Weise gestillt worden, der Bazzo hervor, bewillkommt von dem Hulloh aus hundert nur allzu frischen Kehlen. Der gute alte Burische! Auch ihm geht es, wie Year's Narren, dem das Weinen näher war als das Lachen, aber wenn ihm heute die zeitweise schon umgelenkten Glieder abermals den Dienst versagen, wenn ihm wieder kein Spaß einfiele, so weiß er, daß er morgen kein Stüd Brot zu essen hat, weil ihn sein Principal davonjagt. So macht er denn, in Gottes Namen! „Spaß“ und schneidet Gesichter, daß den Jungs die hellen Freudenthränen über die Waden tröpfeln und sie lachen müssen, daß ihnen „Alles weh thut“! Von welcher Naçon die Spaße dieses obligaten Humoristen sind? Vom schwersten Caliber. Seine Fertigkeit besteht nämlich in — Prügeln und in der fürfingerigen Application von zahllosen Mantischellen, zu welchem Behufe er seinen „Cousin“, d. h. den zweiten Bazzo auf die Bühne ruft, dessen vis comica mit jener seines Collegen identisch ist, und nun beginnt das Ohrseigendneth, dem ein ebenbürtiger Dialog zur Unterlage dient. Wien sah während eines Zeitraumes von dreißig Jahren wohl die trefflichsten Künstler der „Circuslomi“: Manus Viol, den Gründer der neuen Clownschule, dann den graziosen, delicates Etouette, und Little Wheel, den drolligen Shakespeare-

Kenner und vielleicht geistreichsten Commentator des großen Briten: aber ein solches Ohrfeigenconcert brachten jene Lieblinge des Jokus doch nicht zusammen und sie mußten sich mit minder klatschenden Beweisen ihrer Laune begnügen. Die naiven Zuseher jedoch in diesen primitiven Arenen, die meist selbst noch in der Schoppsbeutel- und Ohrfeigenperiode sich befinden, ergötzen sich gerade an dieser sinnbildlichen Darstellung ihrer Erlebnisse und es freut sie, wenn auch erwachsene Leute geprügelt und mit Rippenstößen und Fußtritten tractirt werden. Sobald nun gelacht wird — und es wird viel gelacht, hat der Bajazzo seine Aufgabe gelöst und dies berechtigt ihn, als erklärter Günstling des Publicums, ehe die Vorstellung zu Ende ist, vor dieses, mit dem Feller in der Hand, hinzutreten und unter den verbusten Späßen und ungenirtesten Improptus das übliche „Trinkgeld“ zu verlangen. Und die Opfergaben fließen gern und reichlich und es verläßt Niemand den Platz, ehe er nicht — wenigstens Einen Kreuzer als freiwilligen Agiozuschlag zum Eintrittsgeld erlegt hätte.

Inzwischen ist es Abend geworden, die Schatten der Nacht senken sich hernieder, ein zerlumpter Junge schwingt sich über die Barriere und zündet mit einem brennenden Span die im Kreise aufgestellten Tellämpchen an. Welch ein Bild entfaltet sich nun vor unseren Augen! Die flackernden Flämmchen dringen mühsam durch den Qualm, der sie umgibt, und ihr röthlicher Schimmer fällt auf lachende oder staunend vergnügte Gesichter, Gesichter, wie sie Citade, Leniers oder Rembrandt sich nicht drastischer wünschen konnten; er erhellt die grotesken Toiletten des manchmal nur halbbekleideten Publicums, das in unplastischsten Attitüden dem Schauspiele lauscht. Dazu die bizarre Staffage der Arena, das angehäuften Holzgeräffel der Anrainer, die Leiterwagen und Misttruben, die Schindeldächer der vielen Baracken und „Rettungshäuser“, die auf den Planen reitenden Gratisblüher, welche von der juriösen Directrice unablässig bekriegt werden u. s. w.

Trotz der mitunter unheimlichen Scenerie und des beinahe erstickenden Rauches der krenzelichen Lampen harren wir furchtlos bis zum Schlusse aus, da uns die verheißene „Pantomim“ interessiert. Bis diese kommt, können wir den Hautschuttmann bewundern, den Augellau, die Pastonade mit den Schweinsblasen,

ein seriöses „Pas de deux“, wobei die hochgeschürzte Ballerina auf der „großen Zeechen“ tanzt, wie meine rückwärtige Nachbarin enthusiastisch bemerkte, das Kunststück auf der freistehenden Leiter und ähnliche Unglaublichkeiten.

Die „Pantomim“, von Allen sehnlichst erwartet, weil eine Menge „Bekennte“ mitspielen, ist die alte Geschichte, die ewig neu bleibt: das Wirthshaus in Terracina mit den bärtigen Käufern, die durch eine Fallthüre ab- und zugehen, die Wirthin als Megäre, die brave Tochter, der drapfarbige Engländer, der edle Unterlieutenant und das sonstige Carabinieri- und Panditengefolge. Es wird viel gemimt und noch mehr geschossen und todtgestochen, denn selbst der Schneider Pawliczek, der, wie meine rückwärtige Freundin mir explicirte, zu „die Quaten g'hört, die 'u Engländer befrei'n möchten“, konnte den armen Lord von seinem prädestinirten wälischen Schicksale nicht erretten. Friede seiner Asche! — —

Aber ich konnte an jenem Abende doch nicht recht lachen, so sehr auch das Opfer des verabscheuungswürdigen Brigantenthums mit den Füßen zappelte. Ich konnte nicht lachen, selbst wenn noch ein Pas de deux getanzt worden wäre, oder wenn der persische Hofkünstler noch ärgere Zaubereien getrieben hätte. Eine melancholische Stimmung beschlich mich, wenn ich mir die Leute betrachtete, wie sie in ihren abgeschabten Wämsern, in ihren unzählige Male gewaschenen und geflickten Tricots so unverdrossen sich abmühten, um für die fünf Kreuzer Entrée nur recht viel und ihr Bestes zu bieten. Für fünf Kreuzer Entrée konnte Jedermann das aufregende Schauspiel genießen, wie Einer sein Leben der Haltbarkeit eines angesauten Strides anvertraut. Gewiß gruselig!

Und die Sache ist wahrlich nicht spaßig. Binnen acht Tagen haben die Blätter drei Unglücksfälle erzählt, wobei drei Akrobaten ihr Leben eingebüßt. Jungst auf der Floridsdorfer Wiese Einer, der sich das Genick brach und eine Schaar weinender Munder zurdriß, und am letzten Dienstage Biermann und Molke in Berlin, die sich ebenfalls zu Tode fielen. Man spricht so viel von dem opfermuthigen Heroismus des Soldaten, der um sechs Kreuzer Lohnung in den Tod geht — nun, hier thun's die Leute gar nur um fünf Kreuzer und man weiß nicht

einmal Fälle von Subordinationenwidrigem Benehmen gegen den commandirenden Principal. Wenn Ihr deshalb hinausgeht, und das sollt Ihr auch, denn die Leute bedürfen schon ihrer vielen, mit ungestilltem Appetit gesegneten Kinder wegen, einer Unterstützung, so lacht mir nicht, sondern applaudirt, und dann seht, wie freudig ihre Augen in den von Kummer und Sorgen durchfurchten Gesichtern leuchten! —

Aus dem „Loch“.

(März 1869.)

Das alte, fast möchte ich sagen weltbekannte, dramaturgische „Loch“ im Jesuitenhof, die unzählige Mal beschriebene Kaserncantine und Herberge der vacirenden Priester Italiens und Melpomenens, besteht, wie ebenfalls sattham bekannt, seit einigen Jahren nicht mehr. An die Stelle des beinahe verfallenen Gebäudes wurde das Palais der Geniedirection und der Kriegsschule erbaut, vielleicht auch deshalb, damit das Ballettpersonal des Wiedener Theaters vom Probezimmer aus ein Object für den Kostümrunterricht erhalte, und vice versa die Söhne des Mars einen vortheilhaften strategischen Punkt für ihre speciellen Eroberungspläne gewinnen sollten. Das Cantingeschäft übersiedelte unter der bewährten artistischen Leitung des Herrn Schödl in die nicht minder historisch wichtigen Räume des gegenüber befindlichen Gasthauses zum „Wajen“, und hier, wo schon vor einem halben Jahrhundert die classischsten und unclassischsten Mimen hausten, wo der unvergeßliche Melchthal, der bis in sein hohes Alter burleskos gebliebene Fritz Demmer, die Wände mit Tabakqualm schwärzte, wo der schweigmame Jaromir Heurteur seinen Pfiff Wein trank, der unglückselige Künster still brütend saß, der geniale Vagabund Meitzenberg seine tollen Abenteuer erzählte, Hasenbunt die kindischsten Späße trieb, und später auch Wilhelm Kunst seine merkwürdigen Gelage hielt, da — kommen auch jetzt alljährlich in der stillen Woche, in welcher die Rusentempel und Schemen geschlossen, die Vertreter der (wilden) dramatischen Kunst von allen Breite- und Längegraden, soweit die deutsche Zunge reicht und Kopebue's „Kusjiten vor

Naumburg“ bekannt sind, zusammen, um sich von den diversen Directoren, Directricen und Agenten während der bevorstehenden Sommerfaison für — Bukarest oder Reutitschein, oder selbst (hol's der Teufel!) für Waidhofen „gewinnen“ zu lassen. Das „leichte Völkchen“ hat nun wieder einen Ort, wo es sich findet und zu finden ist, aber — das „Loch“ ist's doch nicht! —

Und auch die Leute sind anders geworden. Ich rufe Meister Löwe*) zum Zeugen an, der vor fünfzig Jahren das erste Mal und seitdem alljährlich wehmüthig-beiterer Erinnerungen voll, die wüstromantische Theateragentur „zum Loch“ aufsuchte, und an dessen Ehren oft genug die bramarbasirenden Declamationen der abenteuerlichsten „Künstigenossen“ schlugen. Welch buntes, bewegtes Bild einst, und wie zahn und eintönig heute! Damals war's wohl nicht selten, daß ein „Directeur“ aus Nicolsburg, in Ermangelung anderer Fußbekleidung in den hohen Wallensteinstiefeln erschien, daß ein Rosinsky aus Güns oder Strebersdorf in brauntledernen Unausprechlichen auf einem Kätberwagen eintraf, daß eine Johanna von Montfaucon aus Zwettl oder Wieselburg, die ein barmherziger Strohbauer mitbrachte, in rothen Sammtschuhen sich vorstellte, und ein Czar Peter den weiten Weg von Stadt Stenr trotz grimmigster Kälte und heftigstem Schneegestöber in einem blauen Wertherfrack gar zu Fuß machen mußte und noch froh war, wenn er nur vor Schluß des „Theatermarktes“ im „Loch“ anlangte.

Das Alles ist nun wohl anders geworden. Die „Künstler“ und „Künstlerinnen“ reisen nun mittelst Eisenbahn oder Dampfschiff, logiren in den Vorstadthôtels sich ein und besuchen, auf's Stattlichste herausgeputzt, mitunter selbst mit hantelnden Uhrketten und Brillantringen geschmückt, Tags darauf die Gasthauslocalitäten „zum Wasen“ und besprechen im natürlichsten Deutsch ihre Angelegenheiten. Die absonderlichen Gestalten verschwinden immer mehr, Alles verflacht in der Alltäglichkeit, Alles wird von der Cultur beledt — ach, sogar der deutsche Künstler!

Ja dieses einstige wilde Zigemervölkchen ist heute eine fast burgerlich solide Genossenschaft geworden und die Leute zahlen sogar ihr Bier und ihr Gollasch. Dann sind sie Alle so unaus-

*) Der unvergessliche Künstler stand damals, obwohl hochbelagt, aber noch in eheiner Kraft und lachend, inmitten der bunten Truppe.

stetlich anständig gekleidet, sie tragen keine vertretenen Abjäge und durchsichtigen Ellbögen zur Schau, sie haben weiße Wäsche, veritables Linnen, und keine Vatermörder aus Priespapier, sie rauchen Cabannos und keine Porzellanpfeifen, und sie haben schließlich — was das Befremdendste an der Sache — Respect vor den Wiener Kunstgrößen und glauben, daß das Burgtheater noch immer die erste Bühne Deutschlands sei, und der „einseitige“ Lewinsky unstreitig doch besser spiele, als Herr Feigl in Reg, der sämtliche Fächer spielt. Auch Fräulein Emma, soeben aus Schiebs angekommen, gibt zu, daß sie die Wolter, obwohl sie etwas „ratscht“, doch nicht erreiche und daß diese eine „große Künstlerin“ sei.

Nachmalz, die Leute (d. h. die stets mobilen Mitglieder der wandernden „Schmieren“ oder kleineren Provinzbühnen) sind bescheiden geworden. Die lärmenden Histrionen sind zum größten Theile ausgestorben, recte: verdorben; die dramatischen Trunkenbolde und brutalen Pumper werden immer seltener und ein Glodoardo, der Dir Dein Bier austrinkt und Dich um eine Cigarre anbettelt, gehört beinahe zu den Raritäten am Theaterhorizont.

Wie sich das Alles so rasch verändert. Noch vor zehn Jahren spectakulirte ein „Heldentenor“ in der Charwoche im „Loch“ auf's Heldenmäßigkeit. Er schlug zwanzig Mal nacheinander das hohe C an, daß die Fenster Scheiben zitterten. Er war sternhagelvoll bejossen, wie er selbst gestand, aber dennoch packte er mich laut auflachend bei der Brust und schrie: „Bruder, gib Geld her, auf Bier, nur fünf Sechserln! Du bekommst sie nie wieder — ich schwör's, außer, es müßte mir einst saumäßig gut gehen, was aber nie der Fall sein wird! Denn meine gottselige Mutter sagte zu mir, ehe ich ihr die Augen zudrückte: ‚Karl, sagte sie ‚Du bist ein Lump und bleibst ein Lump‘, und die brave Frau — sie hat's überstanden, hat Recht gehabt! Franz, noch eine Halbe!“ — Der entseßliche Viertünstler wollte damals nach Berlin und Wachtel todsingen — ich habe nie wieder etwas von ihm gehört, in welchem Spital mag er seine Künstlerlaufbahn geendet haben?

Und vielleicht zwanzig Jahre sind's, daß ich ebenfalls in der Charwoche im „Loch“ saß, neben mir ein Mann, nothdürftig,

ja fast schäbig gekleidet, mit einer Karfunkelnase und unheimlichen Augen. Der „Künstler“, der von Gott weiß wo zu kommen vorgab, von Tieck und Goethe und anderen „Bekanntschaften“ schwadronirte, dabei unablässig nach Schnaps rief, der leider nicht zu haben war, schimpfte endlich weidlich über das elende Nest Wien, über Directoren und Theateragenten u. s. w. Diese heisere Stimme, diesen perfecten Kantejargon hatte ich schon ein Mal auf den Brettern, so die Welt bedeuten, gehört, diese schielenden Augen schon ein Mal gesehen. Plötzlich dämmerte es in mir auf — ja, ja, ganz recht, ein Bild aus meiner Kindheit Tagen: die Fahrt mit dem Tufel, der damals unvermeidliche Achsenbruch, das Uebernachten in einem kleinen Orte — Wolkersdorf war es, wenn ich nicht irre, die anwesende Schauspielertruppe — Ethello und mein Mann neben mir, der „Freund Goethe's und Tieck's“, mein unvergeßlicher Jago. Ich erinnerte ihn daran, er sann etwas nach und gab die Möglichkeit zu. Dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, strich die dünn gesäeten, bereits grauen Haare zurück und sagte mit stolzem Lächeln:

„Nanu, Männchen, wat jloben Sie mal, wer mich den Jago so jottvoll einstudirt hatte? 's war, mit permission zu melden, niemand Jeringerer als der selige Devriagh selbst. Ja, der große Louis sagte millionen Mal zu mich: ‚Fritze‘, sagte er, ‚ich bitte Dir um Gotteswillen, jeh' zum Theater, aber wenn Du mich eenen Gefallen erweisen und Deen Glück machen willst, jeh' zur Oper, mit Deenem ochßigen Paß bistu der erste Zarastro der Welt. Ich war een Kindvieh, daß ich's nicht that, ich hätt' meene blauen zehntausend Thaler jekt, was sich 'n Schauspieler nie verdient, außer durch Jastrollen, wie der Dawijong, der mich 'n Dresden usjethoben hat, der Kantejschmied, der Stabalist!“ — „Wohin gehen Sie von hier aus?“ frug ich den Künstler. — „Nach Stettin, und wenn's mich dort nich jehallt, nach Kewal, dort bin ich mit 'n Director ‚Du!‘“

Mit diesen Worten stand er auf, in der Zerstreuung meine Cigarre anzuzündend und nach einem herzhaften Zug aus meinem Glase sich zu einem anderen Tisch jehend. Eine Stunde später schloß er nach Majfer Gbersdorf ab, obwohl er, wie er mir sagte, diese Teufel-noter schon fast habe und der Director in Kewal „eientlich w ihn wartet“. Allein, dem Manne hier sei er auch

noch zu einigem Danke verpflichtet, weil er ihn heute „cavalier-mang“ tractirt und auch sonst „Manches unzähligen“ habe. Ich wünschte ihm glückliche Reise.

Derlei drollige Figuren findest Du heute kaum mehr. Solch kolossale Unverschämtheit ist antiquirt und man „schneidet“ nicht mehr auf als eben nöthig, um die mitgebrachten Recensionen gewisser unparteiischen Organe und Provinz=Leßlinge glaubwürdig zu machen. Auch ist die sprichwörtliche Misère eines wandernden Komödianten nicht mehr so herzerreißend, wie ehemals. Unter der Direction der Frau Amalie Bernard zum Beispiel, die beim „schwarzen Adler“ in Klosterneuburg während des vergangenen Winters theatrales Vorstellungen gab, erhielten die Mitglieder je drei Gulden für einen Abend. Gewiß, eine brillante Bezahlung, wenn es nicht in Berücksichtigung des Umstandes geschah, daß vis-à-vis der Klosterkeller sich befindet, der manchen Kunstjünger zu extraordinären Ausgaben verleiten kann.

Aus all dem erhellt, daß sich der Schauspielersstand, im Ganzen genommen, gehoben hat. Wohl saßen hier und da einzelne halb Verzweifelte, die für die untergeordneten Fächer sich anboten, oder auch Conspicuo- oder Inspicientendienste versehen zu wollen erklärten und keine „Nehmer“ fanden. Dagegen gingen langhaarige „Wagner's“ stark ab, nach „Lewinsky's“ ebenfalls Begehr, „Schöne Helena's“ wurden mit achtzig bis neunzig monatlich gehandelt, „Cameliendame“ mit fünfundsiebzig notirt. Böhmisches Kapellmeister flau, „Mauhart“ wenig vorrätzig, Anstandsamen drückten sich bis auf fünfundsiebenzig, auch Bobéches wichen, da viel davon am Plak, bis vierzig u. s. w.

Einen etwas deprimirenden Anblick gewährten unter den vielen lustigen, sorgenlosen Gesichtern nur ein paar im Halbdunkel schon postirte Jünglinge. Man sah es ihnen nicht gleich an, daß sie „Künstler“ seien, allein der Paß Theaterzettel, den sie vorwiesen, ließ an der Angabe nicht länger zweifeln. Sie gehörten einer gleichfalls im Halbdunkel der Monarchie wirkenden mobilen Truppe an, die in raschen Zügen längs der Karpathen bis in's Banat vordrang und auf dem Retourwege durch Mähren, Krain, Steiermark und Niederösterreich erst in der Nähe Zimmerings sich auflöste.

Diese Fragmente einer Musterkammer, die Ueberreste einer Declamationsarmada, die in Zutterberger und Merzbacher,

Villaner und Karlowiker Pluthen nicht unruhliche Siege erfocht und nur auf den Sandbänken bei Schwechat aufuhr, respective in der prosaischen Zone der Müller kein kunstsinziges Auditorium fand, haben allerdings ein Bißchen trübselig aus. Ich frug sie um ihr Repertoire. Sie huldigten noch der alten Schule und waren nur auf „Pfefferrösel“, „Fridolin“, „Lenore“ und „Wer wird Amtmann?“ eingerichtet. „Lenore“ gaben sie, wie sie verhielten, besonders schön. Auf einem Zettel stand es auch schwarz auf weiß gedruckt: „Zum Schlusse der Vorstellung erscheinen Wilhelm und Lenore als Geister zu Pferde bei bengalischer Beleuchtung.“ — Dennoch glaube ich, fanden die Herrn diesmal kein Engagement, wenn sie nicht etwa für das „Herculeum“ gewonnen wurden, dessen Principal die disponiblen Kräfte eindringlich musterte.

Engagementslos? Was liegt übrigens daran, wenn's nicht lange währt. Ein Künstler, der ein paar Rollen und sonst noch Grüte im Kopfe und ein paar schwarze Hosen hat, schlägt sich schon durch. Was anders ist's mit einem überzähligen Director. Der lustige Jungwirth, der auch anwesend war, führte mir wenigstens einen Herrn mit den malitösen Worten auf: „Herr K., Director von K., der malen vacirend.“

Sonntagsdymaroker.

Naturforscher, Maler und Gastwirthe haben sich wiederholt mit der Frage beschäftigt, warum es zu Sommerzeiten meist an Sonntagen regnet? Die beiden letzteren Gattungen der Witterungsgrübler waren und blieben natürlich rathlos, Erstere hingegen brachten in ihrer peinlichen Verlegenheit und wissenschaftlichen Begriffsverwirrung, um doch ein paar stichhaltige Gründe dafür aufzufinden, die nicht mehr wegzuleugnende Thatsache mit verschiedenen tellurischen und astronomischen, nach ihrer Ansicht wahrscheinlich gerade wöchentlich wiederkehrenden Erscheinungen in Verbindung, schwachten von der Einwirkung der Mondesphasen, und obwohl Übers die abstruse Lehrmeinung längst ad absurdum führte, sogar von der Tagesordnung der Planeten und deren Einfluß auf die Luftmassen.

Lächerlich! Weder die angehäuften Luftpotelectricität noch sonstige Constellationen sind die Ursache des beinahe normalen Sonntagsregens, sondern — und ich vindicire mir die Entdeckung: der Herr des Erbarmens läßt Sonntags regnen, um — nun, um die armen Sommerparteien auf dem Lande vor der gastlichen Invasion der Städter zu schützen. Das ist mein nicht wegzudisputirender orthodoxer Glaube und ich lasse mir dieses Sonntagsregendogma nicht von hundert Humboldt's mit ihren sogenannten atmosphärischen Gegengründen anfechten.

Wenn die Götter mit den dazu gehörigen Mitteln begnadet und dessen Verußgeschäfte es gestatten, entflieht, sobald der erste Lerchengesang an sein Ohr schwirrt, um seine Zungenflügel nicht mit dem Mehlthau des communalen Sommerstaubes belegen zu lassen und die Nachteile einer irrationalen Canalisirung nicht direct zu empfinden, hinaus in die würziger duftenden Gefilde, wo das liebliche Grün der Zuckererbsen seine Heimat, und das „Jungschweinerne“ seine Geburtsstätte hat, und lobpreist (vielleicht sogar in einer Jasminlaube) die weiße Organisation des Weltalls, welche es ermöglicht, kuhwarmer Milch fast an der Quelle beziehen zu können.

Ach, wie sehnst Du Dich, die freundlich süße Gewohnheit des Daseins in Neuwaldegg oder in der Hinterbrühl so recht empfinden zu können und Dein durch „Rigoletto“ und „Traviata“ auf die raffinirteste Weise gequältes Ohr an den unschuldsvollen Melodien des Hälters wieder heilen zu können! Wie sehnst Du Dich nach frischem Heu- und Stallgeruch, wenn Du mit Esbouquet und Patchouli durch sieben Monate krank geräuchert worden; ja wie sehnst Du Dich sogar nach den schnuckeligen Expectorationen des ungrammatikalischen Nachtwächters, wenn Du während des Winters ein Duzend wohlthutlirter Candidatenreden mit den heiligsten Versicherungen liberaler Tendenzen verdauen mußtest! Darum auf und hinaus! Hinaus „in's Grüne“, so bald und so schnell als möglich! Du machst Deine unausweichlichen Abschiedsvisiten, schüttelst Diesem oder Jenem die Hände, sagst das übliche: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ und machst Dich aus dem „Staub“.

Nun siehst Du; ich weiß, daß Du mit dem obligaten: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ nichts als eine leere

Redestössel verbraucht hast, und daß es Dir nicht im Schlafe einfallen würde, diesen langweiligen Gesellen, jenen Vielesser oder gar jenen „zahlreichen Familienvater“ Dir in Deinem Zuscium einzulagern; aber Du vergißt, daß es über alle Beschreibung — naive Naturen gibt, die in ihrer Harmlosigkeit oder in ihrem Selbstbewußtsein die schön tertirte Aufforderungsformel wirklich für baare Münze, ja für eine dringende Bitte erklären, Dich nicht zu „vernachlässigen“, und die dann daheim die sonale Gesinnung aussprechen: „Der K. hat mich (oder uns) eingeladen, ihn nur ‚recht oft‘ zu besuchen, ich muß (oder wir müssen) ihm doch an einem der nächsten Sonntage die ‚Freude‘ machen!“ — Da hast Du die Bescheerung! —

Wie bequem und wohligh sitzest Du hierauf eines Tages unter dem schattigen Lindenbaum, den Tschibut frisch stopfend und Dich auf die „jungen Backbendel“ freuend, mit denen Dein ehelicher Himmel schon in einer halben Stunde geschmückt werden soll. Da bellt plötzlich der Haushund, das Gitter öffnete sich leise und ebenso leise, nur um Dich recht zu überraschen, treten der Herr von Huber und die Frau von Huber herein, gefolgt von der kleinen „Leopoldin“, dem kleinen Alfred und dem noch kleineren Pepi, dann der Amme, welche den kleinen Franzl am Arme trägt. Der Clavierlehrer der „Leopoldin“ bleibt bescheidenweise vorläufig draußen vor dem Gitter stehen, um das Freudentableau von der Ferne zu bewundern.

„Ah — das ist schon!“ rufst Du, den Tschibut bei Seite legend, den alljogleich der Heine „Fredi“, ein „munterer“ Knabe, als Spielobject in Beschlag nimmt, aber das Malheur hat, den Gbiturtischen fallen zu lassen, worauf er die einzelnen Stude verlegen anstieht. „Wirst Du's stehen lassen!“ ruft Frau Huber, nun wohl etwas zu spät — „garstiges Münd, man kann mit Dir nirgends hingehen!“

„Ah — das — ist — schön!“ wiederholst Du nach diesem Heinen Intermezzo die vorgeschriebene Aneide. „Freut — mich außerordentlich, daß Sie einmal Wort — gehalten!“ Und nun schütteln Du dem Herrn von Huber und der Frau von Huber zum Willkommen die Hände, streichelst die kleinen Wangen, begrüßest die Amme u. s. w. und ladst die Cippichast ein, Platz zu nehmen.

„Nein, nein! das geht nicht!“ entgegnete die Frau von Huber, „wir wollen nicht im Geringsten incommodiren! Sie werden nun bald speisen und da wäre es unschicklich, Sie zu belästigen. Wir wollten ja nur im Vorbeigehen einen kleinen Besuch abstatten und auch der Frau Gemahlin unsere Aufwartung machen, weil Sie so gütig waren, uns 'so oft schon' einzuladen, und dann gehen wir augenblicklich; wir gehen ja auch erst essen, freilich nicht viel, denn, mein Gott! auf dem Lande darf man nicht viel Ansprüche machen, aber, wenn man beim Ochsenwirth nicht schon um Viertel auf Eins eintrifft, bekommt man nichts mehr!“

„Nun“, meinst Du, „auf einen Löffel Suppe werden Sie uns wohl beehren? Mit Viel können wir zwar nicht dienen, weil wir nicht vorbereitet waren — warum haben Sie uns auch nicht geschrieben —?“

„Ja“, erwidert die sprechgewandte Frau von Huber, „mein Mann wollte Sie überraschen!“

„Sehr schön, sehr schön!“ ist Deine versch. . . schuldige Antwort. „Aber da draußen steht ja noch ein Herr, gehört er zur Gesellschaft?“

„Ja“, bestätigt die Frau von Huber, „es ist der Clavierlehrer der Leopoldin, der Herr v. Niemeß. Ah, sie kömmt' schon recht gut spielen, wenn sie nur möcht', denn der Herr v. Niemeß ist ein tüchtiger Lehrer!“

„Aber so lassen Sie doch den Herrn eintreten“, rufft Du, „er kann doch nicht auf der Straße stehen bleiben!“

„Zu gütig, allzugütig!“ replicirt die Frau von Huber, worauf sie ruft: „Herr von Niemeß! Herr von Niemeß!“ Und die Kinder laufen dem Gitter zu und schreien: „Herr von Niemeß! Herr von Niemeß! Sie sind auch zum Essen eing'laden!“ Und Herr von Niemeß erscheint unter hundert Bücklingen und hundertzehn Entschuldigungen, und Du reichst ihm die Hand zum Gruße und heißt ihn in T. Namen gleichfalls willkommen. Der Haushund kriecht hierauf knurrend wieder in seine Hütte zurück.

Mittlerweile erscheint Deine Gattin, um Dich zu benachrichtigen, daß gedeckt sei. Sie sieht die unerwartete feindliche Besatzung und wird vor Schreck kreidebleich. Ein Blick von Dir genügt, um sie zu beruhigen.

Gegenfeitige Vorstellungen, Küsse und Handküsse 2c. 2c. Du entfernst Dich unbemerkt auf einen Moment, um der Magd den Auftrag zu geben, schnell sechs Portionen Suppe, fünf Rindfleisch, vier Kalbsraten und vier Nachhühner vom Schenkwirth zu holen. Sodann ersuchst Du die ehrenwerthe Gesellschaft, „abzulegen“, warnst den kleinen „Fredi“, der mit dem Kettenhund fortwährend tofettirt, ihm nicht zu nahe zu kommen, und nach einem Viertelstündchen, das mit verschiedenen Complimenten über die freundliche Lage des Häuschens ausgefüllt wird, geht es zu Tische.

Das Essen ist „delicat“! wie die Frau von Huber wiederholt bestätigt und beifügt: „Beim Schenkwirth hätten wir bei Weitem nicht so gut gespeist!“

„Lieber Gott! Man nimmt auf dem Lande ohnehin mit ‚Wenigem‘ vorlieb — aber diese Wirthe sind selbst auf das Wenige nicht eingerichtet!“

„So ist es!“ erwidert Du. Nach beendigter Mahlzeit führst Du die Gesellschaft im Garten spazieren, die „Leopoldin“ und der „Fredi“ pflücken sich je ein „wunderhübsches“ Bouquet von Deinen schönsten Rosen und Nelken, und als Dich tödtliche Langeweile über die geistreichen Aperçus der Frau von Huber, die „schon ewig lang auch ein so schönes Landhaus haben und für ihr Leben gern auf dem Land wohnen möcht“, erfasst, schlägst Du in Deiner Seelenangst eine Kegelpartie vor, welcher Antrag mit Freuden acceptirt wird, denn — höre es und verzweifle — „man hat ja Zeit bis halb neun Uhr Abends, weil man die Plätze für den ‚allerletzten‘ Stellwagen genommen hat!“

Die Kegelpartie ist sehr animirt. Du hast zwar heute keine ruhige Hand, dafür schieben aber Herr von Huber und Herr von Kiemer ausgezeichnet, und als auch diese „Unterhaltung“ zu Ende, hast Du an Cräteren einen Gulden achtzig Kreuzer und an Vektoren drei Gulden vierzig Kreuzer zu bezahlen.

Nachdem Du nun auch Deiner Pier und Rase, dann Kaffee- und Kuchen-Verpflichtung nachgelommen, rusten sich die Gäste zur Abreise. Zahllose Dankdagungen! Aber es ist etwas kuhl geworden. Man erucht Deine Gattin um einen, wenn auch alten Shawl und ein Paar Hals-tucher für die Kinder. Auch das noch wird gewahrt. Endlich sind sie fort und Du athmest auf. Deine arme

Frau hat jedoch leider die Migräne, Du selbst etwas Kopfschmerz, Euer Sonntagsprogramm wurde Euch gründlich ruinirt und Ihr legt Euch übellaulisch zu Bette. Gute Nacht! — Nach zwei — drei Wochen bringt man Euch (um die Kaffee-Stunde) die drei Halstücher zurück — den Shawl vergaß man (wie ärgerlich!) und wird ihn dafür an einem der nächsten Sonntage im Vorbeigehen (denn man kommt ja oft in diese Gegend!) „mit Dank“ zurückstellen. Später hat man dann wieder einmal ein schmutziges Sackuch, das die „Lepoldin“ vergessen, abzuholen und so fort bis Ende September.. — —

Der nicht mit Familie belastete Sonntagschmaroher, der „gastirende Garçon“ ist in gewisser Beziehung noch gefährlicher, denn er ist meist vollkommen unabhängig, hat über beispiellos viel freie Zeit zu verfügen und ist sogar in der Lage, bei Dir zu „übernachten“, um Tags darauf mit Dir zu frühstücken. Er ist natürlich ebenfalls von dem Wahne befangen, von Dir nicht nur gern gesehen, sondern Dir beinahe unentbehrlich zu sein, von Dir „wenigstens Sonntags“ erwartet zu werden, und fragte man ihn Samstag, was er für den nächsten Tag vorhabe, so antwortet er, sich die Cravatte ordnend: „Morgen ist's nichts mit mir; morgen bin ich vergeben — ich bin geladen — man erwartet mich in Ober-St. Veit!“ — Weißt Du etwas davon? Gewiß nicht.

Aber Du bist verständlichen Gemüthes und heissest den sich freiwillig bei Dir Einquartierenden sogar herzlich willkommen. Ist er doch über alle Maßen artig und bringt er Dir doch stets eine kleine Neuigkeit, die letzten Courje oder ein Flugblatt, eine Brochure, die nur in wenig Exemplaren abgezogen, soeben erschienen und in verwaltungsräthlichen oder anderen Kreisen ungeheures Aufsehen gemacht haben soll, mit. Auch Deine Gattin sieht ihn schließlich — Gewohnheit ist ja unsere Lehrmeisterin, nicht ungern, denn er ist mit Freuden bereit, etwaige Aufträge an die Putzmacherin auf's Prompteste zu erfüllen, auf den Bazar zu abonniren u. u. Und wenn ihm ferner selbst Deine Kinder jubelnd entgegenpringen, so hat dies seinen Grund darin, weil sie wissen, daß er aus seinem Paletot eine Bonbonsdüte oder ein Schächtelchen Backwerk hervorzieht und sie darum sich balgen läßt.

Alle diese kleinen Liebenswürdigkeiten Deines stabilen Sonntagsgastes sind jedoch nichts Anderes als kluge Manöver, taktische Coups, maskirte Attentate auf Deinen Mittagstisch, der das Endziel seiner Mühen ist. Als praktischer Rechner subtrahirt er die Auslagen von den Einnahmen und — der Reingewinn ist ein superbcs Diner. Denn, in was bestehen seine Auslagen? Vielleicht in der Bestreitung der Fahrkarte und im Ankauf von drei Loth „Zuckerln“ für Deine Kinder. Das sind die reellen Ausgaben; was er sonst noch verwendet, hat nur imaginären Werth, wie etwa: das verbindliche Lächeln, ein paar Anekdoten und die Leistungsfähigkeit im „Handküssen“ vis-à-vis den Damen des Hauses. Der professionelle Sonntagsschmaroger hat es nämlich zu einer unbewußten Virtuosität im „Handküssen“ gebracht und wie er Deine Kleinen zur Augenweide der Mutter auf den Knien zu schaukeln versteht, so ergreift er zur Augenweide der Großmama bei jeder nur halbwegs passenden Gelegenheit die Hand Deiner Gattin und drückt in ritterlicher Galanterie die begeistertsten Misse darauf. Dein Stubenmädchen und die Mägde regaltirt er mit „Schönheiten“, die er ihnen als „Freund des Hauses“ ungefährdet in's Ohr kuppeln darf, und Dich selbst endlich belohnt er für die liberale Abgung mit dem Zugeständnisse, daß — Deine Cigarren vorzüglich seien.

Das Geschäft des „Dinerschnorrers“ blüht zwar während des ganzen Jahres, aber an Sommersonntagen doch am üppigsten. Er hat demnach noch vor Beginn der Schmarogersaison die nothigen strategischen Vorkehrungen mit Sorgfalt zu treffen und seinen Feldzugsplan so einzurichten, daß die zu überlistenden Opfer unbewußt und willentlich in seine Falle gehen.

Es handelt sich nämlich vor allen Dingen um deren zweckmäßige Dislocation; es müssen ihnen Sommerfrischen anempfohlen werden, die nicht zu nahe seinem Hauptquartier, der Residenz liegen, da die Concurrenz der übrigen Parasiten zu gefährlich wäre. Er verlegt deshalb die „abzumagenden Familien“ an zwar von ihm, aber nicht von den anderen Freibentern ordinärer Sorte, allzuleicht zu erreichende Punkte, z. B. nach Bösau. Ist es ihm möglich, gleich zwei oder drei Familien an ein und denselben Orte unterzubringen, desto besser, da die Vertheilung seiner Gesticionen: Mittagsmahl, Laufe und Abendbrot eine leichtere

und er für drei „Visiten“ nur eine Fahrgelegenheit benötigt. Hat er die Sache im Großen und Ganzen geordnet, ist sie in ein System gebracht, dann beginnt die Attaque. Er kauft sein unentbehrliches Requiisit: das Skarnikel „Zuckerlu“ zum Geschenke für die Kleinen — (mit einem Vierting „Weinscharl'n“ kommt er bei ökonomischer Gebahrung einen ganzen Sommer aus), studirt die Fahrpläne der respectiven Bahn — und — warst Du je so unvorsichtig, die Eingangs erwähnte Phrase, die eigentlich keine Bedeutung haben sollte, nämlich das unglückselige: „Aber Sie besuchen mich doch einmal?“ hingeworfen zu haben, so bist Du als Opfer in seinem Notizbuche vorgemerkt. Nichts rettet Dich am nächsten Sonntage, als ein ausgiebiger Regen! —

Und so sehe ich denn im Geiste, wie Du Samstag Abends, o Bedauernswerther! mit bebendem Herzen das sternenhelle Firmament betrachtest, höre, wie Du ahnungsvoll Deiner Gattin zurufst: „wenn es morgen schön bleibt, bekommen wir wieder einen Besuch!“ und ich höre Euch Beide, ehe Ihr von Morpheus' Armen umschlungen, Euer Samstagnachtgebet beten, das da lautet: „Gütiger Himmel! laß es morgen regnen . . . regnen . . .“

„Untröstliche“ Witwen.

Man kennt das lustige Märchen von der „trauernden Witwe von Ephesus“, das der, wenn auch etwas frivole, aber eminente Menschenkenner Lafontaine so überaus hübsch erzählt. — Der neugierigen Leserin, welcher die Geschichte vielleicht noch fremd sein sollte, sei in Kürze berichtet, daß eine Witwe über den Tod ihres Mannes so untröstlich wurde, daß sie beschloß, in der Gruft, in der er beigesetzt war — Hungers zu sterben. Wirklich begab sie sich dahin und vollbrachte eine geraume Zeit mit Weinen und Wehklagen um den „Unerseßlichen“. In der Nähe der Gruft war jedoch ein Missethäter an den Galgen geknüpft und ein Soldat stand dabei Wache, damit die Leiche nicht gestohlen würde. Als nun der „rauhe Krieger“ das jammervolle Winseln aus der Höhle vernahm, spürte er nach und kam auf die in Thränen aufgelöste Todescandidatin. Er tröstete die schöne Un-

glückliche. Er rieth ihr von dem aberwitzigen Beginnen ab, er fand schließlich ein willig Gehör, und als mit dem Tröstungs-
werke eine Stunde verrann und er zu seinem gehängten Ver-
brecher zurückkehrte, war die Leiche von dessen Genossen richtig
gestohlen. Der Tröster der Witwe war nun selbst untröstlich, er
war in Verzweiflung, denn sein Kopf stand auf dem Spiele. Da
kam die soeben geheilte ex-untröstliche Witwe auf ein einfaches
Auskunftsmittel: ihr Mann war todt, was liegt an dem Körper
eines Todten? Sie rieth, ihren Mann statt der entwendeten
Leiche an den Pfahl zu binden; es geschah, ihr edelmüthiger
Tröster war gerettet, so wie sie selbst von dem Wunsche zu
sterben bereits gründlich curirt war.

Ich weiß nicht, ob der „Fall“ je geschehen, oder nur von
einem gewissenlosen Vocalscorrespondenten zu Ephesus damals er-
hunden und von Lafontaine später in zierliche Verse gebracht
wurde. Ich weiß nur so viel, daß die untröstlichen Witwen
der Neuzeit, wenn sie auch gerade nicht unsere Leichen an den
erstbesten Pfahl knüpfen, so doch an unserem Grabe nicht Hun-
gers sterben wollen, aber auch gegen die wohlklingenden Worte
der allzeit bereiten Tröster meist ihre Ehren nicht ganz ver-
stoszen. Die „trauernde Witwe von Ephesus“ bleibt demnach
doch ein Warnungsruf für alle sterbenden Ehemänner und zu-
gleich ein, obwohl gresles Signalement der interessanten Species:
„untröstliche Witwe“.

Dieses im Beginne seines neuen Standes, laut gedruckten
Partezettels unglücklichste und laut Inschrift auf dem Grabsteine
des „Unvergesslichen“ trostloseste Geschöpf der Erde, das nur in
dem Gedanken an das baldmöglichste Wiederfinden im Jenseits,
sein thrauenreiches Dasein zu fristen, schwarz auf weiß vor aller
Welt erklärt, ist, wenn es seinen geliebten und liebenden Er-
nahrer verloren (ich habe nämlich eine Witwe aus dem besseren
Mittelstande im Auge), in der That anfänglich zu bemitleiden.
Da arme Wesen! Es wurde ihm „Alles“ geraubt, der so-
genannte „Himmel auf Erden“, und nun steht es vielleicht wirk-
lich allein und verlassen auf der weiten, weiten Welt, die „so
falt und so helle“, und es verbirgt sein Anlitz, und ist blind
und taub selbst für die harmlosesten Zerstreuungen und weint
aufrichtige, wohlmotivirte Thrauen.

Und so vergehen Tage und Wochen und die obligate Trauerzeit naht fast ihrem Ende. Da kommt ihre „Freundin“ — denn so ganz verlassen ist kein Weib der Erde, daß es nicht wenigstens eine officiöse Freundin hätte — und die Freundin versichert, daß der Unglücklichen — das Schwarz so gut stehe. Die Unglückliche lächelt schmerzlich, sie streicht die Locke hinter das Ohr, die ihr zu weltlich dünkt, und wehrt der Freundin ernstlichst, solche frevelhafte Worte zu sprechen. — Dann wirft die Unglückliche im Vorübergehen einen Blick in den Spiegel, einen langen, langen Blick — sie senkt tief auf, ihr Busen hebt sich und droht das Nieder zu zer Sprengen, dann sinkt sie an den Hals ihrer Freundin und schluchzt: „Mein guter Ferdinand! Wie liebte ich ihn! Keinen Mann der Welt könnte ich so wieder lieben. . .“

Die Trauerzeit ist vorüber, aber die Unglückliche bleibt in „Schwarz“. Schwarz paßt für ihren Kummer und für ihren Teint. Niemand ist im Stande sie zu trösten, nicht einmal ihre eifrige Freundin, obwohl ihr diese wiederholt — Sperrsitze ins Carlstheater angeboten und sie fort und fort animirte, sich zu zerstreuen. Sie sei das ihrer Gesundheit schuldig. Aber die Unglückliche vermag nur zu weinen, Ferdinand ist todt — was kann ihr diese Welt noch bieten?

Und nun tritt ein neuer Wendepunkt in ihrem Gesichte ein. Sie vergaß in ihrer Untröstlichkeit bis jetzt an die Sicherung ihrer Existenz zu denken, sie vergaß auf ihre Zukunft, d. h. auf die Beschaffung der Mittel zur Fristung ihres Lebens bedacht zu sein, und glaubte überhaupt nur vom Schmerze leben zu können. Und jetzt schon klopft, wenn auch erst leise, dann aber immer mächtiger und mächtiger der Mangel an ihre Thüre. Eine fürchterliche Perspektive eröffnet sich ihr plötzlich: Noth und Elend in den künftigen Tagen. Noch hält die „Alleinstehende, die Niemandem von ihrem Ihm und Lassen Rechenschaft zu geben braucht“, an ihren Grundsätzen fest. Man rath ihr dies und das, sogar mit dem trivialen Auskunfts mittel ist man bei der Hand, die überflüssigen Zimmer zu vermietthen: ein junger Doctor und ein älthcher frommer Herr wären geneigt, die Wohnung mit ihr zu theilen — aber sie perhorrescirt den Gedanken, mit fremden Männern, und seien diese noch so fromm,

in Gemeinschaft zu leben. Endlich macht man ihr sogar den juklimen Vorschlag, sich — nochmals zu verhebelichen. Ein Blick voll tiefer Verachtung ist die Antwort. „Ne, meinem Ferdinand untren werden? Niemals, niemals, niemals!“ Gewiß höchst edel! —

Aber eines Freundes, eines Beschüßers, eines Rathgebers bedarf sie doch in dieser Welt von Lug und Trug, voll Gefahren und Kümmernissen. Das sieht sie ein. Eines solchen (natürlich in jeder Beziehung uneigennütigen, aber treuen) Freundes kann sie deshalb auch nicht länger mehr entrathen. Ihre Lage wird immer peinlicher, die finanzielle Deroute, in welcher sie ihr Ferdinand zurüdtieß, tritt in ihren entsetzlichen Folgen nun an sie heran. Bisher gelang es ihr, sich durch den Verkauf einiger leicht entbehrlichen Schmuckgegenstände „durchzubringen“. Rasch veräußert sie nun auch die überflüssigen Möbel und verläßt endlich, wenn auch mit schwerem Herzen und Thränen in den Augen, die große, ihr so lieb gewordene Wohnung und miethet sich ein kleines, bescheidenes Zimmerchen. Sie will ja so wenig. Ein Plätzchen nur, wo sie ungestört an ihren Ferdinand denken und um ihn weinen kann.

In dieser ihrer, noch immer (es sind bereits ein paar Monate) andauernden „Untröstlichkeit“ vergaß sie auf das Dringendste: durch Arbeit einen anständigen Unterhalt sich zu gründen. Ihr ewiger Schmerz ließ sie an die Arbeit und das Arbeiten gar nicht denken. Sie hatte übrigens bis jetzt auch keine Zeit zu arbeiten. Sie ging bald zu dieser oder jener theilnahmevollen „Freundin“, um ihr Herz auszuschütten, und wenn sie da ihr Schälchen Kaffee trank (den sie mit ihren Thränen vermischte) und von ihrem Manne sprach, so vergingen die Stunden, man wußte gar nicht wie. Und an regnerischen Tagen, wo sie nicht ausging und daheimblieb, um über ihre trostlose Lage zu senßen, da kam eine oder die andere Freundin zu ihr und man trank da den (mit Thränen vermischten) Kaffee und sprach von dem „Zeligen“. Wer konnte es der Unglücklichen verargen, wenn sie bei dertei Diskussionen über die vortrefflichen Eigenschaften des Unersticklichen an keine Arbeit dachte — zudem arbeitete ja auch keine ihrer Freundinnen.

Bei diesem Freundinnenverkehr ist es natürlich, daß sich bei dieser solch weiblichen Bekanntschaften immer mehr und

mehr erweitert. Man lernt Frauen kennen, die nicht allein für das Jenseits schwärmen, sondern — selbstverständlich in den anständigsten Formen — recht weltlich gesinnt zu sein pflegen und auch weltlichem Umgange mit dem anderen Geschlechte nicht abgeneigt sind. Auch die unglückliche Witwe verliert allmählich ihre Schüchternheit und fühlt sich sogar sehr erleichtert, als sie eines Tages einem gerade „zufällig“ anwesenden pensionirten Major, einem Freunde des Hauses, von ihrer traurigen Lage erzählen kann. Und nun beginnt der zweite Act der Tragikomödie: der „Witwen-Major“ tritt auf und greift in die Handlung ein.

Der „Witwen-Major“, höre ich meine verehrten Leser fragen, „was ist das für eine Charge?“ Darauf erwidere ich, der Witwen-Major ist, wie der „Table d'Hôte-Major“, eine im Organisationsstatute unseres socialen Haushaltes eigens systemisirte Charge. Wie der „Table d'Hôte-Major“ die stillfauende Gesellschaft mit Wachstubenabentauern, schwierigen Wintermärschen, Recrutenanekdoten und den fabelhaften Duellen seiner Lieutenantsepoche zu amüsiren hat, und sein scheinbar schnurriges, in der That aber nur strategisches Erzählertalent wohlweise dazu benützt, die fleischigsten Poulardtheile für seinen Teller zu erobern — ebenso hat der „Witwen-Major“ die freundliche Mission übernommen, alleinstehende und hilflose (junge, hübsche) Frauen mit Rath und That zu unterstützen, ihre kleinen Bedürfnisse zu bestreiten, sie zur unumgänglich nöthigen Zerstreuung nach Bösclau oder in's Krapfenwaldl zu führen, und was sonst noch zu den ritterlichsten Pflichten eines Mannes „von Welt“ gehört, dem es seine Mittel und viele freie Zeit erlauben, einem schwachen Weibe seinen starken Arm zu leihen.

Der „Witwen-Major“ hat, zum Segen der hilflosen Frauen, nämlich meist auch die Mittel, seinem Wohlthätigkeitsgelüste fröhnen zu können. Das Relutum zahlloser erübrigten Fourageportionen, die ihm ein generöses Gebührenreglement bewilligte, kann der edle Menschenfreund nun zum Ankauf von Seidenmantilles und Schnürstiefletten für verlassene Witwen verwenden, und damit neuerdings den loyalen Satz erhärten, daß der „Staat“ eigentlich doch für Alles und Alle sorge. Was die für solche Ritterdienste erforderliche freie Zeit betrifft, so ist be-

kannt, daß die gütige Vorsehung und selbst der strengste Dienst einen Major damit stets auf's Reichlichste dotirten, um wie viel mehr besitz davon erst der pensionirte Major, der Tag und Nacht seinem Samaritanerwerk obliegen kann. Der Witwen-Major hat deshalb, wenn er die Leidensgeschichte einer Verlassenen angehört, die humane Antwort in Bereitschaft: „Schöne Frau!“ (oder je nach dem Rangverhältnisse auch: „Gnädige Frau“) „Ihr Schicksal rührt mich. Wenn Sie etwas benötigen, wenden Sie sich an mich, es wird mir ein Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können!“ — Ach, und die arme Frau benöthigt so viel und so vielerlei!

Durch diesen großmüthigen Freund und Beschützer ist sie nun neuerdings der Gefahr entbunden, durch Arbeit und sorgenvolle Thätigkeit sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihre einzige Sorge ist jetzt nunmehr die Vervollständigung ihrer Toilette und — den „Freund“ so lange als möglich zu fesseln. Der aber verläßt sie nach längstens dreiviertel Jahren, um seine Trösterpflichten bei anderen Untröstlichen fortzusetzen. —

Und nun beginnt der dritte Act des Dramas. Die abermals Verlassene, die das so angenehm wie natürlich fand, daß sich ein starker Mann ihrer, des schwachen Weibes, erbarmte, die selbst dem Wilde ihres „unvergeßlichen“ Mannes in die Augen zu sehen lernte, obwohl sie dem Freunde wärmer, als sich's für einen Freund gebührt, die Hand drückte, hat es bereits verlernt, im Kampfe des Lebens ohne „Beschützer“ zu bleiben, und die Stimme ihres besseren Ich so rasch erstickt, daß sie nicht langer ansteht, die Beschützer nun selbst zu suchen. Sie findet sie. Es gelingt ihr, manchen der Freunde ein volles Vierteljahr zu interessieren, und ehe wieder ein Jahr um ist, hat ihr Gedächtniß mehr Freunde anzuzahlen, als sie ihrem Manne Eide geschworen, ihm treu zu bleiben.

Aber, wie sie selbst gesteht, ist sie ihrem Manne im Herzen ja nicht untreu geworden; sie liebt ihn noch immer wie einst und hat nie einen andern Mann geliebt. Ihren Freunden und Beschützern ist sie nur dankbar für die vielen Beweise ihrer Güte — weiter nichts. Sie ist nur namenlos unglücklich. Die Noth hat sie gezwungen, dem jeweiligen Schutze irgend eines Freundes sich anzuvertrauen, hatte sie irdische

Glücksgüter, hätte sie Vermögen, sie würde die Männer jammern und besonders hassen und sie verachten, aber so ist sie nur ein hilfloses, alleinstehendes Weib, das, zu schwach zur Arbeit, fremder Beihilfe bedarf . . .

So belügt sich die Bedauernswerthe selbst. Und wenn sie an gewissen Tagen des Jahres an dem Grabe ihres unvergeßlichen Mannes kniet und die Inschrift liest, die den Schmerz der „untröstlichen Witwe“ verkündet, da überzieht keine Schamröthe ihre Wangen und es fällt ihr auch nicht ein, sich ihres Leichtsinnes und ihrer begangenen Fehltritte wegen anzuklagen — sie klagt nur ihr Geschick an, das eine Kette von Täuschungen und unverschuldeten Unglücksfällen sei.

Manche dieser sogenannten Schicksalsopfer erhalten sich auf der Oberfläche und wissen wenigstens den äußeren Anstand zu bewahren. Einigen gelingt es sogar, sich durch die „Poesie des Witwenstandes“ zu idealisiren und sich eine romantisch gefeite, Achtung gebietende sociale Position zu erringen. Viele sinken jedoch bis an den Abgrund sittlicher Corruption, sie begannen als Zimmervermieterinnen für Studenten und endeten als Zimmervermieterinnen für — das andere Geschlecht. —

Was ich mit dieser ernsthaften Schilderung bezwecken wollte? Theils ein kleines Musterbild bringen von der sprichwörtlichen Arbeitsscheu gewisser „unglücklichen“ Witwen, andererseits aber auch zeigen, daß es mit der angeblichen „Untröstlichkeit“ nicht gar so arg sei, und daß bald getröstet ist, was sich trösten lassen will. Oder begehre ich etwa einen statistischen Vapfus, wenn ich behaupte, daß unter hundert „untröstlichen Witwen“ $66\frac{2}{3}$ Percent als sattjam getröstet herumwandeln? Ich will den Dr. Glatter fragen.

Zwei Freikarten.

Nicht einmal die schwarzen Blattern können solch Unheil und solche Verwirrung in einer sogenannten „armen Familie“ anrichten, als — zwei Freibillete zu irgend einem „geschlossenen“ Ball. Es gehört demnach nur ein Zug Aeronischer Grausamkeit und Windischgrätz-Hannauischer Brutalität dazu, an

Leute, denen es sozusagen an allen Ecken und Enden fehlt, die Zimmuthung zu stellen, die theuren Freunden des parquetirten Paradieses, in welchem etwa auch noch einer der „Sträuze“ die Schlange spielt, zu kosten, und sie zu Opfern nöthigen, an die sie ohne das Danaergehenk der verführerischen „Freibillete“ all ihr Lebtag nicht gedacht hätten.

Nehmen wir ein Beispiel. Du bist so unvorsichtig, oder vielmehr rücksichtslos, einen Deiner Jugendfreunde und Studien-genossen, dormaligen „armen Teufel“, den Amtsausscultanten K., bei einem zufälligen Zusammentreffen und nach der stabilen, an Dich adressirten Haschingsfrage: „Nun, schon viel getanzt?“ und nach dem gleichfalls permanenten Stoßsenfzer eines obligatorischen, abgebehten Ballreporters — nun selbst zu fragen, ob er vielleicht einen Ball besuchen wolle, und händigt ihm unter Einem ein paar Karten ein, mit der Versicherung, daß es „dort“ außerordentlich hübsch sein werde. Der Andere nimmt dankend und freudigen Auges die Gabe an und Du entfernst Dich, unbekümmert um das fernere Geschick Deines nun in tausend Nöthen befindlichen Freundes, nicht ohne ihm auch noch die landläufige Phrase nachzurufen: „Grüß mir Dein liebes Weibchen — und unterhaltet Euch Beide recht gut!“

Ghrlich gesagt, wie schlecht ist es von Dir, so brave und ordentliche Leute in's Unglück zu stürzen, und wie wenig unter-scheidest Du Dich von dem geschichtlichen falschen Freund Iago, der die notorisch „gute Haut“, den Herrn General Ethello, auf Dinge aufmerksam machte, auf die dieser bei seiner aufreibenden strategischen Beschäftigung und stadtbekannten Naivetät wohl nie gekommen wäre, aber einmal in Kenntniß des Ungeahnten, in namenloses Glend gerieth. Freilich that Iago das Seinige nach einem teuflischen, wohl angelegten Plane, während Du nur unüberlegt gehandelt, allein, daß Du Deinem Freunde ebenfalls Gult in's Ohr getraufelt und den Aermsten ebenfalls hilflos neben laßt, das macht Dich und Deine That ebenso verwerflich, wie das Gebaren jenes venezianischen Vahnrichs.

Nichtlos? Jawohl, denn zwei Freisarten zu einem „eleganten Ball“ und hier Nichts und Alles. Sie sind in ihrem nominellen Werthe Nichts im Vergleiche zu den endlosen kostspieligen Verdummten einer Familie, die für einen Ball nicht „hergerichtet“

ist, und sie sind Alles, um die schmerzlichsten Scenen im Gefolge zu haben und vielleicht sogar den ehelichen Himmel zu trüben. Wenn Du nun als Versucher in solche Kreise trittst und die Lockspeise, die Brosamen zweier Eintrittskarten, auf den leeren Tisch legt, so wäre es eigentlich Deine verdamnte Schuldigkeit, die unabweislichste Menschenpflicht, Deine kümmerlichen Gaben zu ergänzen und Deine Schützlinge insofern in Schutz zu nehmen, daß Du ihnen keine unerschwinglichen Lasten auferlegst, vielmehr die „Ball-Opera“ selbst trägst, mit anderen Worten: das Fehlende vom Claquehnt bis zu den Lackstiefletten, von der Coiffure bis zu den weißatlassenen Ballschuhen sammt allen übrigen Toiletteabgängen und costümlichen Deficiten, nebst dem üblichen Fiaker in und vor das Haus stellst, und schließlich sogar für die kleinen Ballettexpensen, wie Souper, Garderobe- und Sperrgeld &c. &c., ein approximatives Pauschale bewilligt, Alles nur, auf daß Deine Protégés zu keinen unpräliminirten, unbedeckten — unfundirbaren Auslagen verleitet würden. Thust Du dies nicht, so werden Deine zwei kärglichen Freikarten für die Beschenkten zu zwei Besicatorien, die ihnen in dem mühselig geordneten Budget vielleicht für ein ganzes Jahr und darüber, die brennendsten Blasen ziehen.

Fast zehn Jahre sind es, daß die Gattin unseres Conceptmartyrers keinen Ball besuchte und in keinem Seidentleide paradierte. Letzteres geschah überhaupt nur einmal, als sie nämlich dem „kleinen Beamten“ mit den großen Hoffnungen die Hand reichte, der die Schwüre seiner ewigen Liebe mit den Versicherungen einer „demnächstigen“ Gehaltsaufbesserung oder unzweifelhaften Statusregulirung zu versüßen wußte. Ach, von all diesen melodisch klingenden Gelöbnissen erwiesen sich nur die Bethenerungen einer perpetuirlichen Zuneigung für seine angebetete Emma als echt, das Uebrige verschwand in nebelhafter Ferne oder tauchte als trügerische Fata Morgana in den Coupletstrophen der Vocalpossen und Volksjäger sporadisch empor. Das Pärchen besand sich deshalb — der Diätenklasse angemessen, nicht im Ueberfluß, es lebte „schlecht und gerecht“, und als gar des Himmels Segen in Folge einer Reihe von fruchtbaren Jahren die Stube bevölkerte, da war selbstverständlich Schmalhaus Küchenmeister und es verging den Leuten sowohl die Lust nach einem Walle, als der Ge-

danke, in einer rauschenden Seidenrobe einherzustoßziren. Man blieb hubisch im Rattunkleide.

Nun naht der Versucher mit den zwei Ballkarten. Während die Suppe aufgetragen wird, langt sie der Glückliche aus seiner Tasche und legt sie seinem Weibe auf den Teller. „Da sieh' mal, was ich bekommen! — Das soll heuer der glänzendste Ball der Saison werden. Emma! wie wär's, wenn wir die Geschichte mitmachen, ich möchte für mein Leben gern wieder einmal mit Dir tanzen!“

Wie das so unverfänglich aussieht, wie sich das so lieblich hört! Wieder einmal mit ihr tanzen! Für sein Leben gern! Und die Möglichkeit ist ja vorhanden, die Ballkarten sind da, man braucht sie nur zu benützen. Aber die Angeredete ist klüger als der Redner; sie nimmt wohl die zwei lithographischen Prachtemplare in die Hand, sie liest und liest und in ihrer Seele dämmern holde Erinnerungen auf und ihre Wangen überzieht eine leichte Röthe, aber sie schüttelt sanft das Haupt und erwidert mit einem fast wehmuthigen Lächeln: „Freilich kann es schön werden, aber . . . aber für uns ist es nicht!“ —

Jetzt ist Feuer im Dach. Der Resürte umgürtet sich mit dem ganzen Stolge seines k. und k. Beamtenbewußtseins, schnell vom Sessel empor, wirft den Kopf in die Höhe und fragt in leidenschaftlicher Erregung: „Warum ist das für uns nicht?“

„Weil es nicht paßt!“ — „Warum paßt es nicht? Hab' ich mich vielleicht zu schämen? Nehme ich nicht, wenn auch nur eine beiseidene, so doch eine geachtete Stellung ein? Wißt Du nicht immer noch ein hubisches Weib? (Sie errothet und schüttelt abermals das Köpfchen.) Was heißt das also: Es paßt nicht für uns? Aber so bist Du! Wenn ich Dir eine Freude bereiten will, so weist Du sie kalt zurück. So ein schönes Nest! Tausende würden sich glücklich schätzen — uns kostet es nicht einmal einen Heller . . .“

„Nacht, sei kein Müd und überlege, was Du sprichst! Weißt Du, was zu einem Valle gehört? um nur halbwegs —“

„Was zu einem Valle gehört? Nun? Was gehört denn dazu? Hast Du nicht Dein blaueid'nes Kleid? Hast Du nicht . . .“

„Was habe ich sonst noch? Nichts! —“

Nun merke es Dir, freundlicher Leser und nachsichtige Vetterin: Ein beidenes Braunkleid oder ein schwarzer Grad in

dem Depositorium eines kleinen Haushaltes wird stets zum Unheil, wie das goldene Rieß in Jason's Haus; das vermeintliche Prachtstück wird zum Verhängniß, denn es wird immer und immer wie Banquo's Geist citirt, man weist erforderlichen Falles immer, wie auf einen noch unbehobenen Schatz, nach dieser Hilfsquelle, aber — ziehst Du das Kleinod an das Tages-, respective Abendlicht, so fühlst Du Dich innerlich zerfchmettert ob Deiner äußerlichen Niederlage.

Auf das kleinnüthige „Nichts“, mit dem die arme Frau ihre peinlichen Geständnisse schloß, folgt eine drückende Pause. Die Suppe ist kalt geworden und bleibt unberührt. Auch die folgenden „Gänge“ werden nicht beachtet, nur die Kleinen werden in Eile abgefüttert, die streitenden Parteien jedoch zeigen eine gänzliche Appetitlosigkeit. Wie thöricht, sich die Mahlzeit, zweier Freibillete wegen, zu verderben und Zwietracht in's Haus zu bringen. Aber die Debatte ist noch nicht beendet. Der mit Blindheit geschlagene Gemahl, in den plötzlich der Ballstempel gefahren, und der nun mit großen Schritten das Zimmerchen durchmaß, oder mit schweren Zeuzern in den Schlafsessel sich warf, meldet sich abermals zum Wort und wiederholt wie der unermüdliche Cato seinen Antrag.

In dieser verzweifeltsten Lage greift die Gepeinigte zu einem verzweifeltsten Mittel und richtet, wenn auch im herzlichsten Tone, die vorwurfsvolle Frage an den Peiniger: „Ja, bist denn Du in All und Jedem für einen so glänzenden Ball — vorbereitet?“ Das ist Del in's Feuer! „Was vorbereitet?“ schallt es von der anderen Seite. „Hab' ich nicht meinen schwarzen Frack, der noch . . . genug, ich will's und nun kein Wort mehr!“ — „Noch Eines, was ist's mit den Kindern?“ — „Die wird die Großmutter hüten!“ — Damit sind die Amendements erschöpft, die Debatte ist geschlossen und es bleibt jedem Einzelnen überlassen, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Ach, die Vorbereitungen! Das ist's ja eben, was die Läden erst recht sichtbar werden läßt und die Betreffenden mit ungeahnten, selbst geschaffenen Sorgen erfüllt.

Nun gibt's in dem kleinen Haushalt alle Hände voll Arbeit. Das bewußte blaue Seidentleid, das als Unicum der Gattung fast melancholisch in der Commode hing, wird hervorgehucht.

Trübseliger Anblick! Form und Schnitt und Aufputz sind für heute ein schreiender Anachronismus, zudem ist die Farbe so abgeblunden, so verblasst, so glanzlos. Auch der Frack, der dem Grabe des anderen Schrankes entsteigt, erscheint in seinem Baue wie eine Reliquie aus längst verschwundenen Zeiten, ja untergegangenen Jahrhunderten, aber er erhärtet auch zugleich durch die fremdartigen Conturen der Schöße die Lehre von dem Unbestand alles Bestehenden, d. h. der Wandelbarkeit und des reichen Umschlages irdischer Moden. Diese beiden ehrwürdigen Hochzeitstrophäen sind nun die Grundpfeiler, auf denen der fabelhafte Aufbau der tadellosesten Toilette fortgeführt werden soll. Aber das weitere Material fehlt und man wäre mit seiner Weisheit beinahe zu Ende, wenn nicht zum Glücke plötzlich zwei rettende Gedanken die angsterfüllten Köpfe erleuchteten, welche Jedes für sich und im Stillen auszuführen gedächte, und zwar: Ein Rundgang zu Freundinnen und — ein kleines Anlehen.

Gedacht, gethan. Freundinnen sind in gewissen Angelegenheiten noch immer die beste Ressource. Sie plaudern wohl gerne das heimliche Anliegen aus, und tratscheln auch gerne und bringen Einen in die weitesten Mäuler, aber dieses bescheidenen Vergnügens wegen helfen sie auch gern, wo es zu helfen gibt, und hier war Hilfe in der That dringend nöthig. Und so machte sich denn die erzwungene Ballcandidatin mit klopfendem Herzen auf den Weg und machte hier eine Visite und dort, und allüberall war man der seltenen Erscheinung wegen überrascht, und es gab Mühe ob des endlichen Wiedersehens und Fragen tausenderlei Art. Aber der schlechten Schauspielerin merkte man es auch zugleich an, daß sie ein Anliegen im Hinterhalt habe. Und als sie so verlegen um sich blickte und fast zitterte, da drang man in sie, in die Jugendgepietlin, zu gestehen, mit was man ihr dienen konnte.

Auf solch liebeiche Fragen war eine Weichte natürlich. Und so unterbreitete denn die arme Frau seufzend die textlich netcompirte allerunterthanigste Bitte: ob es nicht möglich sei, ihr — da ne mit ihrem Manne irgendwo geladen, und da die Ausbattung für ein Vergnügen von einigen Stunden für sie doch zu kostspielig wäre, mit dieser oder jener Kleinigkeit aus dem reichen Repertoire der Toilettegegenstände der glücklicheren

Freundin auszuheilen. Mit Freuden! lautete überall die Antwort und man kramte seinen Besitz aus. Und so wurden denn hier eine seidene Mantille und dort eine Schleife und einige Bänder, hier ein Blondhäubchen und dort ein Paar Atlaschuhe, hier ein Batisttuch und dort Ohrgehänge u. s. w. u. s. w. als freundschaftliches Darlehen unter Küffen und Händedrücken in Empfang genommen, und die Beladene entfernte sich, verwirrte Dankfagungen stammelnd. Die Freundinnen jedoch beeilten sich allfogleich, gegenseitige Visiten abzustatten, es gab ein Gelächern und Zischeln, wie schlecht es der Emma seit ihrer Verheirathung gehen müsse, weil sie nicht einmal solche Kleinigkeiten sich anschaffen könne, und wie unerklärlich es sei, daß „derlei Leute“ doch noch einen Ball besuchen mögen. Freund X. hingegen schloß mittlerweile zur Bestreitung der currenten Auslagen und Ergänzungen seiner Toilette das Anlehen ab: dreißig Gulden auf sechs Monate, zu zwölf per mese, mit dem Giro zweier Collegen und dem Gehaltbogen als Pfand.

So kommt denn der von einer Seite heißersehnte, von der anderen gefürchtete Ballabend heran. Ein frugales Abendbrot sollte nicht nur die Grundlage, es sollte vielmehr die vollständige Wegzehrung und die complete Verköstigung der zwei Ballkaien sein. Und es war es auch. Die Kleinen sitzen staunend bei Tische, ob der fremden Herrlichkeiten, die seitwärts ausgebreitet liegen und von der erfahrenen Großmutter kopfschüttelnd geprüft werden. Endlich naht die entscheidende Stunde. Man kleidet sich schweigend an. Nur der Herr Gemahl intonirte zeitweilig einige Flüche über dieses oder jenes mesquine Knopfloch oder eine fatale Falte im Hemde, das nicht von Batist ist. Man ist fertig. Emma sieht nach der Versicherung ihres freudestrahlenden Karl „zum Küffen schön“ aus, und er applicirt ihr auch zur lauten Bekräftigung seiner Lehrmeinung ein paar innige Küsse. Auch die Kinder sind der Bewunderung voll und betasten mit rührendem Stolz das herrliche Seidenkleid. Der Wagen fährt vor. Es ist der Neunhundertneunundneunziger, mit dem Karl schon seit fünf Tagen unablässig unterhandelt, der aber schließlich doch eingewilligt, für sechs Gulden die Nacht zu opfern „obwohl der Habern so theuer und a Viechläften is“. Nun kommt es zu den endlosen Umarmungen, der Einschärfung der

Vorsichtsmaßregeln wegen des Lichtes, der nöthigen Instruction über die etwaigen nächtlichen Bedürfnisse der Kleinen, und sonstige leicht mögliche Vorfällenheiten, und man entfernt sich, wobei sich Emma die Augen trocknet. Beim Thore angelangt, erinnert sich Karl, die verhängnißvollen Karten im Kasten liegen gelassen zu haben, eilt über die finstere Stiege zurück, stößt sich den frisch gebügelten Hut an dem Mauerwerk ab, flucht nochmals über sein Mißgeschick, worauf endlich die mühevollen Expedition von Statten geht. Ohne ein Wort zu sprechen, langt man am Orte der Bestimmung an.

Hundert Wagen halten längs einer weiten Strecke bis zu dem festlich erleuchteten Thore. Frostdurchbebt, gelingt es dem Pärchen vorzufahren, man steigt aus und schreitet einigermaßen zaghaft über die mit kostbaren Blumen reich geschmückten Stufen empor. Man legt die winterliche Umbüllung ab und tritt in den Vorjaal, wo das Ballcomité in vollständigster „Auschußweise“ die Ankömmlinge empfängt und sie mit kritischem Auge mustert. Verstehen sie vor diesem unerbittlichen Mesopag? Karl, momentan consternirt, hat die feierliche Stimmung wieder gefunden, er tritt seinen Schrittes, sein „wunderjauberer“ aber zitterndes Weibchen am Arm vor, man verneigt sich und sie sind im Saale. Ach, warum so plötzlich! — —

Den Beiden flimmert es vor den Augen. Der ungewohnte Glanz der zahllosen Flammen blendet sie, das Parquet ist spiegelglatt und die Blicke der Anwesenden bohren sich wie Dolche in ihr Inneres. Nicht um ein Königreich hätten sie es gewagt, durch die Mitte des Saales zu schreiten, sie biegen unwillkürlich seitab und schleichen mit vorsichtiger Bedächtigkeit an den Pfeilern vorüber, nach einer traulichen Nische, froh, hier ein Plätzchen zu finden, wo sie möglichst unbemerkt und unauffällig die „Freuden einer Ballnacht“ genießen können. Zu diesem Amte haben sie lautlos eine geraume Weile.

Der Cotillon beginnt. Karl erhebt sich und ergreift die Hand seiner Gattin. Sie zaudert, aber er ermutigt sie und sie vollzieht sich in den aufgestellten Reihen. Das Pärchen benimmt sich etwas ungelent und dankt innerlich dem lieben Himmel, als die schwere Production ohne gar zu grelle Augtäuschalle zu Ende ist. Nun promentirt man im Saale, unser Paar natürlich

hübsch bescheiden an den Seitenwänden. Welche Pracht, welcher Glanz, welche schimmernden und flimmernden Toiletten! Unbeachtet wandeln die Zwei an den schön geputzten weiblichen und männlichen Notabilitäten vorüber und haben auch Gelegenheit, den üblichen „Kranz reizender Damen“ zu bewundern. Keine Seele bekümmert sich aber um die Beiden, Niemand spricht mit ihnen, nur ein Aufwärter beginnt mit Karl ein ziemlich familiäres Geplauder, bis ihm dieser den Rücken kehrt. Nun fällt ihr Blick in den Spiegel. Sie ordnen sich Dies und Jenes und haben Müße, auch sich zu bewundern. Wie kommt es, daß sie plötzlich keinen Gefallen an sich finden? Ihre Toilette ist zwar nicht, wie der triviale Wiener Ausdruck lautet, „schösel“, aber so unendlich . . . antiquirt, so „unzusammengehörig“, so sehr das Gegentheil von dem, was man „brillant“ nennt, ja eine innere Stimme sagt ihnen sogar, daß die Geschichte etwas „zusammengestoppelt“ ansähe.

Da fühlen sie sich mit einem Male gedemüthigt, sie fühlen sich vereinsamt und fühlen, daß sie nicht hierher gehören. Es dünkt ihnen, als ob die Genese jedes einzelnen Stückes, das sie am Leibe tragen, allseits verlautbart wäre, und selbst das Rainszeichen der zwei „Freibillete“ wie ein Brandmal auf ihre Stirne gedrückt sei. Mit einem verständnißinnigen Wacke und ohne vorherige Verabredung theilen sie sich nun ihren einzigen Wunsch mit und der lautet: „Gehen wir!“ Und sie gehen . . .

Es war eine langweilige Heimfahrt. Schweigend und in sich gefehrt saßen die Beiden im Fond des Wagens und hüllten sich kräftelnd in ihre alten Mäntel. Zu Hause angelangt, seufzten sie auf, als ob ihnen ein Centnergewicht von der Brust genommen wäre, und sie waren überglücklich, Alles in bester Ordnung zu finden. Die Kleinen schliefen nämlich den gesündesten Schlaf und die brave Großmutter saß bei dem flackernden Tellämpchen und las im — Telemach. „War es schön?“ frug die Matrone. „Sehr schön!“ war die Antwort, worauf sie sich schweigend entkleideten und zu Bette begaben.

Ob sie schlafen konnten? Ach glaube nicht. Vielleicht fühlten sie erst jetzt das kleine Niasco, das sie erlebt und sich selbst geschaffen, jedenfalls aber, daß die zwei Freibillete der Mühe und Opfer und Selbstdemüthigung nicht werth waren, und daß

sie bei einigem Nachdenken ein paar Wochen lang an einem „Gemüthsfaßensjammer“ zu laboriren hätten. — Nun, „edelmüthiger“ Leser, sei denn Du so barmherzig, „derlei Leuten“ keine „Dreibillete“ zu geben, besonders solchen nicht, die nicht so flug sind, sie weiter zu verschicken oder — lächelnd ad acta zu legen.





V.

Wiener Blut.

Unsere Lehrbuben.

Nach meinem Dafürhalten gibt es in Wien doch nur zweierlei Nationalitäten in der bloßfüßigen Diätenclasse des vielköpfigen Lehrbubenstandes: den „reinen“ Czechen und das unverfälschte „Wiener Blut“. Alle übrigen Völkerstämme und Racen des gemeinjamten Vaterlandes sind in dieser vielgebeutelten Menschenbranche in Wien nur sporadisch vertreten, denn mir wenigstens ist beispielsweise auf dem hiesigen Pflaster noch kein illirischer oder polnischer Lehrbub' begegnet und ich hörte auch bisher nur die zwei (übrigens gleich unmachahmlichen) Idiome aus Czasslau's oder des Mserbachs Revieren, wenn in einer bewegten Debatte den Betreffenden „lange Reden von den Lippen flossen“. — Nebst diesen zwei Hauptsprachen des Christenlehr-Publicums wird freilich noch ein Separatdialect, nämlich von den acclimatisirten jugendlichsten Czechen das Rothdeutsch, vulgo „Böhmateln“, als Umgangssprache für Röhrbrunnen und Greißler in Anwendung gebracht; allein diese Versuchsgermanen gravitiren doch wieder nach der weittläufigen Nation der „Wenzelsbrüder“ und ich halte deßhalb an meinem culturhistorisch-statistischen Dogma fest, daß es in Wien nur zweierlei Lehrbubengattungen gibt: den „böhmischen Buben“ und das „Wiener Kind“.

Diese Nationalitätencheidung ist nicht ohne Wichtigkeit, weil sie die Doppelnatur des hiesigen Lehrbuben erläutert, und nicht

nur zur Charakterisirung der einzelnen Individualität und der heterogensten natürlichen Anlagen dient, sondern auch manche Räthsel des öffentlichen Verkehrs und der Werkstätte löst.

Schon die oberflächliche Bezeichnung „Lehrbub“ (im Schön-deutschen: Lehrling oder Lehrlinge) verfinstlicht den Begriff und laßt uns eine Species zweibeiniger, mit menschlichen Neigungen und Bedürfnissen, ja selbst mit allgemeinen menschlichen Fähigkeiten ausgestatteter Geschöpfe ahnen, welche theils als Novizen des Anieriens, theils als Eleven der Nobelbank oder des Bügel-eisens, oder als Practicanten des „Malterschaffels“ u. s. w. in die ersten Geheimnisse ihrer respectiven Profession einzuweihen sind, bevor sie als reif erklärt werden, um z. B. für einen Buckeligen einen Tract anzumessen oder sonstige gewerbliche Meisterhände zu vollenden.

Der „Lehrbub“ wäre deshalb eigentlich nur ein Geschäfts-zugling und seine Aufgabe die: durch eine bestimmte Anzahl von Jahren sozusagen an den Brüsten der Kunstweisheit zu saugen und die Offenbarungen des Zuschneidens u. unter der „leitenden Hand“ des kundigen Gesellen in sich aufzunehmen, mit einem Worte: die Grundzüge der erwähnten Nachwissenschaft auf dem Dreifuß oder „Wertelbank“ zu fundiren. Das wäre nun, wenn auch gerade nicht amüßant, so doch nicht um verzweifeln zu müssen, oder sich mittelst einer Rebschnur oder eines Sprunges vom Schanzel aus in ein besseres Jenseits zu befördern; aber die Mission des Wiener Lehrbuben ist eben eine ganz andere.

Es geht die sinnige Volkslage, daß einst der Teufel, als er am ungeberdigten gewesen, nahe daran war, vernurtheilt zu werden, sein wohlgeheiztes Domicil verlassen zu müssen und in irgend einer Gestalt ein Jahr lang in diesem frostigen irdischen Zammerthale zuzubringen. Der geangstigte Teufel hat nun mit aufgehobenen Händen um die eine Gnade, wenigstens nur nicht als „Diaterpferd“ oder „Wiener Lehrbub“ seine Strafzeit verbüßen zu müssen. Dieser hübsche Mythos erkart zur Genüge das Los des Wiener Lehrbuben.

Der „Wiener Lehrbub“ ist nämlich meist alles Andere, nur kein Lehrling in seinem Geschäftszweige, und theilt mit dem ihm assimilirten Wügelchopie, dem Diaterpferde, das Geschick, bei schlechter Noth fortwährend auf den Füßen sein zu müssen und

unablässig — geprügelt zu werden. Seine Lehrzeit umfaßt deshalb eigentlich nur das Studium, welche Nationalitäten unter seinen Vorgelehrten und Gefellenchefs ausgiebiger zu „benteln“ verstehen, und ob das „Kopfstückel“ eines wüthenden Hannauers intensiver wirkt, als der Rippenstoß eines Breslauer's, oder ob der Puffer eines besoffenen Lippe-Dehmolders mehr schmerzt, als die „Backpfeife“ eines grollenden Thüringers. Der Wiener Lehrbub hat, wenn die Vorlagen seiner Tagesordnung erschöpft und er auf dem Dachboden, in einer Kellerspelunke oder einer Küchenstellage, für ein paar Stunden auf einer Strohmattlage das Nachtlager aufgesucht, die Tags über gemachten Erfahrungen überdenkt, und die abermals gewonnenen Resultate dieses Lehrplanes nachzählt, einen in seinen Details zwar bunten, in seiner Hauptsache nach aber doch einfachen Ueberblick: zwanzigmal bei den Ohren, zehnmal bei den Haaren gerissen worden, einundzwanzig Ohrfeigen, darunter sechs doppelte, vierzehn Faustschläge in's Genick, fünf Fußtritte zc. zc. erhalten. Schlußergebniß: Wieder nichts gelernt, aber viel geprügelt worden! —

Die Beschäftigung des Wiener Lehrbuben ist nämlich eine vielseitige und abwechselnde. Er hat früh Morgens beim ersten Hahnenruf die Milch für die „Herrschaft“ und den Schnaps für die Gefellen zu holen, er hat Holz zu spalten, Stiefel zu putzen und ähnliche kleine Proben seiner Anständigkeit und Brauchbarkeit abzulegen. Später holt er nochmals Schnaps, dann Schnaps und Speck, aber während er mit der Gefellenverproviantirung noch vollauf beschäftigt, und eben mit einem, unter der Primsenkäse-, Würstel-, Schusterlaibl- und Bierfrüglast ächzenden Tragbrette in die Werkstätte tritt, erhält er schon unter der Thüre von der feisenden Meisterin eine „Dachtel“, der ein Duplicat des Meisters folgt, weil der „faule Mistbub“ nirgends zu finden gewesen, und die zwei jüngsten Sprößlinge des Lehrherrn, die ganz der Ebhut des Vielumworbenen anvertraut sind, bereits ihr schreiendes Morgenconcert begonnen hatten.

Nun legt er die Rolle des Frühstückgammels zurück und tritt in das ältere Charakterfach des Rindsweibes über. Er hat den einen plärrenden Nachwuchs auf den Armen zu schaukeln und den anderen noch in der Wiege befindlichen mit dem Fuße zu „hutschen“. Aber die kleinen Säger beenden ihre schmetternden

Soll'eggien leider nicht. Dem geplagten Mo rinnen die hellen Schweißtropfen über die Stirne, er schaukelt und hutstcht und hutstcht und schaukelt, ja er beginnt in seiner Herzensangst sogar ein Wiegenlied zu präladiren, oder auch ein Couplet der Mte, daß er vom Altgejellen gehört, aber es hilft nichts, seine ebenjalls schon hungerigen und durstigen Zöglinge schreien aus Leibeskräften fort, bis die erzürnte Meisterin aus der Küche in's Zimmer stürmt, und dem ungeschickten Burschen, der die Kleinen so lange schreien läßt, ein paar tüchtige Kopfstückeln verjett.

Nun beginnt das Stiefel-Intermezzo. Die die Schule besuchenden Kinder erheben ein Höllenpektakel, weil ein Stiefel oder ein Schuh noch nicht gewichst sei. Der Meister hört die schwere Anklage, er findet, daß hier nur die Bosheit des faulen, nichtsnutzigen Schlingels den schlimmen Streich gespielt, er ergreift das corpus delicti, den ungeputzten Stiefel, und schlägt ihn dem Verbrecher ein Viertelduzendmal um den Kopf, worauf er die normale Züchtigung auf der Reversseite des Märtyrers erecentirt wird.

Das ist so die Ouverture zu dem Tagesdrama eines „ordentlichen“ Wiener Lehrbuben. Es ist nun möglich und hoffentlich sogar wahrscheinlich, daß Einzelne einer sanfteren und delicateren Behandlung sich erfreuen oder erfreuten, und nicht einmal zu der ublichen, jaß legalen „Aufreißung des Haarbodens“ condemnirt werden oder wurden — aber die Mehrzahl dieser (freilich schmutzig) weißen Slaven, dieser Opfer eines barbarischen Werkstatt und Mäthen Reglements hat diese Prügeljchule unjstreitig durchzumachen. Denn es gibt Meister und Gejellen, die gerade deshalb dem Prügelinßtem anhangen, weil — sie selbst, wie sie gehen, seinerzeit „genug“ geprügelt wurden.

Und nun beginnt das eigentliche Mußstück, dessen Entr'acte wieder nur mit „Prügeln“ ausgefüllt werden, dessen Mußst flutjchende Mantjchellen und dessen Ausstattung blutige Ehren und ausgerißene Haarbuschel bilden. Der Lehrjunge hat die Eintaute für die Mude zu besorgen, er muß, um zwei Kreuzer Kengewurz zu holen, oft fünf Stodwerle auf und absteigen und hat diese Leibesbewegung auf Verlangen nach Zafran um drei Kreuzer, und später bei dem plößlichen Bedarf von einem halben Zentel Milchtrahm fortzuweisen. Er hat Holz und Wasser zu

schleppen und die Kinder in's Freie zu tragen, er hat die Geschäftswege zu verrichten und dem „Herrn“ das Essen in die Stadt zu bringen, er hat hinausgesetzt zu laufen und zu schaffen, er ist das unentbehrlichste Facionum der „gnä' Frau“ und der Gefellen, er ist das lebendige *Perpetuum mobile* des Hauses, und galoppirt nebstbei doch auch durch alle Vorstädte. So vergeht der Tag, die Woche, der Monat, das Jahr — die Jahre. Seine Erholung besteht darin, daß er Sonntags ein Rinderwagerl in den Prater oder auf den Galizinberg zu ziehen, oder ein müdes oder launenhaftes Kind auf dem Rücken stundenweit zu transportiren hat.

Nochmals, so vergehen die Jahre! Endlich kommt die Zeit der Freisprechung und sein Lohn für vier- und fünfjährige Dienste: das Freigewand. Hat er nun einen herz- oder gewissenlosen Meister, so entledigt sich dieser selbst dieser winzigen Verpflichtung und jagt den armen Teufel vor seinen „Rigorozen“ unter irgend einem beliebigen Vorwand davon, und der um sein sauer verdientes „Freigewand“ also Betrogene hat, will er kein Vagabund, kein Dieb, kein „Strizzi“ werden, die ganze Brügelfrolle-Laufbahn an einem anderen Orte auf's Neue durchzumachen. Aber gesetzt den Fall, der Meister ist so „edelmützig“ und läßt die feierliche Function der Freisprechung vollziehen, und beglückt den Vielgeprüften mit der Donation eines adaptirten schwarzen „G'wandels“, so wird er sich doch hüten, den zum Gefellen avancirten Burschen zu behalten, da dieser, wie er nur zu gut weiß, bei ihm für das Geschäft nichts gelernt hat und erst jetzt irgendwo sein Metier zu erlernen hat. Natürlich gibt es auch in dieser Beziehung einzelne lobenswerthe Ausnahmen, aber der national-ökonomische Grundsatz, daß der billigste „Dienstbot“ ein Lehrbub ist, hat seine Berechtigung.

Wenn aber der Humanist die vorsorgliche Frage aufwirft, wie es selbst dem abgehärtetsten Habitus möglich sei, aus den Fährlichkeiten einer derlei vier- bis fünfjährigen Passionsgeschichte unverfehrt hervorzugehen, so weiß ich keine andere Antwort, als: daß das Naturell des — ganz eigenthümlich organisirten Lehrjungen im Allgemeinen ein so glückliches ist, daß das Schicksal es immerhin riskiren kann, auf ihn nach Herzenslust loszynpanten. Uebrigens hat der passive Theil ebenfalls seine Waffen, und in

der Wahl und im Gebrauche der Waffen tritt dann der Unterschied der beiden Nationalitäten am merklichsten hervor.

Der „böhmische Wua“ — wie der abendländische Einwanderer, der mit einem Rudel nationaler Kollegen durch einen „Dorfweibel“ bei der Ladorlinie hereingebracht und in den ersten Gaßentladen geschoben wurde — von seiner feindlichen Umgebung genannt wird, schweigt in speculativer, meist untrüglicher Berechnung der einstigen Revanche, wenn „die Pfeil“ und Schleudern des wüthenden Geschicks“ in Form der energischen Schopßbeutler zc. auf ihn losstürmen. Er verschließt vorläufig in seinem rachebrütenden Schädel die hämißesten Pläne, aber wenn der Moment der Wiedervergeltung naht, dann kommt seine Individualität zum Durchbruche, er schleicht wie ein heute suchender Tiger Nachts in die Küche, er öffnet mit geschickter Hand das „Speiskastl“, er ergreift sein Opfer in Gestalt einer Ertramurrt oder eines Schintenbeines und schiebt Tags darauf die verruchte That auf die Köchin oder ihren kriegerischen Ananten, oder gar den Hauskater.

Oder er rächt sich für die erlittene Unbill an der Menschheit überhaupt, durch einige Kunstgriffe beim nächsten „Anmänerln“, bei „Kopf oder Wappen“, oder wie die Hazardspiele im Rayon des Stärkmachersteges heißen, und sprengt triumphirend die Bank, behebend in somdisoviel Zechjerln.

Oder er hegt — natürlich immer nur in der Absicht, sich „an der Menschheit überhaupt“ zu rachen, die teuflische Ambition, irgend einen prugelsüchtigen Gefellen bei „Madel jeiniges“ unter Verichterstattung haarsträubender Vorfallenheiten anzuschwarzen und die Geschichte kennt solche Beispiele — den Verdrangten selbst zu erziehen. Denn Rache ist juß! —

Anders das leichte „Wiener Blut“. Der präsumtive Deutschmeister greift in seiner Aspirantenperiode, wenn noch der Ameriem über ihn geschwungen wird, zu seinen schwächlichen Rachemitteln. Er wird, weil er in steter oratorischer Opposition, zwar noch mehr geprugelt, als sein geschmeidiger nationaler Antipode, dennoch beibraukt sich sein ganzes Wiedervergeltungsmotum auf die Ausflügelung einiger lustigen Streiche, wodurch etwa die „Wagurn, d'Kasserin“ ihre „Strampi“ kriegt“, oder „da Alte im Gurn um a paar Zeil Sturm“ mehr trinkt, als

gewöhnlich, „fuchsteufelswild“ die häuslichen Penaten aufsucht, und „'s Weib“ und die Kinder prügelt. Diese zu Zeiten vielleicht sogar erspriessliche Gemüthsemotion seiner Feiniger ist die ganze Revanche des Original-Wiener Lehrbuben, der nichts von gemeiner Rache weiß, selbst seinem brutalsten Widersacher keinen nachhaltigen Schaden zuzufügen strebt und höchstens einen drolligen Schabernack und zur Abwechslung noch einen Schabernack erfindet.

Dennoch dürft ihr auf die Gutmüthigkeit und Versöhnlichkeit des Wiener Lehrbuben nicht zu viel sündigen. Er hat eine furchtbare Waffe: den Witz, und seiner schneidigen Dialectik fiel schon so mancher geschniegelte Dandy zum Opfer. Das Herz des Wiener Lehrbuben sehnt sich auch nicht vorzeitig nach „Liebe“, wie das des schmeichelnden czechischen Amorofo — „a Heß“ mit einer bärbeißigen Cebstlerin, „a Cigarl“ und eine Gratisfahrt in die Stadt als „blinder“, rückwärtiger Passagier eines solchen Fiakers, ist ihm trotz aller möglichen Peitschenhiebe tausendmal lieber, als die „Dummheiten“ unter'm Hansthör mit einer vacanten Mariauka. Dazu, das fühlt er, hat er noch Zeit und das Versäumte wird er noch einholen. In seinem Elemente ist er jedoch, wenn er beim Röhrbrunnen die Schlachtordnung der aufgestellten „Schaffeln“, „Butten“ und Krüge in Verwirrung — oder auf der „Schleifen“ die Kette seiner „Vordermänner“ durch einen improvisirten Stoß oder Ruck wie Kartenhäuser zum Falle bringen kann.

Seht, dort schlendert der lustige Knirps dahin. Barfuß und barhaupt in drückender Hitze und grimmiger Kälte, zertumplt und zerrissen, zerzaust und zerpußt, hängt er sich wohlgemuth die fertigen Stiefel über die Achseln und pfeift, um das Knurren des Magens zu übertönen, ein festes Lied. Da liegt ein Cigarrenstummel, er hebt ihn auf, er bittet einen vorübergehenden martialischen Kürassierwachmeister um Feuer — der ist gutmüthig genug, ihm zu willfahren; der dreiste Purche paßt und paßt, endlich schreit er laut auf: „Es brennt, es brennt!“ und läuft davon. Alles ruft erschreckt: „Wo brennt's?“ Man redt die Hälse nach allen Rauchfängen, man wartet eine halbe Stunde auf die hervorbrechenden Flammen, bis man merkt, daß man — aufgefressen. „Ein dummer Schusterbubenwitz!“ murmelt die Gruppe und geht auseinander. Dumm? Versucht's, und seid bei so viel Ungemach noch so lustig, Ihr langweiligen Kopfhänger, Ihr! --

Wiener Bettler.

So paradox der Satz klingt, aber man kann ihn verstehen, wenn man sagt, daß es Leute gibt, die von ihrer Armuth leben. Von ihrer äußerlichen natürlich. Denn wie der geniale Schwindler von dem Scheine seiner Wohlhabenheit, seiner äußerlichen Eleganz, seiner gentilen Großmuth sich den meist nicht unbedeutenden Bedarf an Boutards und Regalias, ja selbst die übermüthige Dividende und Superdividende an Mustern und Clicquot heranschlägt, so weiß sein contrastirender Compagnon in dem Geschäfte der Duvirung, der hinwieder in der ungenirten Rolle des Bettlers, in der Maske der himmelschreienden Armuth, in der Grimasse des herzerreißenden Elendes zu brilliren versteht, sich das Melitum für den nicht minder bedeutenden Consum an Kleinschwehater und Tanziger, an Kostbraten und Gugelbupf, an schwarzem Dreifonig und Markersdorfer, mit vollster Sicherheit zu verdienen. Namentlich in Wien, der Weltstadt der — Gutmüthigkeit.

Ich habe bisher wiederholt die Gelegenheit benützt, die mir geboten ist, um für die Armuth, die unser Mitleid verdient, einen Appell an die Herzen meiner verehrten Leser und Leserinnen zu richten. Ich werde deshalb nicht mißverstanden werden, wenn ich der Unverschämtheit im Gewande der Armuth, der Heuchelei und Scheinheiligkeit, der Nichtsthuerei und Herumlungerei, der frechen Lüge, die mit dem erbettelten Kreuzer einen maskirten Diebstahl begeht, ebenfalls die verdiente Würdigung angedeihen lasse.

Wer sich für das Bettlergeschäft (als permanenten Erwerbszweig) entschließt, muß selbes, soll es von Erfolg „getrönt“ sein und die Mühe lohnen, rationell und mit Talent betreiben. Ich sage Talent, weil immerhin einige schauspielerische Beschäftigung dazu gehört, um der Rolle treu zu bleiben, ja um überhaupt nur das der eigenen Individualität und den natürlichen Anlagen zutragende Charakterisch aus dem großen Bettlerrepertoire sich anzupacken. Nicht Jeder taugt z. B. für die speciifische Rolle des „tochen aus dem Spital entlassenen“ brotlosen Webergeboten — nicht Jeder nur die des „armen Abchieders“. Nur einem gehört das unumgänglich nothige bleiche Gesicht, die

hagere Gestalt, Demuth und Zaghaftigkeit — und der Parfüm der „Weberschlacht“; für letztere: biedere Treuherzigkeit, ein zu-traulicher Ton, eine offene, wenn auch kurz angebundene Rede-weise und der soldatische Schnurrbart. Als ich vor einiger Zeit um Mitternacht aus der Druckerei ging, stand am Körntnerring ein baumstarker Mann, in Gesellschaft eines Weibes, das in eine „Gugel“ gehüllt war und am Arme ein wimmerndes Kind trug. Der Mann vertrat mir den Weg mit den rasch gesprochenen Worten: „r Gnaden! a armer Abhieder von Heß, der g'rad von St. Pölten awa kommt; 's Weib is krank, 's Kind hungri — kan Nachtlager, kan Bissen z'essen — — i bitt' unterthänigst nur um a Klänigkeit auf a Schalerl Suppen.“

Ich gab dem Manne, während das Kind jämmerlich zu schreien und das Weib zu stöhnen begann, was ich an Kleingeld besaß — es reichte hin für ein Strohlager und auf Suppe für alle Drei.

In einer der nächsten Nächte fand ich jedoch die „Joeben von St. Pölten Angekommenen“ noch immer an demselben Flecke und hörte, wie die Vorübergehenden mittelst derselben Anrede gebrandschatzt wurden; später stellte sich der Vagabund mit seiner rührend stöhnenden und wimmernden Staffage am Stubenring auf, ein ander Mal in der Jägerzeile u. s. w., immer wieder den gleichen Speech loslassend. Ist der Kerl kein Dieb an unserem Mitteleide?

Die Branntweinkneipen waren von jeher die Herbergen des faulenzenden Bettlergesindels. In neuester Zeit haben ihre Inassen sich eine neue Rolle zurecht gerichtet: den „armen Handwerksburichen“, und sind mit den nöthigen Requisiten für dieses Charakterfach auch vollkommen ausgerüstet. Diese Requisiten bestehen in ein paar zusammengerollten, mit Regen gefüllten Ranzen und dem mientbehrlichen Wanderstock. Diese Gegenstände liegen in der Hufelspelunte in einer Ecke, die Gäste spielen Karten und rauchen aus laugen Pfeifen. Sobald ein Paar das Mariagen nicht mehr freut und die „Stamperln“ geleert sind, stehen die Herren auf, werfen sich die Ranzen, für welche sie eine kleine Leihgebühr von zwei Kreuzer per Viertelsunde zahlen, über die Achsel, greifen zu dem „Wanderstock“ und gehen in's Geschäft. Das heißt, einige hundert Schritte — denn weit zu gehen, ist

nicht der Mühe werth, dann warten ja auch die Anderen auf die „Requisiten“. Ich kenne einen blauen und einen grünen, eigenthümlich geflickten Mantel und ein paar auffällige Knotenstücke, die besonders im Stubenviertel „jungiren“ und seit Jahr und Tag mindestens von hundert „armen Handwerksburschen“ benützt wurden.

Eine eigene Sorte von Bettlern (beiderlei Geschlechtes) und Bettelkindern hat früh Morgens in der Nähe des Domherrenhofes ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Die speculative Bettelindustrie hat nämlich ihre Augen auf die dortigen geistlichen Bewohner geworfen und wartet unter den Hausthoren auf die zur Messe gehenden violett gekleideten Passanten. Nun freut es mich, wenn diese hochwürdigen alten Herren von den für sie eigentlich doch unnützen irdischen Gütern einen winzigen Theil an die Hilfsbedürftigen abzugeben Willens sind, aber noch mehr würde es mich freuen, wenn die frommen Wohltäter sich nicht durch bigotte Scheinheiligkeit irre leiten ließen und Musterung unter ihren Schützlingen halten möchten. So aber werden diese freundlichen alten Herren täglich von demselben gleißnerischen, faulenzenden Gefindel überfallen und ausgebeutet.

Zu einem „Domherrnbettler“ und einer „Domherrnbettlerin“ taugt nicht Jeder und nicht Jede. Um sich einem gräßlichen und juristischen Gönner nahen zu können, darf der Petent nicht zerlumpt sein und nicht von Fäulnis riechen. „Abgeschabt“ und „dürftig“ kleidet ganz gut, am besten ein dunkler Rock bis oben zugeknöpft. Frauen müssen ein schwarzes Tuch und einen schwarzen Capuchon tragen. Der schwarze Ridicüle gehört für die Zeugnisse des Herrn Pfarrers und Hausherrn, einen beliebigen Todtenschein und die sonstigen zum Geschäfte gehörigen Documente. Später gibt man den gekauften Gugelbuck oder den Kaffeelucken hinein. Die „Domherren-Bettelkinder“ haben reinlich, wenn auch armelig costumirt zu sein; barsüßig macht einen elen Gindrud. Die Eltern liegen natürlich im Spital, von anstehenden Krankheiten wird jedoch kein vernünftiges Bettelkind sprechen. Die Männer müssen schließlich rasirt sein, um beim Anstand keine unangenehme Empfindung hervorzubringen, alle aber haben von der Güte Gottes, vom Jesulind zu sprechen, die oder da- ihnen heute Nacht erschienen und von einem edlen

Wohlthäter prophezeite u. j. w. Dieser Bettelposten scheint nicht uneinträglich zu sein, denn als Allerjeelen kam, hörte ich, wie einer der dortigen permanenten Supplicanten zu einem Gefährten sagte: „I muß morgen auf die Schmelz, i laß Dir mein Grafen für den ein' Tag, gibst halt zwa Zecherln her!“ —

Die fortschreitende Cultur, die alle Welt beleckt, hat sich selbstverständlich auch auf den Bettler erstreckt. Ein Bettler, der heutzutage in Fesken erscheint, ist ein Lump, der auf unser Mitgefühl keinen Anspruch hat; ein Bettler, der sich kratzt und Ungeziefer ahnen läßt, ist ein verlorener Mensch, von dem sich Alles mit Abscheu abwendet. So taugen auch häßliche Krüppel nicht an jeden Ort und ihr Geschäft blüht nicht an jedem Tage. Sie würden auch nicht überall gelitten werden und die Genossenschaft der Bettler überläßt ihnen deshalb die ersten zwei Novembertage und die Straßen zu den Friedhöfen.

Wieder eine andere Sorte ist der „würdige alte Mann“. Als ich vor einigen Jahren an einem Vormittage in einem der Vororte Wiens zu thun hatte, aber um eine Stunde zu früh kam, setzte ich mich in einem Gasthausgärtchen nieder und ließ mir einen Pfiff Wein geben. Als bald kam auch ein alter Herr in geblühtem Schlafrock, rothledernen Pantoffeln, gestickter Mütze, mit einer silberbeschlagenen Meerchaumpfeife und den sonstigen äußerlichen Attributen eines wohlhabenden Mannes. Er kam zu seinem gewöhnlichen Frühstück. „Hab' die Ehre, Herr v. A.“, rief der Kellner, „mit was kann ich dienen? Beuschel, Gollasch, Kostbraten, Schnitzel, kaltes Gansel?“ — „Bringen Sie mir ein Schnitzel. Natur, mit Lemoni, und ein großes Seitel Keker — dann die „Wiener Zeitung!“ lautete die Antwort. — Der Mann schien mir bekannt, ich zerbrach mir den Kopf, wo ich ihn schon gesehen und gesprochen, zuletzt hielt ich ihn für den Hausherrn und wurde in meinem Glauben noch bestärkt, da er mit mir ein Gespräch anknüpfend, über den schlechten Stand der Pardubitzer lamentirte. Als ich mich im Fortgehen beim Kellner erkundigte, wer der Mann sei, von dem ich nicht wußte, „wo ich ihn hinhin soll“, sagte man mir: „Herr v. A., Privatier, wohnt bei uns im ersten Stocke, aber das kleine Haus weiter oben soll ihm gehören.“ Abends in meiner Stammkneipe war ich jedoch nicht wenig überrascht, als um die gewohnte Stunde der gewohnte

Bettler im abgeflachten Rocke erschien und mit der gewohnten Moskei: „Ein alter, armer Mann thut unterthänigst bitten“, sich von unierem Tische das gewohnte Zehnerl holte. Das war mein Mann von heute Morgens, mit dem Naturschnitzel und dem großen Zeitel Keker. Ich fuhr in die Höhe und stellte ihn, entrüstet über seine Heuchelei, zur Rede. Der war aber nicht weniger über mich indignirt und mit den geflügelten Worten: „No, was soll ich denn Abends thun? Soll ich vielleicht wie Sö im Wirthshaus sitzen und 's Geld anbringen? Is' nit g'scheidter, wann i a Geld verdien'?" verließ er auf Nimmerwiedersehen das ver-rätherische Locale.

Der „Zupeißbettler“ ist der Schlingling der Köchinnen. Er überhebt sie der Mühe, ihre Krautration oder den alten Kohl zu essen, er bringt selbst das Opfer und würgt das verhasste Gericht hinab, wenn es ihm nicht gelingt, „den Quark“ un-be-merkt in den „Ausguß“ zu schütten, und erhält von der dankbaren, für jede Dienstleistung erkenntlichen Herdnumphe ein Stück Brot (das im nächsten Branntweinbause verkauft wird) als Zulage und außerdem noch ein paar Arenalzer.

Es wurde zu weit führen, die noch übrigen Chargen der weit verzweigten professionellen Bettlerzunft, wozu ich nicht nur die zerlumppte Kirchensticheurin und Rosenkranzbeterin, sondern auch die distinguirte arbeitscheue Kaffee und „Audienzschwester“, die sich im schwarzen Seidenkleide und Schleier in einem „Sessel“ an den Ort ihres Bettelattentates tragen laßt, rechnen, zu skizziren; ich will nur noch einmal flüchtig der patentirten Wirthshausbettler gedenken, die, da sie allabendlich die nämllichen Orte besuchen, mit ihren Kandidaten endlich im cordial vertraulichsten Tone verkehren. Der alte „Hameaubettler“ ist bekannt, der un-nim-wunden genüßt, daß es sich jetzt kaum mehr rentire, zu betteln, weil schon „die ganze Welt a Bettelvoll is und sa Mensch mehr was hat“, aber ein Prachteremplar von einem lokalen Bettler lernte ich einst in einem Vorstadtwirthshause kennen. Der Mann kam seit Jahren in das Locale, er kannte Wirth und Kellner und alle Gaite am's Genaueste und erhielt insbesondere von einer nobilen Carolgettschait stets ein splendides Almosen. Das machte den Mann intim mit seinen Wonnern, er erlaubte sich mit der Zeit kleine Eberzreden und ging bereits so weit, den lustigen

vier Königrüßern mit einer Priße Tabak anzuwarten. Man lachte und verzieh dem „kindischen“ Greise die „launigen“ Einfälle. Als aber eines Abends von den vier Tarokisten Einer fehlte und der Sechserhammer hörte, wie man trostlos die Abwesenheit des „Herrn v. Maier“ beklagt, da wendete sich der „kindische“ Greis an den Wirth und sagte: „Sie, Herr Gastgeber, wann die Herren da drinnen vielleicht an „Vierten“ brauchen — i hab' Zeit, i bin ferti, i geh' hent' nirgends mehr hin.“ Und als der freundliche Anrag abgelehnt wurde, meinte er: „No, wann's nit woll'n, soll'n sie 's bleib'n lassen, geb'n E' mir a Zeittl Wein, da is gleich mein Geld!“ — Der Mann war und blieb „bösz“ auf die Gesellschaft. Ja, brutal sein darf man mit unseren Bettlern nicht, sonst verdirbt man sich's mit ihnen.

Unsere Köchinnen.

Jean Paul sagt: „Ein Kind kann leichter eine ganze Familie verärgern, als verärgern.“ — Dasselbe, meine ich, gilt wohl auch in der weitesten Bedeutung des Wortes vom „Dienstboten“, dessen Berufsthätigkeit und sociale Stellung zu sehr in unser Familienleben eingreift, um nicht einer der wichtigsten Factoren unserer häuslichen Ruhe, ja oft unseres häuslichen Glückes oder Unglückes zu sein.

Unter „Dienstboten“ rechne ich nach dem Muster vornehmer Häuser natürlich Alles, was um Lohn dient. Ich zähle dazu die mit den Kenntnissen eines Gelehrten ausgerüstete Gouvernante, den manchmal nicht minder gebildeten Hofmeister, die französisch plappernde Schweizerbörne, den Stiefelpußer, das Abwaschweib, den Kammerdiener, die Köchin, den Leibjäger, das Stubenmädchen u. s. w., ja unter gewissen Bedingungen sogar das Gesellschaftsfraulein, wenn es auch in der Equipage mitfahren, in der Loge mitorguettiren und im Salon die Honneurs machen darf. Eines Tages erscheint doch der Moment, wo die Vielbeneidete trotz ihrer äußerlichen Würde als „Dienstbote“ behandelt und einfach — davongejagt wird.

Aus diesem vielköpfigen Domestitenstatus wähle ich mir nun für meine dermaligen Betrachtungen die „Köchinnen“, d. h.

speciell jenes Geschöpf, das in der Region des Herdes waltet, unserm Magen und mithin auch unserer Gemüthsstimmung zum Segen oder zum Fluche werden kann, und ungeachtet dieser schwierigen Mission von oberflächlichen Charakteren mit dem leichtfertigen Namen „Rucheltrabant“ titulirt wird. — Rucheltrabant! wie geringschäßig, wie undankbar, wie unvorsichtig — und die also Geschmähte hat doch Dein Leben in ihrer Hand und kann Dich mit einem angebrannten Kohl zu Tode ärgern, mit einem schmucklosen „Haar in der Suppe“ Dir ein schleichendes Fieber an den Hals hegen, oder Dich mit einer verdorbenen Hasenjaunce vergiften.

Damit habe ich denn auch nicht nur den Wirkungskreis, sondern vielmehr die ganze furchtbare Macht angedeutet, welche mit den scheinbar ruhmlosen Gesticionen der irdischen Stellung einer „Köchin“ verbunden ist. Sie kann, will sie nebst der „Zuspeis“ etwa auch noch „Rache“ kochen, ohne gegen einen Paragraphen des Strafgesetzbuches zu verstoßen, Dich „umbringen“ — hüte Dich deshalb, den Geschmack nach dieser Art Kocherei in ihrem oft energischen Bufen zu wecken!

Die praktische Köchin kennt wohl auch den Werth ihres Berufes und ihrer persönlichen Dienstleistung. Nicht immer zu der prosaischen Aufgabe verurtheilt, Erdäpfel zu schälen und Knödel zu ballen, lächelt Einzelnen aus dieser Aschenbrödelcharge doch ein freundliches Gesicht und betraut sie dann mit wichtigeren Ehliegenheiten, deren natürliche Consequenz die ist, daß die Begnadete allmählich ihrer Subordination entleidet, zur Primadonna der betreffenden Haushaltung avancirt. Denn die „Köchin“ ist oft nicht nur die erste (platonische) Liebe des „jungen“ — sie ist auch noch öfter die letzte Liebe so manches „alten Herrn“, der die geachtete Verfasserin seiner Lieblingsgerichte vorerst mit einem großmüthigen Regate bedenkt, und — was noch generöser, am Schluß seiner Tage sogar eigenhändig zum Traualtare führt.

Mit solch herrlicher Entlohnung schließt jedoch nicht jede Kochincarrriere. Obwohl Prautkleid und Wirthensfranz die Zielpunkte auch dieser weiblichen Species sind, und die Mehrzahl der unablässig da- Herdes und der Liebe schurenden Pseudo-Benachtheten, wenn schon nicht ein sanguinisches zweifelhafte Haus- frangelute, doch die verzeihliche Tendenz hegt, daß sich nur

irgendwo, und sei's im dürftigsten Vorstadtwinkel, einst „am eigenen Herd die eigenen Pfühle heben“ — so erlebt heute doch nur mehr die Minorität dieses kirchliche Prämium der jungfräulichen Prüfungsjahre, denn die Majorität beendet den wechselvollen Lebenskampf meist schon frühzeitig im Spitale oder im — Zindelhaufe.

Das Herz der Köchin ist nämlich am reichsten mit Liebe ausgestattet. Kein Geschöpf erfreut sich eines solch unererschöpflichen Vorrathes von Liebe, keines ist so glücklich organisiert, daß es z. B. nach „Transferrirung“ des Ideals augenblicklich ein neues Ideal zu recrutiren versteht. Die Köchin liebt stets, und kann sie auch nur alle vierzehn Tage legalerweise beim „Stadtgut“ oder bei der „Hühnersteige“ ihr Haupt an einen Ueberchwungriemen lehnen, unter dem ein gleich warmes Herz schlägt, so weiß sie doch auch die restlichen dreizehn Tage, respective Abende in ähnlich bejeligender Stimmung zu genießen, wenn sie den civilen Schwüren beim Hausthore lauscht oder auf der „Schlafsen-Promenade“ den Canserien einiger peripatetischen Schustergejellen ihr Ohr leiht.

Gründliche Naturforscher wollen diesen nie zu löschenden Liebesdurst der Köchinnen von deren theilweise aufregenden Beschäftigung in der Küche, d. h. der Herdhitze, von dem Ausblicke des siedenden, brodelnden Wassers, das an die stürmische Zuada des Auserwählten erinnert u. s. w., ableiten. Ich will jedoch in die Begründung dieses Causalnerus nicht näher eingehen und erkläre mir Ursache und Wirkung überhaupt auf eine viel natürlichere Weise, indem ich das Motiv der innerlichen Köchinnengluth nicht auf Rechnung der Gluth des Sparherdes, sondern auf die unter Köchinnen übliche, wechselseitige Rapportirung der eigenen Glückseligkeit, auf die alarmirenden, mitunter beängstigenden Traumauslegungen beim „Miliweib“ oder der „Kräutlerin“, auf die verwirrenden Impromptus des „Ausbacknechts“ und die vertraulichen Communiqués der Greißlerin oder der „Brotstückerin“ bringe. Diese Gluth von Nachrichten, welche selbstverständlich stets halb-stündige Dialoge der frappantesten Tertirung im Gefolge haben, dieser rückhaltlose Ideenaustausch verwandter Seelen, diese freigeistliche Convergence über die heilichsten Themata müssen auch noch stärkere Nerven, als sie einem „schwachen“ Weibe zu Theil geworden, in Aufregung, das Blut in Wallung bringen und die Sinne befriden.

Dazu kommt noch zum Ueberflusse die „Anfechtung“ in nächster Nähe. Es gilt, den Verführer, der manchmal sogar in Gestalt des „gnädigen Herrn“ naht, zurückzuweisen und seinen Schmeichelworten zu widerstehen. Es gilt für die schmachrenden Blicke des Zimmerherrn blind zu sein und den begeisterten Schwüren des Hauslehrers zu mißtrauen u. u. Derlei stürmische Episoden in den Memoiren einer Köchin treten freilich nur dann in ihrer ganzen folgenschweren Wichtigkeit zu Tage, wenn die Heldin „jung und sauber“ ist. Bei jenen unglücklichen Geschöpfen, die von der öffentlichen Meinung in die Rubrik „schlechte Kaffel“ rangirt werden, zeigt dagegen die Tages- und Wochenchronik die monotonste Einförmigkeit, verfließt das Leben freuden- und ereignisloser — und der unbeachteten Tulderin blüht, wenn sie durch ein halbes Jahrhundert schmutzige Wäsche gewaschen und Mehlspeise gewalzt, für solch tragisches Erdenwallen vielleicht nicht einmal der vielersehnte Jugendpreis, sondern nur die prosaische Diensthütenprämie als Summe des Erreichbaren, und sie kann in der Ressource „zum blauen Herrgott“ zur Mumie vertrocknen.

Und da bin ich auf jenem Punkte angelangt, von dem ich ausgegangen, als ich die Köchin als zeitweilige Missionärin für ehelichen Hader und häuslichen Unfrieden erklärte. Die saubere natürlich, oder auch die nur diplomatische. Von dem Momente an nämlich, wo die Köchin merkt, daß sie „Gnade vor dem Herrn“ gefunden und diese, die Magd betreffende Diagnose auch von der Frau des Hauses gestellt wird — oder umgekehrt, wenn es plötzlich wie Schuppen von den Augen des Hausvaters fällt und er in seinem Quellenstudium und seinen kritischen Vorrichtungen über so manche dunklen Partien in der „Geschichte seines Hauses“ mit einem Male die Wahrnehmung macht, daß seine eheliche Genosßin die Verschwiegenheit der Magd zu erobern wußte, und in beiden Fällen trotzdem vielleicht sogar das Verbleiben der Mitschuldigen zur *conditio sine qua non* bei Abschluß der Friedenspräliminarien gemacht wurde, dann ist's mit der häuslichen Ruhe vorbei und die Zwietracht öffnet ihre Zellen, um das untaglichste Glend zwischen Deinen vier Wänden auszuweichen. Und diese Schlange, die Du, theuerste Väterin oder freundlicher Vetter, an Deinem Busen genährt, erhebt drauend ihr Haupt und macht Dich zu ihrem willenlosen Ge-

fangen, Du verstehst ihr höhnisches Züngeln und gedenkst zitternd des Giftes, mit dem Du dieses Ungeheuer in Arimoline und Wellenkeitel durch ein fatales Geheimniß selbst bewaffnet hast.

Zu dieser hervorragenden Stellung einer stets „drohenden Gewitterwolke“, einer, sozusagen dominanten Uermacht im Hause, gelangen jedoch bei den gegenwärtigen, meist äußerst toleranten Hausgefehen nur mehr wenige aus der Küchenbranche. Es ist theilweise nicht mehr nöthig, und die tragischen Conflcte, welche das Fatum in Gestalt einer üppigen „Zuli“ oder einer verschmickten „Hanni“ zwischen ehelichen Gesponsen sonst so häufig aufgethürmt, sind auch längst aus der Mode — theils hat die Köchin der neuesten Aera selbst das Verlangen nicht, zu dieser oft undankbaren socialen Bedeutung sich emporzuschwingen. Die moderne Köchin competirt auch nicht mehr um die mühevollc Gloire eines „schönen Zeugnisses“ und des Rußes einer langen Dienstzeit an „ein und demselben Plakc“. Sie benützt ihr Küchennoviziat meist nur, um sich einige Plakckenntniß zu erwerben, sie reißt zwar, um den Schein zu retten, sogar die Schaffel und putzt das Eßzeug, aber ihr Bestreben geht doch dahin, sobald als möglich die schmutzige Schürze abzulegen und sich selbstständig zu etabliren. . . .

Es dünkt nämlich Vielen nicht opportun, Windeln zu waschen und Kraut einzubrennen, wenn man sich „ob schön, ob Regen“ beim Sperl oder in der Walhalle amüsiren kann. Nebstbei erlösen sie sich durch solche Emancipation von den Chicanen einer mißtrauischen oder knauserischen Gebieterin, die ihnen das Mehl vorwiegt, die Zündhölzcl vorzählt und das traditionelle „Körbelgeld“ bemängelt. Sie finden die Melange bei Frischmann sodann auch viel schmackhafter, als das „G'schlader“, das ihnen die „gnä' Fran“ componirte und die Cotelettes bei Lindwurm nahrhafter, als das „G'frast“, welches ihnen im letzten „Echnackerldienst“ vorgelegt wurde. Auch eine Polka mit dem Schani ist lustiger, als die Zecatur der „festen Frauen“ u. s. w.

Aber da komme ich auf ein Gebiet, das einer eigenen Besprechung werth wäre, nämlich: „wie Köchinnen in manchem Hause gehalten werden“ — ein Capitel, das ich mir für eine spätere Gelegenheit reserviren will. Wie dem auch sei, so viel

steht fest, daß die Demoralisation unserer Diensthoten in vielen Fällen keine freiwillige, sondern beinahe eine octroyirte ist. Wenn — wie es vorkommt — es in gewissen Häusern sogar Sitte ist: der Köchin trotz elender Kost keinen Lohn zu zahlen und sie nur mit der Erlaubniß zu regaliren, über ihre Abende frei zu verfügen, dann sind eben auch die Consequenzen solcher bequemen Einrichtungen nicht allzu überraschend. Es fällt mir nicht ein, zum Apologeten einer modernen Köchin zu werden, welche häufig nur zur Aspirantin für das Pensionat in Meudorf wird — aber wenn man billig ist, so könnte man einen bekannten Satz Schloß's variiren und beinahe sagen: „Die heutige Köchin haben erst die „Herrentent“ so gemacht!“ —

Der Hausmeister.

Aufmerksamen Beobachtern kann die Wahrnehmung unmöglich entgangen sein, daß der allweise Schöpfer in seinen stets wohlmotivirten Verfügungen einer ganzen Menschenseite eine Gabe absolut verweigerte, nämlich dem Geschlechte der Hausmeister die heitere Gabe des Witzes. Der Hausmeister ist nie witzig!

Er ist, was sonstige menschliche Fähigkeiten und Talente betrifft, gerade nicht stiefväterlich ausgestattet, es können sich in ihm die verschiedensten menschlichen Eigenschaften, z. B. hündische Demuth oder barenbeißige Grobheit bis zur Virtuosität entwickeln, er kann zanksüß und nachgiebig, verleumderisch oder offen und aufrichtig, ehrlich oder unehrlich bis zu einem nur denkbaren Grade sein, aber — witzig wird er nicht sein. In diesem Punkte meistert ihn die gesammte ebenbürtige „Gesellschaft“. Die über dem „Bluthäuserl“ thronende „Frätschlerin“ vernichtet ihn bei halbwegs unüberlegten Anfragen mit den schlagfertigen Apercus, der Nialer perfüßirt, d. h. „frozelt“ ihn mit den tiefstimmigsten Stolzwendungen, und spißt der Schusterbub die Lippen, um ein geflügeltes Wort, eine aphoristische Gedankenbluthe seinem natürlichen Feinde, dem Hausmeister, an den Kopf zu schleudern, da fühlt dieser erst recht, daß er nur ein

„Kind gegen solche Waffen“ und es erübrigt ihm nichts, als sich besiegt zurückzuziehen und seinen unbefriedigten Rachedurst im nächsten Wirthshause mit einem Seitel Achtundvierziger zu löschen. Bei diesen Löschversuchen gedenkt er dann noch einmal der ganzen Schmach seiner dialectischen Niederlage, er fühlt die schmerzliche Ohnmacht, die drastischen Einfälle seiner hänselnden Widersacher mit einem gleich werthvollen Trumpf unschädlich zu machen, der Manco an Witß ärgert ihn, und um das Aergerniß und den Merger ganz zu vergessen, ist er gezwungen, sich noch ein Seitel Achtundvierziger geben zu lassen.

Warum ist der Hausmeister nicht wichtig? Ich glaube seine „Stellung“ und seine Berufspflichten hindern ihn, es zu sein. Der Hausmeister ist, sozusagen, der Censor des Hauses, und das Gewicht dieser Würde zwingt ihn gewissermaßen, unter allen Umständen „ernst“ zu bleiben, sich aller leichtfertigen Gemüthswandlungen zu entäußern und den Ernst seiner socialen Mission mit dem Relief der ungeheuerlichsten Brutalität zu illustriren. Diese Brutalität ist aber, um figürlich zu sprechen, eben das Emblem, das „Porte-épée seiner Charge“, sie erhält ihm den Nimbus des „Gefürchtetseins“, und wer sich mit der Errungenschaft „gefürchtet“ zu werden begnügt, hat es nicht nöthig, wichtig zu sein.

Warum der Hausmeister gefürchtet wird? Aus Anlaß seiner Berufspflichten, welche sich in materielle und intellectuelle theiten und von deren stricter Erfüllung, respective autonomer Auslegung das Wohl und Wehe der ihm preisgegebenen häuslichen Ansassen abhängig ist. Dem dictatorischen Willen des Hausmeisters und seiner Verschwörungsgewalt ist das *jus gladii* der „Kündigung“ überantwortet, von seinen variablen Launen droht Dir stündlich das *Mene tekel* einer anderweitigen Vermietung Deiner Dir vielleicht liebgewordenen irdischen Niederlassung, und eine durch externe Kräfte geschlichtete Kaster Holz zwingt Dich vielleicht schon im nächsten Quartale, in den entferntesten Bezirk vor dem Grimm des Beleidigten Dich zu flüchten. Seinem Wohlwollen hast Du die besten, und seiner Mißstimmung die schlechtesten Keller- und Bodenräume zu danken, und seiner jeweiligen Inclination bleibt es überlassen, einen „rauchenden“ Nachelosen Dir zu octroyiren oder Dich von ihm zu befreien. Denn seine Macht

über die inneren Angelegenheiten des Hauses ist eine unbeschränkte, und seinen draconischen Ordomanzen fügt sich sogar der unbegrenzte Hausherr.

Weitaus fürchtbarer ist jedoch die Amtswirksamkeit des Hausmeisters in jenen Fällen, wo dessen intellectuelle Thätigkeit zum Ausdruck kommen soll. Diese Thätigkeit ist vorwiegend kritischer Natur und beruht auf einem ausgeprägten Classificationstalent, auf dem Vermögen, die gesammte Menschheit nach einem flüchtigen, oberflächlichen Blick in ihren einzelnen, oft maskirtesten Exemplaren richtig abzuschätzen. Geschehen hiebei auch mitunter etliche (wohl verzeihliche) Mißgriffe und rangirt der wenig Umstände machende, rasche Tarator auch die tugendreichste Familie unter „Bagaschi“ — oder umgekehrt, und erhält der wortfarge Zimmerherr auf der hinteren Stiege einzig und allein seiner „Schmutzerei“ wegen, in der Privatconduitleiste der Bewohner sein verdächtiges „Alampfl“, während der splendidere Herr von K., der zugleich „Gönner“ der jugendlichen „Hausmeisterischen“ ist, als leuchtendes Vorbild für enthusiastische Patrioten proclamirt wird, so werden ungeachtet dieser (freilich nur kleinen) Abweichung von der Wahrheit, die mündlichen Relationen des Hausmeisters unter einigen Himmelsstrichen doch mit Vorliebe bei Verfassung von „Auskunftstabellen“ benutzt.

Und warum nicht? Um den Werth oder Unwerth irgend eines Sterblichen zu bestimmen, genügt in unserem aufgeklärten Jahrhundert für den gewissenhaftesten Forscher schon die Kenntniß von dem nur äußeren Thun und Lassen des Betreffenden. Wer kann aber darüber den „verlässlichsten“ Bescheid geben, als der Hausmeister, dessen Argusaugen nichts entgeht, was das Object seiner Beobachtung unternimmt, ja selbst was es zwischen seinen vier Mauern ist oder trinkt? Nun ist es allerdings möglich, daß der Hausmeister, der in gewissen Beziehungen und trotz seines häßlichen Beinamens „Gerbers“ doch auch Mensch ist, menschlich fühlt und denkt und von menschlichen Leidenschaften geleitet wird, hin und wieder nicht ganz klar sieht, nicht mit nüchterner Ruhe aburtheilt und nicht mit vollends unbenebelten Blicken die Gründe wagt, die zu Gunsten oder zum Nachtheile seines Klienten sprechen. G. in terno! — aus den rein menschlichsten Motiven denkbar, daß der Hausmeister dem „miederrachtigen, elendigen, miserablen

Haderlumpen“, der an jedem Abende zehn Minuten vor zehn Uhr beim Thor hereinhuscht und auf diese Weise ihm sein wohlverdientes, vor Gott und der Welt gehöriges Zehnerl sozusagen aus der Tasche stiehlt, nur deshalb bei der nächsten „Qualifikation“ seiner Unterthanen etwas scharf zu Leibe geht, und daß er auch die „nirnngige Flittchen“, die Nähterin, von der er das ganze Jahr „mit an lucteten Heller“ zu leben bekommt, und die sich sogar ihr Stübchen selbst gewießt hat, um ihm ein Zeitel Wein „mit zu verguma“, bei Nachfragen und Auskünften ebenfalls nicht am Olimpslichsten kritisch beleuchtet — deßungeachtet ist der Hausmeister doch der legitimste Verfasser der Conduitelisten. Denn, nochmals sei es gesagt, der Hausmeister ist in vielen Fällen auch Mensch, d. h. dem Einflusse und dem Eindrucke materieller Bestimmungen unterworfen, und selbst der minder Gebildete wird es dem Vielgeplagten nicht verargen, wenn ihm ein Zeitel Wein lieber ist als — keines! —

Aber auch sonst noch ist dem „richtigen“ Hausmeister Gelegenheit gegeben, es zu zeigen, daß sein Herz nicht das eines Tigers, sondern auch — wenn auch nur sporadisch — menschlich-edler Empfindung fähig ist. Ich meine nicht die freudigen Kundgebungen des noch unverdorbenen Theiles seines Gemüthes bei gewissen festlichen Anlässen, etwa zu Neujahr, am Geburts- oder Namenstage des Hansherrn oder der Hausfrau oder anderer Mäcene — derlei versteht sich in seiner exceptionellen Stellung vis-à-vis der übrigen Menschheit von selbst. Ich meine vielmehr jene sympathischen Regungen seines Herzens, wenn er Sonntag Nachmittags in seinem Alkoven, wie der ehrwürdige Bruder Lorenzo in seiner dürftigen Kutsche, den Liebenden ein flüchtiges Asyl gewährt, d. h. es gestattet, daß der Schneidergeselle Romeo von „schräg übr“, dem's auf ein' Maß Wein nicht ankommt, der Zuli vom zweiten Stock, die immer „a brav's urdentlich's Mad'l war“, und stets ein paar böhmische Tackerln oder sonstige Ersparnisse als Opfergabe spendet, in traulichem Geplauder von den Träumen der letzten Nacht und den Plänen für die Zukunft vorerzählt.

Derlei unter den schützenden Fittigen des Hausmeisters arrangirte tête-à-tête, von Mißgünstigen oder Unbegünstigten mit dem vulgären Namen „Zchluf“ bezeichnet, verschaffen ihm

nach und nach das „moralische“ Uebergewicht im Hause und auf fünfzig Schritte in der Nachbarschaft, d. h. er macht nicht nur sämtliche Köchinnen tributär und von seiner Gnade abhängig, er wird, da er die Zufluchtsstätte der Liebenden, schließlich überhaupt das Hof aller Bedrängten (Köchinnen) und da er tolerant genug ist, nebst Liebesgeflüster auch profanem Klatsch und Tratsch ein gastliches Obdach zu bieten, so zitiert eben die ganze Bevölkerung des Hauses, vor den fürchterlichen Meopag in der Hausmeisterkuchel gebracht zu werden.

Aus dem Gesagten erbellt, daß eigentlich der Hausmeister der Schutzgott der Liebenden ist. Seine Macht ist in dieser Richtung eine unumschränkte, er bindet und löst, er knüpft und zerreißt, er erhält und vernichtet die Herzensallianzen auf seinem Herrscherterritorium, denn wenn der allgewaltige Hausmeister eine Liaison protegirt, dann gedeiht sie, wenn er sie aber nicht duldet, dann mögen die Englein des Himmels herabsteigen und sich für das bedrohte Pärchen verwenden, ihr Gelingen wäre doch fruchtlos.

Denn er haßt in allen Dingen den Trotz und verlangt Gehorsam und Anerkennung seiner Stellung. Er ist ja nicht unempfindlich für die Leiden der Liebe, ach! er liebte ja selbst einst, und wenn auch seine „Alte“ im „rauschenden Venz der Jugend“ mehr Prügel als Küsse von ihm empfing, so weiß er doch, was Liebe ist und kennt die Qualen der Sehnsucht liebender Herzen. Aber seine Protection muß „erworben“ werden! Ist dies geschehen, dampft der Altar von den Opfern, d. h. „braut das Halbpfund Jungschweinerne“, das ihm die Jungfer Sali zum Gabelstuhlfuß in die Wirthschaft gelegt, in seiner Bratröhre, dann schmilt auch die Eiszinde seiner starren „Grundsätze“, er würdigt die Verdienste der Spenderin, er erklärt ohne Rückhalt, daß die Sali immer „a Muster von an Dienstboten“ war und er gestattet ihr deshalb, seine Appartements als Correspondenzbureau zu benutzen, in welchem Sonntag Nachmittags der schriftliche Verkehr mit dem Herzallerliebsten vermittelt wird. Er erteilt ihr dann sogar unkluge Rathschläge und gibt fertliche „Schlager“ von, wie er aus eigener Erfahrung weiß, untrüglicher Wirkung an, und anerkennt ihr schließlich sein eigenes „Petschierstödel“, um die Schwüre ewiger Treue besiegeln zu können. Von solchen Zügen

fast idealer „Liebenswürdigkeit“ ist das Leben und Wirken des sonst so rauhen Hausmeisters oft geschmückt.

Wehe aber den Unglücklichen, die seiner Huld nicht theilhaftig zu werden sich bestreben. Der „verdächtige Kerl“, der unter der Hausflur auf die „klane Böhmin“ wartet, wird „außig'feuert“, „denn man kann nit wissen, was so a Schäbiak eigentli für Absichten hat und ob er nit eppa gar bei der Hausfrau einbrechen möcht'“. Dem verumminten Unbekannten, der im unnummerirten Flaker gekommen, um bei der „Zimmerfräul'n“ im dritten Stocke eine Visite abzustatten, wird beim Retourwege ein Schaffel Kalk über die Lackstiefletten geschüttet, und selbst der soliden Beamtenswaise, die meist etwas spät von ihrer „kranken Tante“ heimkehrt, aber stets vom „Consin“ oder gar vom „Onkel“ bis zur Stiege begleitet wird, wird die denkwürdigste Beschämung nicht erspart, denn als einmal der Abschied ein allzu herzlicher zu werden drohte, intonirt der Jugend- und Schlüsselbewahrer des Hauses ein „Mordspectakel“ und schreit, daß es in allen Stockwerken zu vernehmen: „No, wird's bald? Nimmt das Gipsu fän End'? Himmelsacrament', i leid' fän Techtl-Mecht'l in mein' Haus — schamen's Jhna!!“ u. s. w.

Das alte Geschlecht der Hausmeister, jenes mit dem Kanonenkreuze gezierten Urtypus der Brutalität, droht übrigens in kürzester Frist auszusterben. Nur Einzelne raisonniren noch hie und da in einer „Schwemm“ und machen ihrem Haß gegen den alten „Napoleon“ oder irgend einem Zimmerherrn, den sie gerade „am Zug haben“, in haarsträubenden Verwünschungen Luft. Der Nachwuchs verflacht allmählich, die charakteristischen Merkmale ihrer Gilde verschwinden, selbst der Name Hausmeister kommt bereits außer Gebrauch und macht der verfeinerten Titulatur: „Haus-inspector“ oder gar „Intendant“ Platz — kaum daß die gesammte Genossenschaft noch ein Kennzeichen unter einander verbindet und von der übrigen Welt absondert — der unaufhörliche Durst! —

Vom „Grueber Franzl“.

Ich habe wiederholt Gelegenheit gehabt, bei meinen Schilderungen des Wiener Lebens eines Mannes und seiner spezifischen, beziehungsweise bravourosen Kunst zu gedenken, nämlich des Hernalser Trubens, genannt „Grueber Franzl“, der seinem Instrumente, genannt „pichsähes Holz“, decennienlang die veranischendsten „Heurigenweisen“ zu entlocken verstand. Dieser Mann, ein Stück „Alt-Wien“ wie Wenige, ist am 24. Jänner 1870 im hundertsechzigsten Lebensjahre, wie die Todesanzeige lautet, „in ein besseres Jenseits abberufen“ worden. Wünschte der „Zetige“ diese Tertirung? In diesem Falle muß das Haus Gschwandtner Trauer anlegen, denn dieses öffentliche Desaven, daß es für den Eigengearteten doch ein besseres Domicil gäbe, als die in der Atmosphäre des Gerebelten gestandene Wiege seines Ruhmes, kann für die Betroffenen nur überraschend wirken.

Es mögen einige Jahrzehnte sein, daß die Gloire eines Quartettes, welches, nebenbei gesagt, als sein Vorläufer des Florentiner Quartettes anzusehen, eine gewisse Classe residenzlicher „Unterthanen“ tagtäglich hinaus in die Hernalser Reviere lockte, wo ganz eigenthümliche Rhythmen erklangen, die so recht das Sprachrohr für jene Seelenräume waren, wie sie die energischen Ansiedler der Urgründe in weisevollen Augenblicken zu träumen gewohnt sind. Dieses Quartett constituirte sich aus dem Clarinetisten Franz Gruber, dem popularen „Handschuhmacher Karl“ mit dem stabilen Sammtlappel, der die weltberühmten „Zinzertanz“ aus dem ff zu spielen verstand, dem „Trummen“ Erbes („Arwas“), der die zweite Violine tractirte, und dem blinden „Harpfenisten“, dem hochbetagten Vater des Gruber. Diese vier musikalischen Originale bildeten das unzerstrennliche „Kleeblatt“, die sogenannten Firsterne in jenen Localitäten, wo „unter Herrgott den Arm herausstreckt“, und ne blieben beisammen, bis Gvatter Tod aufzuräumen begann. Nicht verichwand der alte blinde Gruber in des Wortes voller Bedeutung, denn er kam auf die rathselhafteste Weise bei der Heimkehr von Hernalz nach seinem „Hanserl“ auf der Ansdorferstraße, in einer noch dunkleren Nacht, seinen Begleitern ab-

händen und wurde nicht mehr aufgefunden, ein Umstand, der zu allerlei Vermuthungen Anlaß gab; dann starb der Handschuhmacher Karl, das Ideal aller Schwärmer für die „Gepaschten“ und „Gstrampften“, und nun haben sie auch den „franzl“ in eigenen Grabe zu Döbling beerdigt, nachdem er eines örtlichen Leidens wegen schon vor einigen Jahren die „Kunst“ verlassen und bei seiner Schwester in der Leopoldstadt, zu welcher er mit einem kleinen Sparpfennig zog, Aufnahme und bis zu seinem Tode die liebevollste Pflege fand.

Der Mann starb lebensmüde. Mußte er doch schon vor einem Decennium die schmerzliche Erfahrung machen, daß seine vermeintliche Specialität nur eine Chimäre und daß selbst Epigonen, wie die „Stelzmüller“, ihm nicht nur die Treue seines Stammpublicums, sondern sogar seine wirthshäuslichen Domänen zu erobern wußten, und daß er, als sein Prestige im Erblichen, froh sein durfte, wenn man ihn etwa einlud, bei der „Bäckerin“ in Hernals, oder während der Firmwoche im Prater beim „Blumenstöckl“ oder „wilden Mann“ schüchterne Gastrollen zu geben.

Der Mann starb lebensmüde. Ein neu Geschlecht wuchs heran, das seine einstige Größe nicht zu würdigen verstand, ein neu Geschlecht, das kein Verständniß für die tertliche Wucht der alten Bierzeitigen hatte und das so entnervt war, sich für die lauwarmen G'stanzen zu begeistern, welche moderne vaterländische Poeten für Fräulein Gallmeyer dichten. Es mußte das Gemüth des „feinfühlenden“ Künstlers verbittern und es brach ihm vielleicht sogar das Herz, als er sah, daß der längst gefürchtete Racenkampf hereinbrach und insoferne zum Unheil des urwüchßigen Genres umschlug, als die „Sturmwallfahrer“ nicht mehr von dem reinen Blute der „Hausberruföhner“, die für einen „ganzen Tiefen“ zu jeder Zeit „ein' Fünfer Vantanoten“ mit flammenden Augen zu opfern bereit sind, sondern auch aus der Kategorie schöngeistiger Ladendiener und lendenlahmer Amtspractikanten sich rekrutiren und eine höchst „gemischte“ Gesellschaft die classischen Gefilde im Rayon des Ganjerlberges vernünftet.

Und noch eines. In der Zeit seiner schönsten Triumphe, als selbst Zauter, dessen ich ebenfalls schon wiederholt gedachte, seine empfindensten Strophen im „Paliss Garten“ oder beim

„Mondl“ wie eine Lerche jubelnd trillerte, da ging's noch hoch her in jenen der ungebundensten Luft gewidmeten Räumen; eine Wagenburg stand in den Vorhöfen, denn was der Brillantengrund an Notabilitäten und Würdenträgern aufzubieten vermochte, das fuhr in den „feischesten Zeug'n“ dorthin, wo der heitere Maestro mit dem kugelrunden Antlitz die Nostra aufgeschlagen. Die heutige Generation ist so verflacht, daß sie nicht erröthet, um zehn Kreuzer bis zur Linie zu fahren und sodann zu Fuß zum „Stadtblehner“ zc. weiterzuhumpeln. Als Gruber auch noch diese betrübende Decadence seiner Zeitgenossen sah, ja, als man sogar so tief gesunken, statt des edlen Zwanzigers ein „suchjernes“ Sechserl, ja selbst nur ein plummes Vierkreuzerstückel ihm in den blechnernen Stiefel, mit dem er die Honorare einsammelte, zu werfen, da wandte er sich schmerzlich bewegt von dem kläglichen Schauspiel ab, und legte Stiefel und Klarinette auf Rimmerwiedersehen in die Commode.

Gruber verließ während der letzten drei Jahre sein Asyl nur, um Sonntags in die — Kirche zu gehen. Von der Welt wollte er nichts mehr wissen, da er sich in ihr nur vereinsamt und unverstanden fühlte. Vor ein paar Wochen mußte er noch die Kunde von dem Ableben eines seiner Kampfgenossen erfahren, des weit und breit bekannten „Dudlers“ und Zitherspielers Weidinger, vulgo „Schwama“, der unter dem Directorium der „Gentrerbua'n“ bei der „Säul'n“ und beim „Kleeblattl“ wirkte, dort das Bier aus „Viertelschäßeln“ trank, aber auch Kunststreifen machte und beispielsweise jahrelang im Solde des Grafen M. stand, der ihn seines virtuoson Jodelns wegen in der Sommeraison für Russen „gewann“. Der „Schwama“ war der Einzige, der Gruber verstand, aber auch dieser verstand ihn nicht ganz, und deshalb legte sich der alte „Franz“ wie Negel enttauscht hin und — starb. Gruber starb als Hagestolz, vielleicht weil er das schöne Geschlecht zeitlebens in den unbegehrlichsten Exemplaren sah.

Mit Gruber verschwand wieder ein Stück Alt-Wien. Würdigt man den Verlust? Ach, die greise „Kognerin“, die achtzigjährige Moritaner Verkäuferin, senzte bei der Nachricht keines Todes wohl auf, aber die alte „Judenpepi“, die Zengin und Ibertnehmerin all seiner Triumphe, die zu Tausenden seiner

„Tanz“ stets so ruhmvoll „gepaßt“, hat so wenig Pietät für den erschütternden Fall, daß sie die heroische Stimmung findet, sogar noch in der Trauerwoche, und zwar schon am nächsten Montag „ihren Ball“ zu geben! Eine solche sociale Blasphemie von Seite seiner talentvollsten Schülerin muß die Manen des Meisters empören, wer aber versöhnt sie wieder? Vielleicht Herr Gschwandtner durch einen sinnigen Denkstein für seinen infra-tivsten Minsirel. .

Deutschmeister-Edelknaben.

(Zum 11. Juli 1871.)

Von Peterwardein
Kann nit Jeder her sein,
Und es muaß a darnöb'n
Und herent no Leut' göb'n.

Dieses tiefjünige Xenion hörte ich einst von der harbesten „Wäischer-Tonerk“, die je von den unsterblichen „Linzer Geigern“ bei der „Schäferin“ am Himmelpfortgrund sich „anstrudeln“ ließ, im vom Flußerbier gedämpften Alt einem charmirenden „Stücknecht“ (fremder Zunge) entgegenknettern, worauf ihr „Gegenstand“, der „Wießhofer Ferdl“, ein ausgedienter Deutschmeister, das Glas in die Höhe riß und in schöner Begeisterung anscrief: „Und dö andern Leut' jan mir, wann eng nit graust! Mir, von „Hoch und Riader“, von Nummer vier, dö a no auf der Welt jan, so lang's a Bier gibt und a Muß und d' Wiana-Madl'n nit aussterb'n — und da habi's zwa Kofertn, i will mein' Tanz — aushalt'n auf der Gelb'n, und wann's Graz gilt!“ — Und sein „G'ipan“, sein „alter Schlaß“, der „Weidlinger Földl“, dem diese rührende Apostrophe wie Anreigen dem Schweizer Hirtenknaben klang, erhob ebenfalls sein Glas und recitirte den historischen Psalm der „Edelknaben von Thurn“, der da lautet: „Denkst no d'ran, bei „Paletschir? Kan' Tawak — kan' Knopf Geld — nit an Tropf'n G'misch'ts — fane Kamajchen und den D. . .!“ — „Földl, laß anfa, dö Liasen!“ — scholl's nun im Chore, aber „Földl“ hatte noch den Schlußcanon zu sprechen, und der heißt in alter, ortsüblicher

Vertirung: „Wer ewi ka Traurigkeit g'spür'n laß'n, weil döz 'n Durst verdirbt — a Bier her!“ Darauf Gläsergeflirr, tolle Aufschreie, gresle Gurgelstöne, Zodlerpräladien mit doppelten Ueberschlägen, Zingerjchnalzer und nun die „Bierzeiligen“ in endloser Reihe. — Welch lustig Vöcklein mit der verwegenen Lebensdevise: „Alleweil fidel, fidel!“ . . .

Karl Beck schrieb damals eben seinen „Fahrenden Poeten“, die Worte

O Wien, o Wien, Du märchenvoller Klang!
Dem Sinnenden, der Dir in's Herz gesehen —

jummten mir unablässig in den Ohren, und wenn ich auch wußte und fühlte, daß dem edlen Sänger bei seinem Gruße ganz andere Gestalten vor Augen schwebten und er im höheren und besseren Sinne die Wesenheit und den Charakter der viel verlästerten Phäakenstadt ersähte, so schien es mir doch kein Sacrilieg, wenn ich diese freundlich-wohlwollende Kritik des „Wienerthums“ eigenmächtig auch auf die urwüchsigsten Schichten ausdehnte und auch die — unorthographischsten und im wildesten Dialecte aufgewachsenen „Kinder des Volkes“ zuweilen als einen nicht unliebenswürdigen Stoff für den „Sinnenden“ mir dachte und — noch heute denke.

Der Dir in's Herz gesehen! — Wer nahm sich die Mühe? Wer that's, wer that's bisher? Nun, ein paar Poeten erbarmten sich ja doch Deiner, und wenn sie einsam am Abhange des Mahlenberges saßen und den altersgrauen Dom, den Zeugen jagenreichster Zeiten, wie einen warnend erhobenen Finger aus dem Hausermeere in die Wolken starren gesehen — oder wenn sie im Menschengewoge träumerisch dahin schlenderien und die Menge bei Spiel und Tanz und vollen Gläsern trafen, da bargen sie dann wohl ihre geheimsten Gefühle und Gedanken in

Hingende Reime und auch in schöne Prosa, und wenn sie in ihrer Schreibtafel wieder einmal Nachschau hielten, so wurde ein hübsches offentliches Buch aus den vereinsamten Empfindungen, und dieses Buch wurde in den Literaturzeitungen auch nebenbei besprochen, nur geschah dem Autor meist das Malheur, daß Richter über ihn saßen, denen die geschilderte Scholle eine terra incognita, oder die wohl gar dem (übrigens geschätzten) Herrn

Verfasser gerade seine aller schönsten Hymnen, als vom „Localpatriotismus“ dictirt, zum Vorwurfe machten und seinen „loyalen Austriacismus“ belächelten. . .

Der Dir in's Herz gesehen! — Thaten's Jene, welche mit dem billigsten Vergnügungszuge auf einer flüchtigen Rundfahrt auch die wunderliche Kaiserstadt flüchtig berühren und bereits in der nächsten Woche hundsjoviele Druckbogen mit ihren „Eindrücken und Erlebnissen“ vollmachen, und „Land und Leute an der Donau“ gründlich schildern zu wollen, die — Anmaßung haben? Einmal bei einem Knoppernhändler zu Tische geladen worden und später bei der Mannsfeld gewesen zu sein, genügt, wie ich bereits im Vorworte angedeutet, den Herren vollkommen, um ein ausführliches „Werk“ unter dem umfassenden Titel: „Wien und die Wiener“ zu schreiben, das selbstverständlich die normalen Abschnitte: „Charakter der Wiener“, „Wien bei Nacht“, „Familienleben“ *cc. cc.* und die üblichen „Folter-“ (?) und „Bachendispäße“ enthalten muß. Befreundete Kritiker nennen dann das Opus pikant und rühmen den scharfen Blick und die Beobachtungsgabe des vielgereisten Mannes. Man könnte weinen — wenn man nicht lachen müßte. . . .

Ach, vielleicht ist es doch wahr, daß nur zwei Männer „Wien und die Wiener“ zur Gänze verstanden? Ich meine weiland Strauß und Lanner, die (wenn der Tropus gestattet) den lustigen Rhythmus des Wiener Lebens, die fröhliche Melodie des Wienerthums in den frischesten Urklängen erhorchten und in den herzgewinnendsten Weisen wiedergaben; die all den freundlichen Zauber der ungebundensten Lust, der sorglosesten Herzensgüte, der heitersten Lebensfreudigkeit, wie sie nur dem unvermischten Wiener so recht eigen, und die in tausend Witzpunkten emporprallt und in den lachenden Augen und Mienen der ungeheulten Humoristen der Donaulände abgepiegelt, zum wirbelnden Ausdruck brachten; die die Naivetät, aber auch Raschheit und Lebhaftigkeit der Empfindung, die schneidige Nerve und das bündig Resolute des urwüchsigsten Sanguinikers in den täuschendsten Tonfarben zu malen mußten, und mit ihren heute noch unvergessenen Walzern: „Das Leben ein Tanz“ — „Lustig lebendig“ — „Weiter auch in eruster Zeit!“ u. s. w. das beste Conterfei des Wienerthums schufen.

Wie spotteten sie aber auch draußen „im Reich“ über das Wäuerle-Rainund'sche: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ und welche Straßpredigten mußten wir über unsere (ohnein nicht bestrittenen) paar lässigen Sünden: „Genußsucht und Sinnenlust“ lesen! Als „Capua der Geister“ figurirten wir in den Reisebeschreibungen und das war noch eine glimpfliche Classification, besonders witzige Touristen sprachen gar von Neu-china. Nun trübselig sah's wohl einst allwärts aus, daß aber in diesem Capua, wenn schon kein Geibel, so doch ein Grillparzer, Lenau, Grün gediehen, daß dieses Capua an jenem 13. März die große Freiheitssymphonie intonirte und triumphirend dirigierte; daß dieses Capua zum Sparta wurde und, um das übrige Europa von der hereinbrechenden Barbarei des Absolutismus zu retten, die blutigen Octoberkämpfe schlug; daß es für die heiligen Lehren der Geistesbefreiung muthvoll auf den Barrikaden kämpfte, und ungebeugt in den Kerker und in den Tod ging; daß dieses Capua zum Bethlehem wurde, von wo aus (nach zehnjähriger Nacht allüberall blind wüthender Reaction) zum ersten Male wieder vor Schiller's Standbild der leuchtende Stern freudigster Erhebung sein mildes Licht weithin ergoß — all das schiert die nergeluden, hämischen, in sich selbst verliebten unsehlbaren Völkerkritiker wenig oder gar nichts und sie bleiben bei ihren vorgedruckten traditionellen Phrasen, die die geistige und moralische Haltlosigkeit „Wiens und der Wiener“ gar so gewissenhaft präcisiren sollen.

Kögen sie's thun! Vielleicht ist der Tag doch nicht mehr ferne, wo das scheinbar in Apathie und Lethargie versunkene, in Sinnenlust „versumpfte“ Wien sich wieder aufrüttelt, mit der alten Sprungkraft in die geistige Arena stürzt und, gleich der erwachten Löwin, die Fäken dräuend gegen Jene erhebt, die einen freuten Raub an den kostbarsten Gütern des Lebens wagen wollten. Noch verzweifle ich nicht, noch ist mein Trost der Kern des Volkes, der, wenn er von der lauten Hölle socialer Gebrechen hehret, sich Euch als geistig erweisen wird. Vösi die Schlacken, und gediegen Gold liegt vor Euch und vielleicht findet Ihr's jmt in den untersten, tieftsten Schichten. Beseitigt den Schlamm, den die Corruption der modernen Speculation über die Oberfläche gezogen, und der Harste Cuell sprudelt Euch entgegen!

Mitten im Schmutz und Unrath unserer (und wohl aller großen Städte) gesellschaftlichen Zustände gedeiht auch noch der Same biederer Ehrlichkeit und zwischen dem lumpigsten oder elegantesten Gefindel schreiten Gestalten treuherzigsten, unverdorbenen Sinnes einher, Männer der Arbeit, denen Mühsal und Jammer und tausendfache Sorge die alte väterliche Erbschaft: den Frohsinn noch immer nicht ausgezehrt, die aber auch den Glauben an ihre innere Kraft noch nicht eingebüßt haben. Wer dieses Volk mit der Lebhaftigkeit seines Fühlens doch zu klären, zu läutern, zu veredeln, zu erheben verstände! Gebt ihm einen Gedanken, der es aufrichtet, ein zündend Lösungswort — an Verständniß und an ehernem Willen der Ausführung fehlt es dem echten Wiener nicht. —

* *

Wie ich auf diese Gedanken kam? Durch eine Nachricht localster Natur, die aber halb Wien auf die Beine bringen und nach einem einzigen Punkte hinströmen machen dürfte. Dieses Ereigniß ist der für heute anvisirte Durchmarsch des Infanterieregimentes „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4“, das seinen Verbezirk in Wien hat, sich also aus „Wiener Kindern“ — aus „Wiener Volkblut“ rekrutirt. Fast ein Vierteljahrhundert ist es, daß Wien sein „Leibregiment“ nicht in seinen Mauern gesehen. Gewisse Rücksichten disciplinärer Natur, dem Laien ewig unverständlich, sollen die Expatriirung der Wiener nothwendig gemacht haben. Die vielen Amour- und Kameradschaften im eigenen Neste seien, so heißt es in dem mysteriösen Codex der „Staatsraison“ und den Sinnprüchen des Dienstreglements — den Kasernpflichten des Mannes „abträglich“ und so vermied man es denn auch mit ängstlicher Sorgfalt, das Regiment auch nur in den Dunstkreis seiner Heimat gelangen zu lassen. Meist wurde es (mit gewünschtem Erfolge) zur Unterdrückung von Aufständen verwendet und fand in dieser Beziehung schon 1847 in Galizien lohnende Beschäftigung. In den Jahren 1848 und 1849 kämpfte es in Italien und Ungarn gegen die „Rebellen“, 1859 abermals gegen die „Bäulichen“, kam dann in Garnison nach Ungarn, 1866 zur Nordarmee nach Böhmen, später nach Dalmatien, endlich nach Graz und war in den letzten Wochen im Brucker Lager.

Heute also trifft es in den Frühstunden auf einen flüchtigen Besuch Wiens bei der Marrerlinie ein, um — nach einer lang entbehrten „Nacht in der Vaterstadt“ — schon morgen in das langweilige Tulln abzugehen.

„Die Deutschmeister in Wien!“ Wie eine Rakete fuhr die Nachricht schon anticipando in die Wiener Bevölkerung. Namentlich gewisse Gründe, die allzeit das Gros der „Vaterlandsverteidiger“ zum residenzlichen Contingente zu liefern beflissen sind, deren Stolz es ist, noch immer die meisten „Laiglichen“ aufzutreiben, waren von der Kunde förmlich elektrifiziert. Und wohl mit Recht und Recht. Gibt es doch in jenen Bezirken fast kein Haus, deren Zusassen, fast keine Familie, deren Mitglieder sich für diesen Dislocationswechsel aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht zu interessieren hätten. Der Vater, die Mutter sehen den lang entbehrten Sohn wieder, Gleich von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute; die Geschwister den Bruder, dieser den „Schulspezi“ und Jener den Spielfkameraden, von dem er beim „Palästern“ die ersten „Löcher im Kopf“ erhielt; dann die Region schmucker Dirnen, jecher „Wianer God'ln“, die ihrem Pepi, Schoricht, Karl, Franzl, Nazi die ewige Treue geschworen und ihm tren bleiben wollen, „wann a der Prinz Schundi summa that“! Alle sehen sie wohl klopfenden Herzens der Stunde entgegen, welche die heiß Ersehnten in ihre Arme führen soll.

Die Deutschmeister in Wien! — das ist eine Parole, deren Werth nur Derjenige kennt, dem die Götter das richtige Verständnis für den streng localen Sinn des Gattungswortes „Deutschmeister“ gnadigst verliehen. „Deutschmeister“ ist seit fast zweihundert Jahren (seit 1696) die Signatur einer ganz speciellen und nur auf classischem Territorium gedeihenden Race, deren Tribus in Niedenthal, Michelbeuern, Gröberg, Hangelbrunn, auf dem Althan und Himmelstortgrund ihre Zeltzelte aufgeschlagen, und die Zohne beim „Anmauerln“, Schneeballenwerfen und auf der „Zchleisen“ mit den Geheimnissen der richtigsten Heilgymnastik vertraut werden lassen. „Deutschmeister“ ist der summarische Be-
griff des ureigentlichsten Wienerthums, das im Rogelhuber Obhüßl, dem Gruber Franzl und dem schneidigen Amphion des Prater's: Kurst seine gediegensten Interpreten fand. „Deutschmeister“ ist der Haupttitel, der Alles in Allem sagt und den Sub-

titel „lauter Geist“ entbehrlich macht. Im „Deutschmeister“ sehen deshalb gewisse Leute, deren faible der böhmische „Kaprot“ oder gar ein Sereffaner Bassa ist, nur die Verkörperung des gefürchteten „Wiener Früchtels“ — aber diese Sage von Anno Haarbeutel hat heute gar keine Berechtigung mehr, denn erstens werden die „Wiener Früchtel“ par excellence in Folge ihrer glücklichen körperlichen Indisposition nicht enrollirt und hungern unbehelligt in den vorstädtischen Surrogatcafés und Brauntweinbottiken herum, und weiters ist der „Deutschmeister“ zwar ein unverbesserlicher Raïssonneur, aber durch kluge Behandlung „um den Finger zu wickeln“ und erfüllt (freilich unter Accompagnement haarsträubend drastischer „Sprücheln“) schließlich unverdrossen die fatigantesten Dienstespflichten.

Aber den Spaß müßt Ihr ihm gestatten, den Zur, den Schabernack, die Hez: seiner kaustischen Kritik der ernstesten Bataillonsbefehle dürft Ihr das Ventilrohr der dialectischen Uebungen nicht verschließen, weil sonst — eine unheilvolle Explosion zu fürchten. Drückt Ihr aber ein Auge zu, wenn er seine Mundwinkel zu einer „harben“ Bemerkung spitzt, dann geht er wohl, lachend und einen festen Zodler loslassend, selbst an seinen Dienst. Die Regimentsfama weiß tausend lustigster Anekdoten dieser „Commiß-Komiker“ zu erzählen, und hätte ich nicht die Besorgniß „geschmeidelt“ zu werden, ich theilte selbst ein Schock der verblüffendsten mit. So war denn dem „Deutschmeister-Schnabel“ auch nur Einer gewachsen, der nun wohl auch schon längst „selige“ Hauptmann Schnorbuch, der wahrlich die nöthigen Haare auf den Zähnen hatte. Aber die ungerathenen „Kinder seiner Compagnie“ jubelten laut auf, wenn er die härbeißigsten Resolutionen von sich gab, namentlich bei den stets abweislichen Bescheiden während der Rapportstunde, die er sämmtlich, in seelischer Vorahnung der Gedankenharmonie mit den mystischen Worten „Mich auch!“ finalisirte. Nun, der Herr schenke dem vor Aerger meist „zweitschenblauen“, viel geplagten Manne die ewige Ruhe — die Epigonen seiner Quälgeister eilen heute unter Sang und Klang, und ohne Zweifel von den jauchzenden Grüßen einer unzählbaren Menschenmenge bewillkommt, freudetrunken in die Arme der Ahrigen.

Kriegsgesichter und Kanonenfutter.

Gedenkt Ihr noch der Jahre 1848, 1849, 1859 und 1866? Jener Jahre, in welchen der Centner Menschenfleisch um zehn Gulden feilgeboten wurde? Und wie überfüllt der Markt war! Fast mehr Geber als Nehmer. Schließlich wurde mit der Waare geradezu geschleudert, und hätte der Handel noch länger gedauert, der Preis wäre unter fünf Gulden gesunken. Die Menschen verkauften sich fast um die Fütterungskosten einer Woche.

Ich meine den „Freiwilligen“-Rummel. Freilich weinten die Mütter und es weinten die Schwestern und jüngeren Brüder, und auch ein Paar sogenannte Bräute weinten, und hin und wieder sah man sogar einen wirklichen oder Titularvater sich die Augen trocknen. Aber was nützte die „Glennerci“, das „Wiener Bruchtel“ riß sich los und stürmte auf den Affentplatz, wo der präsumtive Held einen nagelneuen „Zehnerbauksnoten“ erhielt. Eine Summe, die er all sein Lebtag nie sein rechtmäßiges Eigenthum nennen konnte. Und nun hielt er das Geld in der Hand! Krampfhaft! In der ersten besten Braunweinbontile durfte er es wechseln lassen oder für ein Paar „Pitischen“ Bier hinwerfen, ohne fürchten zu müssen, „arradirt“ zu werden! Der „Büsch'n“ am „Kappl“ war sein Palladium, er war nun „Soldat“ und — „für Dearnd! Landon!“ freischte es aus der heißeren Kehle, „was liegt denn d'ran an dem Bißl Leb'n, aber eh's gar is auf dera budlatten Welt, no amal in' Prater awi, oder nach Hernals zum Gschwandtnr ausi — und g'fahru muas wer'n und dann g'frent's enk, ös wällischen Nagelmacher, oder ös französische Bajazzer, oder ös preussische Butterbammerln! Der Karl kommt, und da is 's Eisen! — Pfiaart Di God, Muada und grüas ma d'Venerl und 'n Voda und n' Földl, und wann's D'mi nimmer siegst, so dent' D'r, i bin bei unfern Herrgott und schau aber auf enk, wann am Grund Kir'tag is. Zerwas Weanerstadt!“

So leicht schieden damals die Leute von Wien, von ihren Angehörigen vom Leben. Um zehn Gulden! Wenige kamen wieder zurück. Es war „Kanonenfutter“, das in den ersten Stunden preisgegeben wurde. Wie Sandjade.

Aufrichtig gesagt, es waren unheimliche Gestalten. Bursche mit verwegenen Gesichtern, die jahrüber das Pflaster der inneren Stadt nicht betreten, und die sich nur an den Grenzmarken der äußersten Gründe, oder auch an den Donauufern, in den Auen des Galizinberges oder des untern Praters, oder in entlegenen Kaffeeschänken und Kneipen, oder in Canälen, oder in fernem Kellerwohnungen schon verbargen. Wenn die Alarm- oder die Werbetrommel ertönte, da schnellten sie aus ihren Schlupfwinkeln empor, rieben sich die schlaftrunkenen Augen, strichen sich die Haare in's Gesicht und stiegen auf die Straße. So kamen Hunderte — Tausende, von deren Existenz die civilisirte Residenzstadt keine Ahnung hatte. Geld war zu verdienen, ehrlich zu verdienen, es galt zwar das Leben einzusetzen, aber — „was liegt an dem Biß'l Leben!“

Noch andere Gestalten tauchten damals auf. Die „Arbeitshäuser“ wurden geleert. Radezky nahm Alles, er brauchte Leute — Kanonensfutter, obwohl sich die Officiere und die reguläre Mannschaft heftig dagegen sträubten, in solcher Gesellschaft „für das Vaterland zu kämpfen“.

Es war in jenem gewissen „Jahre der Schmach“. Ich stand am Südbahnhofe. Mehr als ein halbes Tausend der bedenklichsten Subjecte, gefolgt von einem Troß veritabelsten Gefindels (beiderlei Geschlechtes) kam anmarschirt. Welch ein Anblick! Erbsable Gesichter mit verschmierten Augen, der Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Die Inhaftirten der Zwangsarbeitsanstalten meldeten sich sammt und sonders als Freiwillige für den Krieg. Man willfahrte ihrem „patriotischen“ Verlangen. Nun standen sie da in Reih' und Glied, seit langer, langer Zeit das erste Mal wieder in freier Luft! Sie waren von diesem Augenblicke an keine Sträflinge mehr, keine Gebrandmarkten, keine Verstoßenen, sie waren ehrliche Soldaten, die ihr Leben wie jeder andere ehrliche Kerl zu opfern bereit waren. Vielleicht — dachten sie aber auch an Vente in dem reichen, gesegneten Italien . . .

Da wand sich ein altes Mütterchen mit Mühe aus dem wogenden Gedränge. Die arme Frau hatte, wie sie mir gestand, seit vielen Jahren ihren Sohn nicht gesehen, sie vermuthete nur, daß er die ewig lange Zeit — in Strahhäusern zugebracht habe. Nun hörte sie, daß die „Zwänglinge“ als Freiwillige sich ge-

meldet und mit dem nächsten Zuge abgehen würden. Ein gewisses Gefühl sagte ihr, daß sie ihren Sohn, den lange Vermißten, unter dieser Schaar heute wieder sehen sollte. Sie ging die Reihen zitternd auf und ab. Angstvoll spähte sie nach ihrem Kinde — da — ein leiser Schrei — im dritten Gliede stand der Gesuchte — er trat vor und reichte der betagten Mutter die Hand.

Sie versuchte zu weinen, aber der Thränen schon lange nicht mehr gewohnt, rang sie vergebens nach dieser Schmerzenslinderung. Der Bursche, nicht mehr jung und fast im Mannesalter, mit einem ausgesprochenen Ihnrichtgutgesichte, blickte verlegen zu Boden. Vielleicht flog in dieser kurzen Secunde die Erinnerung an sein ganzes — verlottertes und verlorenes Leben durch sein Gedächtniß, vielleicht fühlte er doch Etwas wie Reue — vielleicht schämte er sich sogar vor dem abgekümmerten Weibe, das seine Mutter war und sichlich in bitterster Noth sich befand. Er griff in die Tasche und gab der Leidenden und Vielgeprüften Etwas von seinem Handgelde. Sie wies es schmerzlich lächelnd zurück und meinte: „Behalte nur, was Du hast, Du wirst es noch brauchen, ich — brauche ja nichts mehr!“ Aber dieser Zug seines noch nicht ganz verdorbenen Herzens, dieses letzte Aufklatern der Kindesliebe schien sie unendlich zu freuen, und gewiß vergaß sie nun all das zwanzigjährige Leid, das der Tangenichts über sie gebracht. Sie küßte ihn und steckte ihm ein paar Aepfel und ein Stück Brot zu, mehr besaß sie nicht, es war ein ihr geschenktes Almosen in natura, sie gab es ihm.

Da hieß es antreten. Die langwierigen Umarmungen und das Abschiednehmen mußten endlich allseits aufhören. Rechts um! Und unter lustigem Hurrahgeschrei stürmten die Todescandidaten in die Halle. Das Publicum zerstreute sich. Viele Angehörigen liefen der Linie zu, um von hier aus den Train vorüberbrausen zu sehen. Auch ich ging, aber melancholisch heimwärts. Da, auf einem Sandhaufen, saß das arme Weib, den Wid unverwandt nach der Wabutrace gerichtet. Plötzlich ein schriller Pfiff der Locomotive die „Freiwilligen!“ die „Freiwilligen!“ hieß es, und unter betäubendem Freudengetöse und unter tobenden Hochrufen auf Wien, jubren sie vorbei — in den sicheren Tod. Es waren früher Gauner und Strolche und Vagabunden, die aber nun wieder ehrlich geworden, und man winkte ihnen deshalb

ein freundliches Lebewohl! zu. Erst jetzt konnte auch die Mutter, die vor mir saß, weinen, aus vollem Herzen weinen, und sie weinte bitterlich. Ob sich die Zwei im Leben nochmals sahen? Ach, wohl nie wieder! — —

Dieser dramatische Kriegszug der Wiener „Zwänglinge“ hatte übrigens eine tragikomische Schlusspointe. Am Perron des Bahnhofes fanden sich nämlich an jenem Vormittage eine Unmasse . . . „Weibsbilder“, meist Dirnen nur eines und desselben Rufes und Metiers ein, welche alle ihre „Freunde“ nicht verlassen wollten und etwas ungestüm forderten, mitfahren zu dürfen. Sie wollten ebenfalls in den Krieg, als — Marktentenderinnen wenigstens. Ihre Abwehr war ohne Aufsehen erregenden Exceß beinahe unmöglich, so willigte man denn scheinbar in ihr Verlangen und pferchte sie alle zusammen in den letzten Waggon. Welch Jubelgeschrei bei der Abfahrt! Aber, o wehe: Nach einigen Stationen koppelte man den Waggon mit der sonderbaren Fracht ab, der Zug fuhr weiter, in's „Wäldliche“ hinein, und — die „Damen“? — Nun, in Kriegszeiten macht man auch mit dem schönen Geschlechte nicht viel Umstände.

Man lobte später den Muth und die Tollkühnheit der Wiener Freiwilligen im Allgemeinen und auch jener bedenkliche Nachschub soll sich wacker benommen haben. Und Wien spürte eine gewisse Reinigung. — —

Dann kam das Jahr 1859. Und wieder tauchten Gestalten auf und zogen oder fuhren, auf's Lustigste gestimmt, in luxuriösen Comfortables lärmend durch die Straßen der Stadt, Gestalten, von deren Dasein der Städter keine Ahnung hatte. So schnell war der Nachwuchs, die Ergänzung dieser Gattung fertig. Aber von nun an hatten's die Freiwilligen leichter. Von Todesgefahr war kaum mehr die Rede, denn ihre Ausrüstung bis auf das letzte normale „Haftel“ dauerte, Dank der herkömmlichen „Brodlerei“, nun meist so lange, bis die Friedenspräliminarien zur Unterzeichnung kamen. Unsummen Geldes wurden auf diese Weise unnöthig verschwendet, förmliche Ausstattungen, wie für Hochzeiten wurden auf's Minutiöseste eingeleitet und so lange durchgeführt, bis — der Krieg zu Ende war. Ich erinnere nur an die berühmten „Welden'schen Schari schützen“ Anno 1849, deren materielle Adjustirung die besten

Denker des Vaterlandes beschäftigt, und allein die Auskügeling der exquisitesten Hut- und Federbuschform, dann die praktische Anbringung des Gßbestecks (!) schwierige und endlose Erwägungen verursachten. Die Herren gingen, auf's Schmuckste armirt, in Wien spazieren und harrten der Befehle zum Ausmarsche — da bedurfte man ihrer plötzlich nicht mehr und ihr kostbares Kriegscostüm, sowie das der Anno 1866 auf Kosten der liberalen Wiener Commune ausgerüsteten Freiwilligenbataillone, und auch des ebenfalls ein Heidengeld verschlingenden Mensdorff'schen Alpenjägercorps — wanderte in die Theatergarderoben und in die Magazine der rechtgläubigsten Kleiderhändler. Diese Methode ging so fort, bis die Errichtung von Freiwilligenbataillonen in Wien allgemein als Ende des Krieges galt. —

Nun schreiben wir 1870. Die glücklicherweise abermals eingetretene „Störung des europäischen Gleichgewichtes“ könnte wieder einer Legion Menschen Beschäftigung geben. Auch in Wien drängt die „Situation“ schon eine Masse jener, in steter Kriegsbereitschaft befindlichen, immer auf's „Schlagfertigste“ gestimmten Individuen dunkelster Existenz in den Vordergrund. Zehnt Euch um, und Ihr werdet Gesichter bemerken, die Euch sonst nicht vor die Augen kommen. Die äußeren Vorstädte sind bereit, ihr übliches Contingent zu stellen. In den Kaffeehäusern wird schon heftig debattirt, und werden Pläne entworfen, wie man sich gegen diese oder jene Kampfweise der eventuellen Feinde zu verhalten habe. Der verunglückte Student, der arbeitshene Handwerker, der — verzweifelte Ehemann, der bankerotte Kaufmann, der entlassene Beamte, der Betrogene und Getäuschte, der liederliche Sohn und der von der ganzen Welt Verlassene — sie Alle, die zur vielköpfigen Branche der Lebensfatten gehören, sie hocken nun hoch auf bei jedem Knittern eines Zeitungsblattes, bei jedem Ausrufe eines Zeitungslesers. Sie sind auf den ersten Wink bereit, dem „Rufe des Vaterlandes“ Folge zu leisten. Die „leidige“ Neutralität verbietet es aber noch vorläufig, von ihrem Anbote Gebrauch zu machen. „Nun vielleicht später — später!“ jenzzen sie und werfen sich in den Winkel ihrer Expectance, in Trammereien versunken, nieder.

Ja, vielleicht später! Das ist ihr einziger Trost, ihre letzte Hoffnung, denn sie wollen ja Alle ihr jetziges Loß abschütteln

und als andere Menschen wiederkehren, oder — sterben, sterben, fern von dem Schauplatze ihres Glendes.

Das ist, mit wenigen Ausnahmen, der Stod der üblichen Wiener Freiwilligencorps. — Resolnte Vabanque-Spieler mit ihrem Leben, Materiale für Chronikenschreiber oder auch — namenloses, ungezähltes Kanonenfutter. — —





VI.

Anhang.

Zur Tagesgeschichte.

Im Elysium.

(Eine kleine communale Apotheose.*)

Unter „allgemeiner Heiterkeit“ auch der seligen Zuhörerschaft gibt „Vater“ Kleinbonz soeben eine Erzählung seines gemeinderäthlichen Erdenwallens zum Besten, und schließt sein „geliebtes Deutsch“ zu Zeiten noch immer nicht ganz in der Gewalt — mit den Worten: „Ja, meine lieben Engeln und Engel, so hab' ich manchmal „gefirt“ pane Bürgermeister; war mir selbst oft lad, aber hab' ich nicht anders kommen. Nation meinige, budbanige, macht immer so, wann will durchsetzen, was hat einmal in Kopf g'fest alleweil!“

(Ein unter einem früheren Bürgermeister in das bessere Jenseits hinübergegangener Schatten): Muß a guater Mann sein, der Zelinda. (Zeugt.) Zu meiner Zeit hat man nur immer auf „Repräsentation“ g'chant — mein Gott! wann nur wir Bürger auch was davon g'habt hätten!

Kleinbonz: Zelinda schant auch auf Repräsentation, aber repräsentirt nur „Wiener Gutmuthigkeit“!

Ein anderer Schatten: Das ist das Wahre! Geht's, trinken wir a Glasl Klosterneuburger auf seine G'sundheit! Stoßt's an! Der Zelinka soll leben, noch viele, viele Jahre zum Besten meiner Landsleut! A so an Bürgermeister hab' i ihnen schon lang g'wünscht. Also: Hoch der Zelinka! Hoch das neue Wien! (Zubelndes Gläserklirren. Es klopft.)

Der Pförtner: Wer ist d'raußen?

Eine sanfte Stimme: Ein Wiener aus — Wischau.

Klenhonz (erschreckt): Wiener aus Wischau? Wischau? Da is ja . . . um Gotteswillen, macht's auf! Die Stimm', der freundliche Ton is mir bekannt, mich trifft der Schlag vor Angst und vor . . . Freud! (Es wird geöffnet und herein tritt mit einem Palmzweige in der Hand und einem Cypressenfranze auf dem Haupte: Zelinka.)

Klenhonz (ihm um den Hals fallend): Jesus, mein guater Bürgermeister! (Alles drängt sich um die Beiden.)

Zelinka: Nicht wahr, lieber Klenhonz, das ist g'schwind gegangen? Ich bin Ihnen bald nachkommen? (Leise.) Es hat mich halt doch nimmer recht g'frent unten — so ganz allein. (Laut.) Aber jetzt führt's mich nur schnell zu meiner Monika. Wie geht's ihr denn? Ich möcht's gern überraschen . . . ich hab' ihr ein' heimliche Freud' g'macht — da schauen's her: das rothe Leiberl, das' vor vierzig Jahren tragen hat und das ihr so gut g'standen is, das hab' ich aufg'hoben und ihr mitbracht, das muß's jetzt wieder tragen; und ihre Brief' hab' ich auch mit, die muß's mir jetzt alle Tag' vorlesen — meine Brill'n hab' ich ohnedem nicht mit, weil ich's mein' alten Freund Khunn g'schenkt hab'. Also wo is's denn?

Ein alter Schatten: Die führt uns die Hanswirthschaft. Wir finden keine bessere — sie ist ein wahrer Engel!

Zelinka: No, das g'frent mich, daß mein' Monika da herob'n auch so geehrt wird, unten auf Erden habn's die Leut' gern g'habt, die gute Seel'!

Klenhonz (mit Feuer): Stell' ich den Antrag, daß eine Deputation von neun Schattenmitgliedern die Frau Bürgermeisterin im Triumphe herbeihole. (Einstimmig angenommen.)

Zelinka (sich den Schweiß trocknend): Das war ein schwerer Abschied von meine lieben Wiener. Aber Sie, Klenhonz,

haben auch eine schöne Leich kriegt, und was für Nekrologe! (Mlenhonz wischt sich eine Thräne ab.) Sogar die „Neue Freie“, die alleweil was zu nergeln hat g'habt an Ihnen, hat g'schrieben, daß Sie ein ehrlicher, wackerer Bürger waren. (Mlenhonz richtet sich stolz in die Höhe.) Und das Gedräng' bei der Leich! Ihrer Frau habn's gar das Portemonnaie g'stohlen . . .

Mlenhonz (heftig): Zatrace . . .

Zelinka (beschwichtigend): No, no; das wird auch noch zu verschmerzen sein; jaus da herob'n auch gleich so in der Höb'? Da entzieh' ich Ihnen das Wort!

Mlenhonz (gutmützig): Verzeihn's mir, daß ich Ihnen hab' oft Gift und Gall g'macht . . .

Zelinka (fremdlich): Macht nir! (Reichen sich die Hände.)

Mlenhonz: Aber jetzt nehmen's Platz. Ist zwar biß feucht hier, von wegen Wolken, was ich hab' für Sturwer herg'richt, aber —

Zelinka (sich niederlegend): Schad't nir. (Lärm in der Nähe, man bringt unter freudigem Jubel):

Frau Monika (auf Zelinka losstürzend): Andres! Andres! Da bist ja! Aber so spät! So lang' hast mich warten lassen! Bierzehn Monate — und hast doch versprochen, daß d' bald nachkommst! (Bedeckt ihn mit innigen Küßen.)

Zelinka (gerührt): Da schau', jetzt laugt's zum Zanken an. Ich hab' ja ohnehin gleich mitgehen, oder doch wenigstens gleich nachfolgen wollen — aber, wenn's mich unten nicht fortlassen! Dann die Menge Arbeit! Jetzt, wo die Donanregulierung . . .

Mlenhonz (einfallend): Was wird mit Freibad?

Zelinka: Mir scheint, Sie geb'n da auch noch fein' Ruh'? Mit Ihrem ewigen Freibad! Hab'n's da herob'n mit a schon an's erricht'?

Mlenhonz: Bis ich passende Platz hab' g'funden, daß arme Lehrbuben Engel nicht brauchen gar zu weit zu laufen.

Zelinka: Hab'n's mit 'n Mouff schon unterhandelt?

Mlenhonz: Zan me noch bos aufeinander! A potom! Was is soult Keng's?

Zelinka: Nun, den Act über den Gasbeleuchtungsvertrag hab'n's endlich g'funden.

Alle (verwundert): Ah, das ist ja fast unglaublich!

Zelinka: In der Stubenthorschule wird schon geheizt.

Alle (noch mehr verwundert): Warum nicht gar?

Zelinka: Ja, es geht jetzt Alles sehr rasch. Und eine Harmonie ist — daß es eine Freud' ist; Alles ein Herz und ein Sinn. Nur die Hausherren wollen auf einmal nir mehr zahl'n.

Ein erhausherrlicher Schatten: Das war bei meiner Zeit auch schon. Ein ordentlicher Wiener Hausherr muß raunzen.

Kleyhonz: Was ist mit Bürgergard'? Was ist mit großmächtige Vermögen von Bürgerartillerie?

Zelinka: Da reden wir später einmal davon.

Kleyhonz: Und Neujahrseuthhebungsarten? Und Lose zur Armenlotterie?

Zelinka: Kergern's mich nicht, lieber Kleyhonz. Sie wissen, daß ich selbst von jeher . . .

Frau Monika (einfallend): Du, auf ein Wort! Was ist's denn mit mein' Brillantschmuck?

Zelinka: Den hab' ich der Schottenkirche vermach't. Mein Freund, der Gatscher . . .

Frau Monika (herzlich): Und die armen Leut' — hast auf sie denkt?

Zelinka (freudig): Alles in Ordnung — ich glaub', man wird mit mir zufrieden sein. (Allseitiges Bravo. Einige Kinder-schatten drängen sich heran, küssen ihm die Hände und rufen innig: „Lieber guter Papa!“)

Zelinka (erstaunt): Papa? Was heißt das? Monika! Man will mich in Verlegenheit bringen — glaub's nicht!

Kleyhonz (begütigend): Aber lassen's doch Hand küssen, Papa! Sind ja nur städtische Waisen, was verehren Ihnen wie zweiten Vater. (Die Kleinen weinen.)

Zelinka (freundlich): Ah so ist die G'schicht! Nu, wie is 's Euch denn gängen, ihr armen Wajserln?

Die Kleinen: Gut! Gut! Aber da herob'n geht's uns doch besser. Die Frau Monika ist eine gar so a gute Mutter!

Ein mürricher Schatten (ernst): Herr Doctor! Wird der gewisse Vertrag mit den Schulbrüdern —

Kleyhonz (einfallend): Das ist mein Antrag, werd' ich stellen später!

Zelinka: Apropos! Gibt's hier gar keine Zeitung? Ich möcht' gern etwas lesen — über . . . mein' Leich!

Der Pförner: Noch nicht. Die Expedition ist ein bißl mangelhaft — aber sie muß doch bald kommen. (Ein jetziger Colporteur schiebt das Blatt durch eine Wolke.) Da is's schon!

Alle: Vorlesen! Vorlesen! Der Menhonz soll lesen, der liest am besten!

Menhonz (lächelnd): Möcht' ich gern lesen, aber geh'n mir die Augen über — kann ich nicht, muß ich weinen. (Weint.)

Ein Schatten (der bisher abseits gestanden, drängt sich plötzlich herbei, fällt vor Zelinka auf die Knie und ruft): Verzeihung, edler Mann! Laßt es für mich die Sühne und Buße sein, wenn ich's verkündige, wie Wien seine treuen Bürger ehrt!

Zelinka (fährt sich mit der Hand über die Stirne; schmerzlich): Unglücklicher! Warum haben Sie uns Allen damals das angethan? (Der Schatten birgt sein Haupt in Zelinka's Schoß.)

Ein Waisenknaabe: Ich will vorlesen, bitte! bitte!

Alle: Lies! lies!

* * *

Der Kleine liest nun: „Die Leichenfeier Zelinka's.“ Die Schatten alle lauschen in athemloser Stille. Zelinka sitzt, in Gedanken verfunken, das Haupt auf seine Brust geneigt. Frau Monika lehnt, den Arm um ihn geschlungen und ihr Antlitz verhüllend, den Kopf an seine Schulter, die Umstehenden gruppiren sich zu seinen Füßen und sehen mit verklärten Augen zu ihm empor. Und als man nun vernahm, wie sein Hinscheiden Hunderttausende mit Schmerz und Mummerniß erfüllte, wie er geliebt und geachtet und geehrt von Hunderttausenden gewesen, wie sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich nach seinem Sarge gedrängt, um der theuren Leiche den letzten Abschiedsgruß zuzurufen, als man vernahm, wie alle Schichten der Bevölkerung in ihm ihren gemeinsamen Freund, ihren gemeinamen Wohlthäter, ihren gemeinamen Vater verloren und betrauereten, wie graubartige Krieger an seinem Todtenbette weinten, und die ärmsten Kinder ihren einzigen Sparpfeunig opferten, um einen Kranz und ein schmuckloses Band am seinen Sargdeckel legen zu können; als man vernahm, welche Worte an seinem Grabe gesprochen

wurden, wie man seinen Bürgermuth und seinen Rechts-
sinn ehrte, seine Milde und Güte, und wie er auf dem großen
weiten Erdenrund nicht einen einzigen Feind zurücklasse, und
die Tausende und aber Tausende ihm nur ein weihervolles „Amen!“
in's Grab nachriefen — da weinten selbst die Seligen in
Elysiums Gefilden, Zelinke umschlang seine treue Lebens-
gefährtin, erhob sich und rief mit freudeglänzenden Augen: „Nicht
einen einzigen Feind!“ Und so geliebt und geehrt! Nicht
wahr, Monika! So stirbt's sich leicht — und — ich habe nicht
umsonst gelebt?“ — Dann sank er in einen leisen Schummer.

Alsenhonz: Pst! Pst! Weckt ihn nicht — es hat ihn zu
sehr ergriffen. Indeß stell' ich einen Antrag: Was wär's, wenn
wir Wiener hier uns zur Schlichtung unserer himmlischen Ange-
legenheiten ebenfalls einen — Bürgermeister wählen würden? Seid
ihr damit einverstanden? (Alles nicht zustimmend.) Dann gebe
ich meine Stimme unserem guten, braven Zelinke — ihr findet
im Himmel und auf Erden keinen besseren Bürger-
meister! (Zubel. Frau Monika lehnt sich über den Schum-
mernden und küßt ihn auf die Stirne, Genien kommen herbei
und streuen Rosenblätter über die Beiden. Gruppe der Seligen.)

Der Ball der Unfehlbaren.

(Jänner 1871.)

Und es ist die Zeit, so da geichehen Zeichen und Wunder,
und der Herr der Heerschaaren nicht wie der Gott der Rache
Blicke über die Rottc Morah versenden wird, die im sündhaften
Tanz ihr eitel Vergnügen sucht, sondern als verzeihender Vater
dazu lächelt, wenn die elendigliche Menschencreatur, statt sich zu
kasteien, für ein Polka-Frangaise sich engagirt.

Und siehe, so war es auch. Und es thaten sich zusammen
an Tausend Männlein und Weiblein und jeglichen Standes und
Alters, aber von christkatholischem Glauben und hatten ein
scharfes Auge und banden es sich auf's Gewissen, daß nicht ein
rändiges Schaf sich mische in die gesunde Heerde und nicht etwa
ein unreines „Jüngelchen mit trummer Nos“ verpeste die reine
Lust der apostolischen Versammlung.

Und siehe, so war es auch. Und die Tausend, die Mittwoch kamen, um mit gottesfürchtigem Herzen ein ehrbar Tänzchen zu wagen, sie bebeten nicht zurück vor den † † † Räumen, die sie betraten, obwohl der leibhafte Gottheibeiuns hier gar oft gehaust, und in der vermaledeieten Gestalt eines Socialdemokraten lästerliche Reden gehalten, oder als „harbe Toni“ mit dem „Na vafteht si! Na vafteht si!“ züchtige Ehren verletzten. Denn es war beim „großen Zeisig“.

Und siehe, so war es auch. Und die Englein im Himmel mußten ihre Freude daran haben und hatten sie auch, als sie herabschaueten und ihre Aengelien labeten an dem freundlichen Ausblick. Denn so da fürbaß sich plandernd ergingen oder wälzeten oder in den Pausen der Ruhe „frumb“ und rechtsam bei einander saßen, es waren nicht der lockeren Gesellen und ehrvergeßenen Dirnen, so männiglich zu finden, alsbald zuchtlose Wüfci ihre Schalmeien ertönen lassen. Es waren vielmehr rechtschaffene Streiter der Kirche Christi, es waren jungfräuliche Mägde, die der Herr gesegnet mit der Gabe des appetitlichen Aussehens und der Kunst der schmackhaften Mehlspeisbereitung; es waren seßhafte Bürger, angethan mit dem Kleide des Wohlstandes und geziert mit güldenen Kreuzleins, so ihnen gegeben zum Zeichen der Gunst fürnehmber Herren. Und es waren dabei noch die durch den Segen der Kirche den wackeren Männern angetrauten Frauen und die aus solch gottgefälligen Ehen hervorgegangenen Söhne und Töchter, Letztere gar wunderbar anzuschauen im Schmucke der Unschuld. Denn Alle, so beisammen waren, gehörten zu dem katholisch politischen „Casino von Mariabühl“, dessen wunderthätiger Ruf sich weit über die Marktreine des Bezirkes, ja selbst über den Züniengraben erstreckt.

Und es war ein erhebendes Bild, wann die Thüren des Saales sich öffneten und eintrat ein frommer Mann, und die Frauen und Jungfrauen sich erhoben und ihm küßeten in Ehrwürdt die Hand, die sich ausstreckte, wie um zu segnen die Versammlung.

Und es war ein Ehrenschmuck, als ob die Cherubim und Seraphim sangen, als der katholische Junglingsverein ein schönes Lied begann, das ganz anders klang, als das unheilvolle: „Daß die Nachbarschaft davon nur hört.“

Und da es Gott nicht durchaus mißfällig ist, sobald es einer Creatur gelüftet, von Zeit zu Zeit ein Viertelfröndlein in Zucht und Ehren auch dem Spiele der heiteren Muse anzuwohnen, so thaten sich noch drei Jünglinge vom katholischen Jünglingsverein hervor und tragirten zu mancherlei Ergößen die alte Komödie „Die Gratulanten“ von weiland J. B. Moser, was Maßen seines Zeichens ein Sänger des Volkes gewesen und im grauen Alterthume gelebt, wo man noch nicht gekannt den „feichen Wiana Biz“, und den feden „Nigl-Nagl“.

Und als die Lust gestiegen am höchsten und Fröhlichkeit strahlte auf jeglichem Antlitz, da schien der Moment gekommen, das Wort Gottes in neuer, faßlicher Form zu predigen und — über die Juden und Judenpresse endlich den Stab zu brechen.

Und siehe, so geschah es auch. Und es stand auf ein Mann, seines Zeichens Director, der da wohnt in einem Seminario, allwo die Knäblein geheget und gepflegt in christlicher Liebe. Und der Mann erhob seine Stimme, die so hell und lieblich tönete, wie der Klang der Peterspennige, wenn es unbeschnittene Ducaten. Und der Mann redete Allertei und Vieles.

Und der Mann sprach: „Geliebte Brüder und Schwestern in Christo! Ferne sei es von mir, daß ich, wie es bei den Heiden und Ungläubigen und Socialdemokraten Sitte, von Euch Geld zu Vereinszwecken verlange. Wir brauchen kein Geld (Bravo!), aber wir brauchen Euch, das heißt, Ihr sollt das katholische Casino dadurch unterstützen, daß Ihr nicht wegbleibt von unseren gottgefälligen Versammlungen, wo Ihr ebenfalls Euren Pausch halten könnet (Mufe: Sehr wahr!) wie daheim, im Kreise Eurer Lieben und Freunde. Laßt uns darum alltäglich zusammenkommen und inbrünstiglich beten, daß die schlechte Judenpresse der — Dingsda hole. Amen.“

Und Zähren aufrichtiger Nührung träufelten von den Wangen der andächtigen Zuhörer, die das Gelöbniß thaten, ihre freie Zeit nicht mehr mit „Mariafchen“ und „Preferanzeln“ zu vergeuden, sondern den frommen Ermahnungen des Herrn Vereinspräsidenten und der Herren Ausschüsse zu lauschen.

Und wieder erhob sich ein Mann, dessen Stimme aber so mächtig klang, wie das Brausen des Oceans oder die Zorn

ansprüche eines mit dem „Maibischen“ abgewiesenen „Grundwachters“. Und der Mann mit der Donnerstimme sprach Mancherlei und Vieles.

Und siehe da, so geschah es. Niemand wußte, was der Mann mit der Donnerstimme wollte, denn Niemand verstand den Mann, obwohl er feierlich erklärte, kein Jurist zu sein und nicht „g'schindirt“ zu haben.

Und als der Mann mit der brausenden Oceansstimme die Versammlung, welche noch immer nicht wußte, um was es sich handle, in die höchste Begeisterung versetzt sah, da fand er den geeigneten Augenblick, urplötzlich ein Hoch! auszubringen, und zwar auf — die Errichtung eines „katholischen Comitéscafés“. Und man weinete abermals vor Rührung und Freude.

Und als Jeglicher und Jeder sich mit dem „Schneuztüchel“, so erzeugt war aus Seide, Finnen oder Baumwolle, abgewischt das Raß, so erzeugt war durch die Macht der Rede eines „Ung'schindirten“, da schlug die Uhr der Maria-Troster-Kirche zwölf, und die so fröhlichen Ballgäste durchschauerte es bei dieser Mahnung an die Geißerstunde und es bekreuzte sich Jeglicher und Jeder.

Und siehe da, so geschah es, daß urplötzlich, zwar nicht das erwartete jüngste Gericht, hingegen die freudige Nachricht hereinbrach, wie alsbald zum ferneren Ergötzen aller Strengglaubigen eine „Lur-Lotterie“ veranstaltet werde, bei welcher Jeglicher und Jeder mit Treffern von gediegenem Werthe überreicht werden mußte. Und wieder strahlte eitel Lust und Vergnügen auf den Gesichtern der also Beglückten.

Und siehe da, so geschah es, daß A einen Jahrgang des „Vaterland“ und B einen „Krampustatender“ und C einen Jahrgang des „Vollsreund“ und D einen Jahrgang des „Vaterland“ und E einen „Krampustatender“ und F einen Jahrgang des „Vollsreund“, und so fort in gleicher Folge Jeglicher und Jeder eine dieser lieblichen Gaben aus der Glücksunne zog und das Geschick pries, daß sein Herz nicht Verrgerüß erlitt durch den launischen Zufall, der ihm etwa ein Debardeurbochen oder Voltaire's „Candide“ in den Schoß werfen konnte, vorausgesetzt, daß derlei frevelhafte Treffer im Spielplan ent-

halten gewesen wären, was aber, Gott sei Dank, nicht der Fall war.

Und als nun die Versammlung, reichlich bescheert, zu ihren Tischen zurückkehrte, um im frommen Geplauder die Vortheile eines katholischen Ballfestes zu erwägen, da ertönten noch einmal die Fidel und Flöten und riefen die jugendlichen Beine zu einem züchtigen Schlußgalopp, worauf die Versammlung ehrbar von dannen trippelte oder in schönen Karosjen nach Hause fuhr.

Und die das Wunder jener katholischen Ballnacht gesehen, die beten seither zum Himmel, daß er sie so fromm und rein erhalte und auch ihre Kinder und Kindeskinde in seinen Schutz nehme, auf daß sie auf ihrer Lebensbahn nicht stracheln und nicht etwa einmal dorthin sich verirren, wo auch — Juden tanzen. Amen! —

D' Frau Resl über die Altkatholiken.

(October 1871.)

Es ist eine alte und die löblichste Gewohnheit von mir, bei strittigen Anlässen gleich an der lautersten und untrüglichen Quelle mir Rath's zu erholen und den verwirrenden Trakelsprüchen unerläßlicher Auguren sorgjam aus dem Wege zu gehen. Gefällt es z. B. dem dunklen Gesichte des gemeinsamen (oder auch engeren) Vaterlandes, ein verblüffendes Ereigniß staatlicher Organisation auf die Tagesordnung zu setzen, so wird es mir nicht einfallen, in den Dicastereien herumzuschnußfeln, die oratorischen Brosamen bureaukratischer Größen aufzuschnappen, und, um mich zu belehren und zu beruhigen, der nebulösen Communiqués eines Departement's-Paschas oder sonstiger vaterländischen Celebritäten zu hórchen. In solchen historischen Augenblicken, wo die Weltgeschichte einen neuen Absatz beginnt, wandere ich schmucktrachts an den Urquell ehrlicher, unbestochener Kritik, d. h. ich lausche der Volksstimme und sollte ich sie nirgends zu hören bekommen als im — „Mißgrübert“, der Koftra urwüchsigster Charaktere, voll ungenirtester Empfindung und prägnantester Definition.

Selbstverständlich genügt dieses Tribunal mit seiner originellen Bonmotzjustiz nicht für alle Fragen, welche meine staatsbürgerliche Prust zeitweilig mit bangen Zweifeln erfüllen. Für den czechos-germanischen Conflict und das Rieger'schen Quotenattentat konnte ich dort allerdings die erschöpfende Instruction, wie das Urtheil des „gemeinen Mannes“ über die tragikomische Angelegenheit laute, mir zu Gemüthe führen, und aus den ungekünstelten „Naturlauten“ classischer und legaler Repräsentanten ganzer Volksschichten einen Schluß auf die Denkweise der ungeheuren Majorität meiner communalen Genossen ziehen. Was Anderes aber ist es mit der Aufgabe, mich über den Fluß der religiösen Bewegung zu orientiren und die Stimmung zu erforschen, welche die große Masse meiner christkatholischen Landsleute in dem fatalen Unsehlbarkeitsdilemma erfülle. Zu diesem belehrsamem Zwecke mußte ich folgerichtig in das Hauptquartier der eifrigsten Streiter (und Streiterinnen) der allein seligmachenden Kirche mich verfügen und ich ging deshalb in den — Dominicanerkeller.

Es war am Tage nach dem ersten Gottesdienste der Nicht-Unsehlbaren. Die Menge saß Kopf an Kopf gedrängt und besprach in erregter Debatte das kirchliche Ereigniß. Ein Fildschneider (nach dem Auaad'schen Hips-Mufter) führte das große Wort und donnerte gegen die „Keker“ und „Heiden“, in seiner Philippika eine so riesige Quantität von Schwefel und Pech verwendend, wie solche bei sämtlichen Predigten in der Vigourianerkirche noch nicht benützt wurde. Dabei schenkte er sich unablässig aus der Maßlajche ein, die als „Weiß“ eines gottesfürchtigen Hausherrn auf dem Tische zum Troste der Anwesenden figurirte, und rief ein über das andere Mal: „Die neuen Schulgesetze sind unser Unglück! Ich hab' zwar, Gott sei Dank! keine Kinder, denn ich bin, wie die Herrschaften wissen, ledig und bleib's, weil Christus der Herr auch ledig blieben ist; aber das sag' ich, wann ich Kinder hatt', ich grabet's lebendig mit meine eigenen Händ' ein, ehe ich's in so ein' Judenbuhl' schiden that! . . . Trinken's aus, Herr Nachbar, es kommt noch a frisch' Maßl!“

„Und wie war denn die Judenmest?“ fragte eine dicke Stapanlein, die eben einen Gugelhuß tranchirte und die Gesellschaft zum „Zugreifen“ einlud. „Do G'schicht muß ja rein gott's-tahterl g'weisen sein? As denn gar kein Unglück dabei g'scheg'n?“

„Unglück? Unglück?“ rief der Glückschneider, nach einem Stück Engelhupf langend, „mein Gott! wie man's nimmt, für'n Anfang Unglück g'nug, wird schon mehr kommen! (Mit erhobener Stimme:) Wie der Judengeistliche die Hostie in die Höh' g'hatten hat, wird's plötzlich blutroth . . .“

Alle Anwesenden: „Jesjes, Maria und Josef!“ Die Kapäunlerin macht das Kreuz, der Glückschneider nimmt einen herzhaften Schluck und fährt, mit den Händen heftig gestikulirend, fort: „Wird's plötzlich blutroth! Das war ein Fingerzeig vom Himmel, als wann er sagen wollt': Ihr habt's Christus, den Herrn, umbracht! Ich sag' Ihnen: ein schrecklicher Ausblick! Die Frauen sind in Ohnmacht g'fall'n, die Kinder hab'n zum Schrei'n ang'fangen, ein' pensionirten Rechnungsrath hat der Schlag getroffen, es war wie beim jüngsten G'richt. —“

Die Uebrigen: „Hör'n's auf! Hör'n's auf! Mich friert ordentlich!“

Der dicke Hansher: „Josef, noch ein' Maß! . . . Ja, sag'n's mir, hat denn da die Polizei ruhig zug'schaut? (Mit der Faust auf den Tisch schlagend, laut:) Kann denn da das Consistorium nicht einschreiten? Das ist ja ein Frevel, wie's die Jakobiner nicht anders trieben hab'n?! Gibt's noch ein Christenthum bei uns, oder leben wir im Hottentottenland? Mich bringt die Gall um!“ (Leert seinen geschliffenen Seitelstutzen.)

Der Schneider geheimnißvoll: „Das Aller schönste bei der ganzen G'schicht is, daß kein' einzige Zeitung auch nur ein Sterbenswörtl über den Skandal mit der blutigen Hostie hat bringen dürfen! Ist ihnen verboten word'n!“

Alle: „Was Sie sagen? Hm! Hm!“

Der Schneider mit wichtiger Miene: „Strengstens verboten! Bei Cautionsverlust! Nur der „Volksfreund“ hat die Kurajsch g'habt, anzudeuten, daß die Altkatholiken nichts anders als Juden sind!“

Alle: „Sunst jan's ja mir, als Juden, ich kenn' selber ein Paar, die sich hab'n einschreib'n lass'n . . . mein Gott! Umsonst werd'n sie's eh nit thun: man hat ja allerhand erzählt . . .“

Der Schneider, rasch: „Zehn Gulden bekommt Jeder monatlich, die Frauen sechs, die Kinder zwei: mir hat's Einer selber

g'standen, gestern im Heiligentkreuzerhof, wie i ihm in's Gewissen g'redt hab'. Wissen's, sagt er, hat er g'sagt: Bei die theuern Zeiten kann ma ein so ein'n Verdienst nit leicht zurucklassen. I hab' acht Kinder, ein frant's Weib, da brauch i die paar Gulden! — Nu ja: zweimal acht is jechzehn, sie: jechse, is zweimundzwanzig, seine zehn Gulden: macht's Monat zweimunddreißig Gulden! der Winter is vor der Thür' — da wird der Mann, der keine solchen festen Grundsätz' wie unereins hat, bald wankelmüthig. Wenigstens wissen wir jetzt, was die Geldnoth zu bedeuten hat! Warum's Geld so pldglic verschwunden is! Für die Altkatholiken, für die Regier hab'n sie's j'amm-g'scharrt, denn die G'schicht kost' ihnen ein Heidengeld!“

Alle: „Freili is's so! Zahlt jan's! Unsonst verschreibt sich Keiner 'n Teufel!“

Der dicke Hausherr: „Ich weiß nit, is mir vor Aergermuß über den Kalvatorstantal oder auf die g'sulzten Schweinsfüßel nit recht gut . . . aber mi druck's . . . Josef! geb'n's no a Maßl her, aber von dem andern, der der Weinigen so schmeckt . . . Schwab'n m'r'n abi den Born und halt'n mer j'sammen, was mir gute Christen jan; wer weiß, ob nit doch no a Wunder g'schieht!“

Der Schneider: „Zum G'richt muß's kommen, verboten muß der Götzendienst werd'n und 's Geld müßens außer geb'n, i selber dring' d'rauf!“ — —

Mann hatte der vom Inquisition's- und fiskalischen Gelüste erfüllte Kampe der Unsehlbaren die letzte Drohung ausgestoßen, als sich seine Rückenmachbarin, eine resolute Matrone von der Gröbbergerlande, renommirtes Merzelweib bei der Dienstboten-Muttergottes und älteste Stammgastin des Kellers, die den homiletischen Erpeorationen des schneidernden Papisten schon lange ungeduldig zugehört, pldglic nach ihm wendete und im breitspürigen Redestrom folgende Erläuterungen gab:

„Sie muh'n schon verzeig'n“, meinte das madere Weiberl, „wann i mi ungebet'n in Jhuern Dücklurs misch, aber, was j'viel is, is unghund, und was j'dumm is, is dasset! Däß's es nur glet wissen, i bin a Altkatholikin und hab' a Wort d'rein-z'ied'n, weil i vom Sach bin, und schimpfen und verleinden lau'n m'r uns nit, weil's das nit gibt! I bin jetzt zweimundachtz'g Jahr alt und i bin jechz'g Jahr beim G'schäft, alleweil

christkatholisch! Mein seliger Mann war vierunddreißig Jahr Himmelfrager bei Peter und Pauli, und meine zwei Söhn' san ins Läuten gangen und Ministrir'n, bis sie's zum Militär g'nommen hab'n; mir san also Leut von der Kirch'n und kennen die Leut', die a Religion hab'n! I bin in alle Kirchen z'Haus, und hab' mit'n Plakaufheb'n in der Fast'n schöne Biskamtschaften g'macht. Unjereins muß g'fragt werd'n, wann ma wissen will, ob's mit der Religion vorwärts oder z'ruckgeht! Mir können Anschluß geb'n, wer andächtig is oder nit, weil mir an Ueberblick und G'legenheit hab'n, an Unterschied kennen z'lernen.“

„Die Putzgedl in der Modemeß', der i a Brieferl zustecken sollt' — und die einfache Frau, die am Sterbtag von ihr'n Vater oder ihr'n Kind in aller Fröh kommt und in der Still' an ein' Seitenaltar ein paar Kerz'ln anzünden laßt; der Gnä' Herr, der sich was einbild't, weil er beim Hochamt im ersten Stuhle sitzen darf, bei der Predig aber eing'schlafen is; und der arme Wittiber, der seine Bub'n in d' Kirchen führt, daß sie sich, wann's das Platz seg'n, wo der Sarg g'standen is, an d' Mutter erinnern und an die letzten Wort, die 's ihnen in's Ohr g'wispest hat — die g'hören a Jed's auf a anders Numero. Mir „Leut' von der Kirchen“ seg'n's schon, wie's an Jedem um's Herz is, mir hab'n a Praxi und lassen uns nit weiß machen, wann au's no so viel mit'n Füchl bei die Augen umareibt. — No, daß i sog', 'n letzten Sonntag war i a drinn', in der Kalvatorikapell'n, um die G'schicht anz'schan'n, über die sich g'wisse Leut 's Maul so gern z'reiß'n . . .“

„Sind's bald ferti mit dem Lamentabel?“ interpellirte der Schneider, während die Kapämmlerin schnarchte, der Hansherr ebenfalls zu nicken begann und der Rest der Gesellschaft in freien Phantasien einen Terno secco componirte. „Der Papst, 's Hochste auf der Welt hat 90“, meinte ein Laternenanzünder; „am Iheresientag is das Unglück g'scheg'n, war 15, weil's aber das Unterste zum Obersten lehrt haben, müass'n m'r's a stürzen und nehmen 51; der Geistliche, der d' letzte ordentliche Meß' g'lesen hat, is, wie mir mein Kam'rad, der Heizer vom Lorenzerbergl, g'sagt hat, zwischen sechz'g und sechsundsechz'g, da bleibt uns nur der 63er und der Terno is da. Und nach Einz setzen m'r's,

weil der Bischof von Linz von dem reichen Keger am meisten bileidigt worden is, das Vertrau'n versöhnt wieder unsern Herrgott — aber jetzt brauchet m'r a Maßl no und der Hausherr schläft schon. Bedt's'n auf!"

„Und 'n 77er nehmen's a no dazu, der hat ‚verruckt und narrisch‘“, ergänzte die frühere Sprecherin, die Frau Röstl, und fuhr dann fort: „Das i's also sag, i war a d'rin — i bin glei ferti Musi Franz! und anhör'n müssen's mi, sonst stell' i mi am Tisch und schrei, daß's Haus z'sammfällt. — Nach dem Spectafel also, was durch vierzehn Tag g'macht word'n is, hab' i glaubt, der ganze Salzgriez is in der Kirch'n — und was sieh i? Die honestesten Leut', meine anständigsten Rundschaften, die bravesten Frauen und die ordentlichsten Männer, mit ein' Wort: Leut', für die i einsteh', Muster von Rechtschaffenheit, die 's Herz am rechten Fleck hab'n, a Herz, das kein' Fallichkeit und kein' Heuchelei kennt, aber dafür ein Mitleid mit der Armuth! — I hab' meine Wirkzeichen! Wann die Frau und die und die wo dabei is, dort kann's nir Schlecht's geb'n und so is's a!“

„I hab' die Predig und die Mesi g'hört; i versteh' wie a Predig sein muß; i hab' no 'n Vater Werner g'hört und 'n Vater Götschin und 'n Vater Jakob, und die hab'n's verstanden, 'n Leut'n in's G'wissen z'reden, aber i muß sag'n: der reiche Pfarrer is mein Mann! G'weint hab' i, und unsereins, was sechzig Jahr beim G'schäft is, weint si nimmer so leicht.

Und die Mesi war a in der Erdnung, nit was schwarz unter'm Raquel is, hat g'fehlt, a Mesi, der Papst könnt's nit schöner halten. Die G'schicht aber, Musi Franz, die's von der blutigen Hoitie da ansticht hab'n, das is a dalkete Zug' und Sie sollten Jhna ichamen, als Mannsbild so daher z'pauken! Wann's a alt's Weib war'n, licket i mir's g'fall'n. No i sag Jhna nur das Eine: Wi seg'n's in lauer andern Kirchen mehr, als — bei die Wipplinger, Jnsamen!“

„Musi“ Franz, der unichtbare Nidichneider, erwiderte nicht, denn er hatte sich bereits vor der letzten Apostrophe aus dem Staube gemacht. Auch von der ubrigen Gesellschaft, die sich allmahlig empfahl, wurde die muthige Rednerin keiner Antwort gewundigt. Genügte es diese? Nicht im Geringsten! Waren doch

ihre schlichten Herzensergießungen eigentlich an keine specielle Adresse gerichtet, sondern sie wollte in der „großen Frage“ nur ebenfalls ihre Stimme vernehmen lassen, gehört mußte sie werden und als „Frau vom Fach“ hatte sie das volle Recht dazu. Als sie ihre Brust erleichtert und von den übrigen Gästen der Schankstube ein vielfältiges: „Wahr is's, Frau Kest! Recht hab'n's! Mir bleib'n bei unserer alten Religion, mir brauchen fein' neiche!“ herübererscholl, da nickte sie zustimmend und zurieden, zahlte ihr Seidel Wein und humpelte heimwärts. — —

Das war Montag Abends. Dienstag kam der „große Schlag“, das „Interdict“, und als ich ihr zufällig begegnete und ihr die Neuigkeit mittheilte, in der Erwartung, daß sie die Nachricht erschüttern müsse — behielt sie auch da noch ihre volle Fassung und erwiderte mir nur: „Sag'n's 's Dem, der Ihnen das g'sagt hat, i laß'n schön grüß'n!“ —

Werkwürdig! Daß man Leute „vom Fach“ mit nichts erschrecken kann! — —

Drei Stunden (im „Mißgrübel“) unter dem Ministerium „Direček-Tabietinek“.

I.

Wien, 8. Februar 1871.

Im Mißgrübel, dem bekannten Rendezvous der „Weinbeißer“, bot die neueste Ministerliste gestern Anlaß zu erregten Debatten. Ein Fiaker — wenn man uns recht berichtet, der „Dukla-Peperl“ — rief: „Au Psiff no auf den Schroden!“ — „Was is denn g'scheg'n?“ frug der Nächstjüngende. — „No, hab'n's es nit g'lesen in der „Wiener Zeitung“? Böh'm müass' ma werd'n — a g'wisser Janiczek oder wie er haßt, der Teufel mirtl sie a so an Nam, kriagt 'n ganzen Unterricht von uns're Kinder in d' Hand, und sei Landsmann, da Habtanel oder Stepanek — oder haßt er gar Probaszla — 's is eh alles ans — der übernimmt die sogenannte Justiz, und so hätt' ma's halt wieder amal ordentli beisamm und 's Andre wissen's eh, und dafür möcht i

no an Pfiß, daß i mein Arenfleisch mit G'sund g'miaß; daß haßt, wann's d'erlaubt is!"

Zwei Amtsdienern, welche eben an der Schänke standen, und wie üblich, ihren halbstündigen Stehpfiß tranken, mußte diese urwüchsigc Kritik der gräßlich Hohenwart'schen Protegés etwas despectirlich dünken, denn der Eine meinte ziemlich gereizt: „Branchen's gor nit sticheln auf Böhm', was jans allimal bester Biamte g'weßt und gute kaiserliche Diener!“ — „Und kummt Zeitpunkt jekt, hochwichtiges“, ergänzte der Zweite, „wo brave Landsleut unjerige kummens wieder zu grußmächtige Anseg'n und können Landsleut' ibriges, urdentliche, was hat tren und redlich gedient, verheissen auf gute Plazl und brauchen's nit fecte zu dringliche Preuß' oder Wienerische Gelbschnabel, jaulenzerische, nirmützige, miserablige, mit Cigarl in Gusch ganze Tag, was nix macht, als dumme Spaßel über brave kaiserliche Diener!“

„Und wirde jekt geh'n aus andere Tonart“ — half wieder der Erste dem Zweiten — „wird abschafft grausliche Gasbart, was trachte schon klauwunzige Schulbub von Practicant und wirde Eritentz Groß Hohenwort, was ise gute, preiswürdige Katholik, nehmen Staubbeien für Aud, was hote einschmuggelt in kaiserliche Wrodienuß unter Freimaurer.“

„Mir is 's ja eh recht“, rief der Fiaker, „wann die Böhm amal alle beisamm auf an Alect jan, bringt's es nur alle her nach Wien — mir paar Wiener zieg'n uns nachher nach Leutenichl oder nach Gzastan, so is do a Muah. Aber 'n Sedlitzli grab'n ma Eng no früber aus, den legt's Eng in d' Schatzkammer! Is das a Pomidlisching und a Gollatzenzeit! An Pfiß no und nachher: Aufsi — aufsi — aufsi möcht i geh'n!“ —

(Letzteres scheint der Lieblingsrefrain der Wiener werden zu wollen.)

II.

Wien, 11. October 1871.

Am „Ringgruberl“, der bekannten Weinstube, ging's Sonntag wieder einmal hoch her. Es fand sich nämlich zufällig jene Heine, aber gewählte Gesellschaft abermals zusammen, die

vor acht Monaten, als das wohlthätliche Ministerium „Zirecet-Habietinet“ inaugurirt wurde, den überraschenden Fall in populärer Weise besprach. Der „Dullia-Peperl“, der lustigste Wiener Fiaker, stand wieder, wie damals, an der Schänke, um seinen gewohnten „G'undheitspfiß“ zu trinken und neben ihn stellte das launische Geschick das kanzleidienerische Diosturenpaar, welches an jenem denkwürdigen 7. Februar das Advancement von „Landsmann ihrige“ mit so classischem Stotze erfüllte.

„Geb'n's me no gruß Zeitel, Frau Schuh, an Freudentag czechische, wo hab'n's me endlich durchg'setzt Ausgleich langmächtige von Nation grußmächtige böhmische, mit Wienerstadt rebellische!“ rief der Eine der Wenzels-söhne, that einen herzhaften Zug, trocknete sich mit der Zunge die Oberlippe, schnunzelte bedeutungsvoll und entschloß sich sodann zu der Resolution: „Meinetwegen no Pfiß mit klane Spritzer, kummt eh bald Krönung, wo Alles is umjunst!“

„Das is halt Enger Numero: Alles umjunst!“ warf der Fiaker ein. „Kosten darf's mir und no a Michio dazu! Was kriagt's denn no Alles außa von uns? Sagt's es halt, wann's eppa a klan's Geld brauchts, mir jan ja z'weg'n dem auf der Welt . . .“

„Mußt mir geb'n Antwort, feste Preuß', zudringliche, gelbschnabliche (raunte der Dritte seinem ärarischen Collegen zu), werd' ich schon Maul stopfen, wann untersteht, dumme Spasett machen mit brave kaiserliche Diener . . . Geb'n's noch Pfiß!“

„Mir a an!“ rief der Fiaker, „wann der buklate Ausgleich ferti is, bleibt uns vielleicht eh ka Tropfen, außer von der reichen Wasserleitung, und do is's a no mit g'wiß, ob amal was außa rinnt. Mir Dirndl Landon! Wann's bei mir in der Gist- und Gallmaschin zum Sieden anfangt, nachher zahl' i Eug die „Note“, die auf's dreieinige Powidl-Landt kummt, selber aus!“

Die anderen Zwei unisono: „Halt'n's Gusch, dumme Redt!“

Der Fiaker: „Das is der rechte Ion, in dem's mit an Wiener reden müßt's! Habt's eppa die alte böhmische Polizei schon wieder beisamm', weil's gar so käwi jeid's? Ruckt's außa mit die hechttrauen Kreuzritter, sangt's an zum Arratir'n, dös is jo das G'schäft, was 's am Besten g'lernt habt's!“

„Wird schon kummen nach Ausgleich und Haslinge kumnte auch! Hihihih!“ replieirte der Erste triumpfirend und bot seinem Kameraden eine Priße.

Der Kaiser: „No, jo, richt's Eng's halt her, wie's Des braucht's! Nur kan Schenirer! Außer mit der Farb und wann's no so dr. . . . is! Was Ander's erwart' ma ja gar nôt: mir geben die Bud'ln her und Des d'Haslinger, dôs is der Ausgleich, wie's 'n möcht's, Des Gollatsch'nhelden, dôs is die G'schicht vom Abfagl, 's allerneichste Liad, was ma erst kriagt hab'n. . . an Pfiß no! und halt's ma mein' eijern' Arm, sunst hau' i das ganze Krippelg'spiel z'jamm, eh's aus'n Leim geht!“

„Gilt sich, dalkete, preußische Wiener, hihihih! Stuß an Kamrad, Pane Kieger soll leb'n!“

„Soll se leb'n und Palacty daneb'n, viele hundert Jahr'!“

„Bist's denn gar kane andern Böhm', als alleweil dô Bwa? Schaut's, daß an Dritten dazu find't's, daß 's Kleeblattl beisamm' is: an Hojrath aus der ,alten Schul' oder sunst was Zauber's!“

„Hojrath aus alte Schul' war'n's gute Patriot. . .“

„Kreiß, 's bat Kaner 'n Andern in Wadl bißen!“

„Red'n's nit, was hab'n's nit dient in kaiserliche Wiro; versteh'n's Menlas von Manzelei. . .“

„Gott sei Dant! Aber so viel versteh' i, daß 's Zeit war, mit Eng deutsch z'reden, engre Bosöjenkammerln aufz'mischen, 's Quatertrückerl höher z'hängen, und dô z'kampeln, dô gar z'traupet jan! Was wollt's denn eigentlich von uns? Habt's no nit gnuag? Zan vielleicht no wo ein paar guate Plakln, wo 's kan Landsmann unterbracht habt's? Epigt's eppa no auf a paar Ministerpost'sol? Schaut's Eng halt um und sagt's es, was's braucht's, vielleicht find's no a Bisl was, was Eng paßt; viel is freili nimmer da zum Ausnuach'n, weil's eh schon Alles hab't's! — Herrschast Lannabam! Wann i z'red'n hätt!“

„Wienerische Preuß' bat gar nir red'n, bat lusch'n; is e Zeitpunkt and're word'n, fragte Maß, um lannje Deutsch! Mir lann me da! Mir hab me siegte! Diky bohu!

Geb'n's noch Pfiß!“

„Und miñ a Glas'l Schlibowitß, daß i ma mein' Mag'n chut an des bohnniche Krubind!“

„Ban's woll'n bileidigen, ruf' me Patrol!“

„Strapazirn's Jhna nit! I waß eh, daß die Patrol in Eng'rn Pfundamentg'jeg d'Hauptfach' is. Um was ander's habt's Eng eh nit kummert! Fangt's halt glei an und räumt's z'samm in Wiarn! Jagt's uns d'Lehrer davon, die no nit powidal'n können und schickt's uns die Breitkrampeten einer, Des habt's es ja im Vorrath. Und was's Zahlen betrifft, daß werd'n schon mir thuan, mir hab'n's ja!“ —

„Is eh böhmische Geld!“ . . .

„Freili, dafür gilt's a so viel!“

„No, werde spannen, Wienerische Hungerleider, wann wird e Geld aus'gworfen bei Krönung böhmische!“

„Dö Krönung steckt Eng halt in' Kopf, weil's was z'chenk'n friagt's und an bratnen Dschen a no dazu. Guat'n Appetit! Eßt's Eng amol satt an dem Bissen, uns laßt's eh nur wieder d' Hörndln! . . . A Cigarl möcht i no, eh' d' Welt böhmisch wird, aber aus, was Lust hat, weil i mein' Blasbalg no weiter brauch', wann man die reiche Nationalmelodie lernen müssen, dö mit die „brce und drce und free“. Schamster Diener, meine Herrn, und bleib'n's schön warm ang'legt, 's kumt a schlecht's Wetter kummen! Dullia! Dullia!“ . . .

III.

Wien, 1. November 1871.

Im „Mißgrübert“ feierte gestern der „Dullia-Peper“ einen seiner schönsten Triumphe. In patriotisch-übermüthigster Laune in die Weinstube tretend, rief er, mit den Fingern schmalzend, gellenden Tones: „'s Theater is aus! Gar is's mit der Komödi! — An Pfiß g'schwind, und wann viel-leicht a paar Böhm' da sein, die z'Haus fahr'n woll'n, i führ's umsunst!“

Frau Schuh, die würdige Matrone, verwies dem enthu-siastischen Ugermanen in sanfter Rede solch anzugliche Bemerkungen, der aber schnellste seinen Mut in die Höhe und replicirte: „Laßt's ma mein Freund', daß i wieder deutsch sein darf

und vom Powidldialect mir z'wissen brauch! Aber beim z'Hausführ'n bleibt's, und mir is nur lad, daß mein' Parutjch heut nit so lang, wie der Triester Postzug is, Alle müßt'n's einsteig'n und in an sech'n Trapperl ließt i's fürischießen, die Bräun'ln, und wann's bis Leitomischl gínget! Also, vorwärts, wer sein Binkrl g'richt' bat; packt's z'samm und macht's nit viel Umständ beim Abschied, weil eh la Raß want um Eng!"

„Musji Schub! Lassen's nit bileidigen Nation, was is in Unglück momentanige, junst ruß me Patrull!“ scholl's von einer Tischdecke herüber, worauf der Diater, auß's Angenehmste überreicht, dem Sprecher zurief:

„Ah, Etwas, meine Herrn! Da sít ja das ausg'warmte Vorzimmerpaarl, was damals so fed mitzwischert hat, wie das reiche G'jangl ang'sangen hat, und der böhmische Wind a wengl z'scharf gangen is! Wo, wie geht's Eng denn? Wie viel Knöpf' triagt's denn als Pension für die paar Brodtäg', die's dient habt's? Nit wahr, mir san a Bisl nobli? Mir zahl'n, wann ma d' Leut' a gar nit brauch'n hab'n sinna, aber das schenirt uns nit, weil mir's hab'n und thun sinna, und weil's auf a paar Millionerln mehr oder weniger nit mehr ankummt.

An Pfiff no, zum böhmischen Valedi!"

„Stede, dalkete, nirmutzige preußische Wiener wird e schau'n, wann brave, kaiserliche Diener aus elendige Kest, stínkete, wegzíeg'n und muße vor Hunger frepirowat. -- Stuß' an Mamerad!"

„Wachte was, mir geh'n me no nit furt, mir b'leib me da, mir woll'n's me seg'n, wie kummt Durcheinander kalewatschete in Piro, wo verlegte a Stück um andere, weil's ham's noch nit dient in Manzelei, bibibi!"

Tranf der Diater: „Laßt's Eng la grau's Haar wachsen, so schon, wie Tes, treiff' ma's a! Hochstens, daß ma nit so viel G'schwíterlind zum veríorgen hab'n! Mir werd'n's halt a Zeit lang probíu'n, ob ma's ohne Bohm' a richten können, mir scheint, es wird geh'n! Und jetzt, pfíart Eng Gott! Wann's z'samm-rein's, sag's es daham: Gar so dumm san ma nit, wie ma an-schau'n, und daß's mit'n Bohmisch werd'n' nit p'cessirt, und daß ma die Grenan' kennen, die im Gras umahupfen, und daß die reiche Jar bat: „Deutsch woll'n

m'r bleib'n!" und nach derer Tar wird g'fahr'n und da is vom Umwerfen ka Red', weil's dös nit gibt! Zu uns müßt's kommen um a alt's G'wand und — 's Andere wißt's eh! — Und jetzt laßt's ma no amal d' Biazzeitung lesen, jo schön war's no gar nit, wie hent — aber dö Nummer hätt' schon vor acht Monat kommen soll'n. Her mit die Reischkripter! Is dös a Heß!"



Schlußwort.

Meine kleine Wiener Chronik ist zu Ende. Indem ich sie überblide, erschrecke ich — von den sonstigen zahllosen Mängeln und Defecten nicht zu sprechen — vor zwei Hauptgebrechen, welche zu repariren nun wohl zu spät ist. Ich meine die vielfachen Wiederholungen gewisser charakterisirenden Beobachtungen und — daß ich einzelner Personen despectirlichsten Rufes wohl allzu häufig gedachte und sie in ungehörlicher Weise in den Vordergrund stellte.

Was nun letztere Capitalsumme gegen den guten Geschmack anbelangt, so glaube ich, mich mit dem Vorjake rechtfertigen zu dürfen, in allen Dingen nur das getreueste Spiegelbild liefern zu wollen. Ist es meine Schuld, wenn sich ganze Schichten und Stände selbst stigmatisiren, und sowohl bei ihren öffentlichen Rendezvous, wie privaten Conventikeln gerade den . . . widerlichsten Personagen die Hauptrolle und den Ehrensitze überließe? Traß ich bei meinen diversen Kundgängen auf solche Crimina

so dürfte ich sie nicht verschweigen, wiewohl ich selbst am meisten es beklage, daß, wenn ich auch zeitweise Edelwild zu jagen hoffte, stets nur daselbe etle Ungeziefer mir entgegentroch.

So viel zu meiner Verificirung hinsichtlich des einen Hauptpunktes; die übrigen mögen von dem gütigen Leser für du-mal nachrichtsvoll „aufgelassen“ werden. —

P. K. Rosenger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben.

— Band 1 bis 20. —

Eleganteste Ausstattung.

Preis geheftet 25 fl. = 50 Mark.

In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner und rother Farbe).

Preis 37 fl. = 74 Mark.

Inhalt.

Das Buch der Novellen.	Feierabende; Sommerabende.
1. 2. 3. Band.	Winterabende.
Die Schriften des Wald- schulmeisters.	Am Wanderstabe.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.	Sonntagsruhe.
Die Helfer.	Dorffünden.
Volksleben in Steiermark.	Meine Ferien.
Heidepeter's Gabriel.	Der Gottsucher.
Waldheimat. 1. 2. Band.	Neue Waldgeschichten.
	Geschichtenbuch des Wan- derers. 1. 2. Band.
	Bergpredigten.

Bezugsweise:

Complet, 20 Bände, geheftet Preis: 25 fl. — 50 Mark.

Complet, 20 Bände, gebunden Preis: 37 fl. — 74 Mark.

In einzelnen Bänden, geheftet . . à Band: 1 fl. 25 kr. — 2 M. 50 Pf.

In einzelnen Bänden, gebunden . . à Band: 1 fl. 85 kr. — 3 M. 70 Pf.

In 100 Lieferungen à 25 kr. = 50 Pf.

Jeder Band wird einzeln abgegeben.

A. Hartlebens Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben.

Band 21 bis 28.

Band 21.

Höhenfeuer.

Neue Geschichten aus den Alpen.

27 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark.
Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.

Band 22.

Allerhand Leute.

29 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark.
Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.

Band 23.

Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

21 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark.
Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.

Band 28.

Allerlei Menschliches.

30 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark. Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.
Die Bände 21 bis 28 sind auch als Vicerungen 101 bis 164 (à 25 Kr. = 50 Pf.) von Rosegger's Schriften zu beziehen. 28 Einbandeden zu Rosegger's Schriften, von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, kosten pro Decke, in grüner oder rother Farbe, 40 Kr. = 80 Pf.

Band 24.

Martin der Mann.

Eine Erzählung.

23 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark.
Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.

Band 25, 26

Der Schelm aus den Alpen.

Allerhand Geschichten und Gesellen.
Schwänke und Schürren.

Zwei Bände 53 Bogen. Octav. Geh.
4 fl. — 8 Mark. Eleg. geb. 5 fl. 20 fr.
= 10 Mark 40 Pf.

Band 27.

Hoch vom Dachstein.

Geschichten u. Schildereien a. Steiermark.

30 Bogen. Octav. Geh. 2 fl. — 4 Mark.
Elegant geb. 2 fl. 60 fr. = 5 M. 20 Pf.

Miniaturnusgaben.

Waldheimat, 1. Band. Kindesjahre. 3 Aufl. 34 Bog. In Orig.-Prachtband mit Goldschnitt. Waldheimat, 2. B. Lehrsätze. 3. Aufl. 34 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Die Schriften des Waldschulmeisters. 13. Aufl. 27 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Das Buch der Novellen. Erste Reihe. 5. Aufl. 34 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Aufl. 33 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Peter's Gabriel. 1. Aufl. 27 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Die Welter in ihren Wald- und Dorstypen geschildert. 4. Aufl. 35 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Der Wolljücker. Ein Roman. 4. Aufl. 40 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Sonntagseruhe. 4. Aufl. 32 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Dorstypen. 4. Aufl. 33 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Das Volkstheben in Steiermark. 6. Aufl. 37 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Höhenfeuer. 2. Aufl. 27 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Aufl. 35 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Allerhand Leute. 4. Aufl. 36 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Das Wandersbuch des Wanderers. 3. Aufl. 35 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Aufl. 27 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Neue Waldgeschichten. 6. Aufl. 30 B. C.-Pb. m. Goldsch. — Hoch vom Dachstein. 1. Aufl. 31 B. C.-Pb. m. Goldsch.

Alle 7 Bände in eleg. Orig.-Einband mit Goldschnitt 3 fl. 30 fr. = 6 Mark.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erscheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 kr. = 75 Pf.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. = 19 M.

Das Bedürfnis nach guter belletristischer Lectüre, welches thatsächlich nicht nur vorhanden ist, sondern auch mit jedem Tage wächst, hat die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung, welche seit mehr als neunzig Jahren für die Verallgemeinerung der Wissenschaften und der literarischen Bildung wirkt, veranlaßt, auch diesmal ihr Scherflein beizutragen und zu einer neuen Unternehmung entschlossen gefunden, welche nun im zweiten Jahrgange unter dem Titel

Collection Hartleben

vierzehntägig, in Bänden zu zehn bis zwölf Bogen erscheint. In schöner, moderner Ausstattung, mit angenehmen lesbaren Lettern gedruckt, gut und dauerhaft gebunden, bietet die

Collection Hartleben

zu wohlfeilen Preisen die hervorragendsten Romanschriftsteller aller Nationen. In erster Linie werden die gediegenen Werke des **eigenen belletristischen Verlages**, welche meist seit Jahren vergriffen sind, der heutigen Generation in guten, sorgfältig revidirten Ausgaben näher gelegt und soll damit der Beweis erbracht werden, daß das, was unseren Vätern gefiel und damals als gediegen galt, als schön und mustergrütig befunden wurde, zum großen Theile **auch heute eine Erstlingsberechtigung** hat und verdient, Gemeingut zu werden. Aber nächst den englischen, französischen, italienischen, polnischen, russischen, schwedischen, spanischen und ungarischen Autoren vergessen wir auch die deutschen Dichter nicht und lassen ihnen Gerechtigkeit widerfahren: Akhard, Ainsworth, Arlincourt, Balzac, Beauvois, Currer Bell, Berthet, Blanquet, Bulwer, Besozzi, Capendu, Dashi, Degré, Delpit, Deatys, Didenz, Dumas Vater und Sohn, Göttsch, Oct. Genillet, Féval, Feydeau, Flaubert, Flügge-Garlén, Fouldras, Gassel, Girardin, Gondrecourt, Gargales, Herlasjohn, Terrold, Jofai, Jozsita, Kraszewski, Lavargne, Maquet, Montepin, Theob. Mundt, Mügge, Paalzow, Perrin, Ponson du Terrail, Rojzger, Roverta, George Sand, Sandeau, Sentie, Eugen Sue, Thaderay, Verne, Wood und viele Andere stehen auf unserem Repertoire. „Wer vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen“, und so wird hoffentlich die

Collection Hartleben

deren erste Serie so reich feiten Boden im großen Publicum gewann, auch ferner die beifällige Aufnahme finden, deren sich die Publikationen unseres Verlages stets zu erfreuen hatten.

Auf nächster Seite bieten wir das Programm des zweiten Jahrganges von 26 Bänden, der

Collection Hartleben

dar und empfehlen diese Unternehmung ihrer Gediegenheit und Wohlfeilheit halber der weiteren freundlichen Aufnahme.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Vierzehntägig erscheint ein Band.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 kr. = 75 Pf.

Pränumeration für ein Jahr (26 Bände) 10 fl. = 19 M.

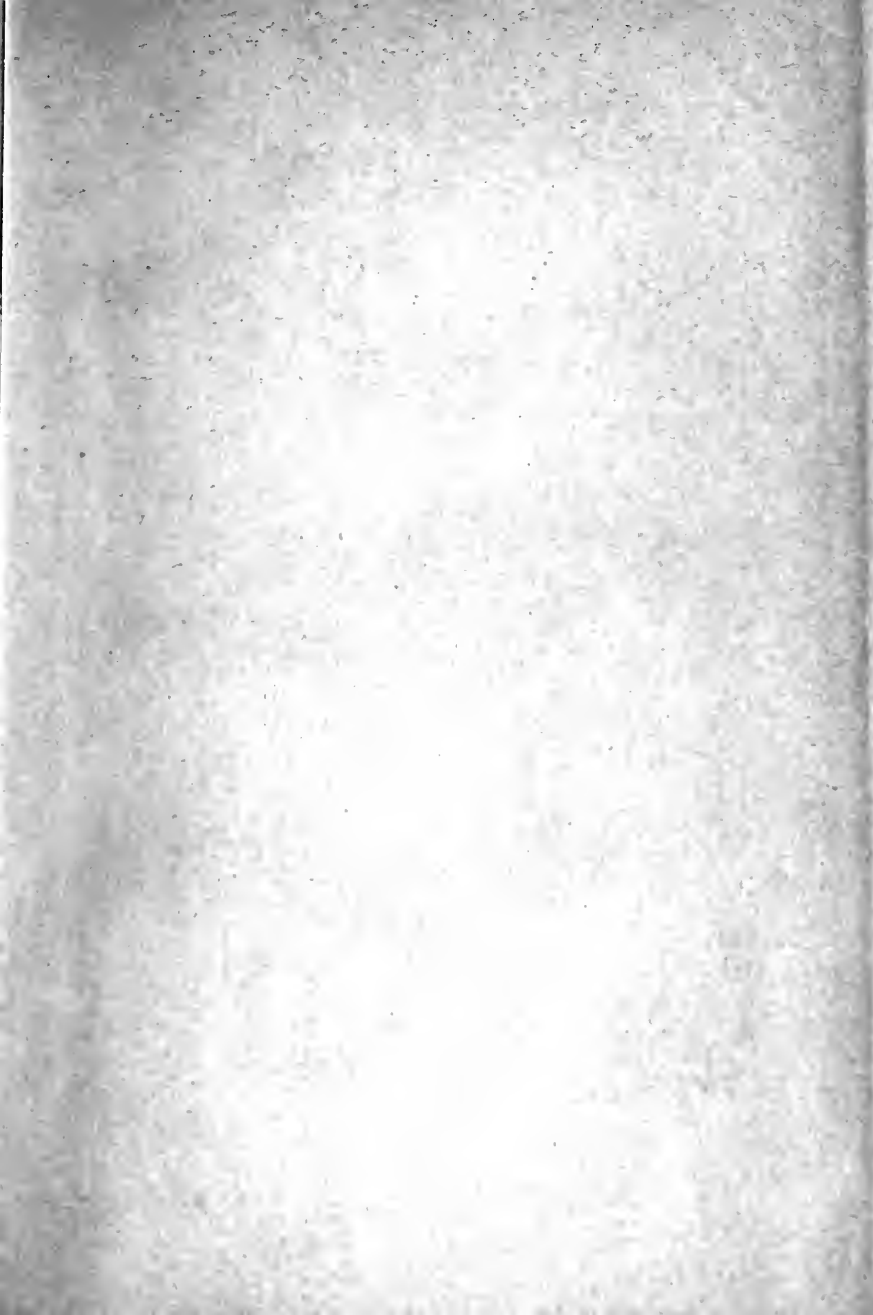
Inhalt des ersten Jahrganges.

- I.—IV. Carlen, Emilie. Der Vormund.
- V.—VI. Dumas, Alexander. So sei es.
- VII.—VIII. Sue, Eugen. Miß Mary.
- IX. Iohai, Mor. Hallil Patrona. (Die weiße Rose.)
- X. Sand, George. Die kleine Fadette. (Die Grille.)
- XI.—XII. Bügge, Theod. Verloren und gefunden.
- XIII.—XIV. Thackeray, William. Die Geschichte Heinrich Esmonds.
- XV. Turgenjew, Iwan. Frühlingskuthen.
- XVI. Marquet, Aug. Liebe und Verrath.
- XVII.—XIX. Dumas' Sohn. Roman aus dem Leben einer Frau.
- XX. Féval, Paul. Der schwarze Bettler.
- XXI.—XXII. Sandeau, Jul. Palerense.
- XXIII.—XXIV. Berthet, Elie. Der Wolfsmensch.
- XXV.—XXVI. Hinoworth, Harrisson. Der Verschwender.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

- I.—III. Krajewski, J. J. Am Hofe August des Starken (Gräfin Collet).
- IV. Rovetta, Girolama. Der erste Liebhaber.
- V.—VI. Delpit, Albert. Cheresine.
- VII. Hofegger, P. A. Streil und Sieg.
- VIII. Dumas, Alex. Sohn. Diana de Eya.
- IX. XI. Hertoldsohn, H. Wallensteins erste Liebe.
- XII. Besoffi, Max. Späte Einsicht.
- XIII. XIV. Sue, Eugen. Hinder der Liebe.
- XV. Degre, Al. Blaues Blut.
- XVI. XVII. Sand, George. Bekenntnisse eines jungen Mädchens.
- XVIII. XX. Bell, Curver. Die Waise aus Cowood.
- XXI. XXII. Flaubert, G. Mad. Bovary.
- XXIII. Gashet, J. Eine Nacht.
- XXIV. XXVI. Dumas, Alex. Chevalier von Mailon Rouge.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.





PT
2504
S816
1893
Bd.1

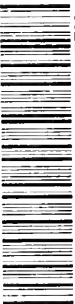
Schlögl, Friedrich
Gesammelte Schriften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 05 006 5